

**SONJA KUZMICS**

# **JUNG, TRAURIG, VOGELFREI**

**Zur literarischen Darstellung  
von Depressionen in weiblichen,  
prekären Lebenswelten**

**Graz University  
Library Publishing**



**Sonja Kuzmics**

**Jung, traurig, vogelfrei**

# **GEWI AUSGEZEICHNET : ABSCHLUSSARBEITEN**

Band 1

Herausgegeben von der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz

## **Editorial Board:**

Dekan Michael Walter

Vize-Dekanin Sonja Rinofner-Kreidl

Studiendekanin Margit Reitbauer

Vize-Studiendekan Nikolaus Reisinger

**SONJA KUZMICS**

# **JUNG, TRAURIG, VOGELFREI**

**Zur literarischen Darstellung  
von Depressionen in  
weiblichen, prekären  
Lebenswelten**

**Graz University Library Publishing**



**Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch:**

Geisteswissenschaftliche Fakultät der Universität Graz

Zitiervorschlag:

Sonja Kuzmics, Jung, traurig, vogelfrei. Zur literarischen Darstellung von Depressionen in weiblichen, prekären Lebenswelten. Graz 2021.



CC BY 4.0 2021 by Sonja Kuzmics

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung der Urheberin die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

**Graz University Library Publishing**

Universitätsplatz 3a

8010 Graz

<https://library-publishing.uni-graz.at>

Grafische Grundkonzeption: Roman Klug, Presse und Kommunikation, Universität Graz

Coverbild: Isabell Schaffer

Lektorat: Dr. Rosemarie Stern

Satz: Sonja Kuzmics

Typografie: Source Serif Pro und Roboto

Printed in Europe.

ISBN 978-3-903374-01-0

DOI <https://doi.org/10.25364/978-3-903374-01-0>

*Für meine Eltern*



*„Und ich denke, daß es gut ist,  
wenn ich alles beschreibe,  
weil ich ein ungewöhnlicher Mensch bin.*

*Ich will so ein Glanz werden, der oben ist.  
Mit weißem Auto und Badewasser, das nach Parfüm riecht,  
und alles wie Paris. Und die Leute achten mich hoch [...]  
– nichts kann mir mehr passieren an Verlust und Verachtung,  
denn ich bin ein Glanz.“*

Irmgard Keun, *Das kunstseidene Mädchen*, 1932

*“I saw my life branching out before me  
like the green fig tree in the story.  
From the tip of every branch, like a fat purple fig,  
a wonderful future beckoned and winked. [...] I  
wanted each and every one of them,  
but choosing one meant losing all the rest,  
and, as I sat there, unable to decide,  
the figs began to wrinkle and go black,  
and, one by one, they plopped to the ground at my feet.”*

Sylvia Plath, *The Bell Jar*, 1963

*„Ich fange an, meine Depression als Politikum zu betrachten.“*

Susanne Heinrich, *Das melancholische Mädchen*, 2019





# Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	13
0. Einleitung.....	14
1. Was sind Depressionen?.....	17
1.1 Begriffsbestimmung.....	17
1.2 Andrew Solomon: Saturns Schatten .....	18
2. Depression und Gesellschaft .....	22
2.1. Soziologische Aspekte der Depression .....	22
2.2 Die Illusion der Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus .....	25
2.3 Die verbotene Müdigkeit.....	27
2.4 Soziale Beschleunigung und Entfremdung .....	30
2.5 Der Risikozwang .....	34
2.6 Riskante Beziehungsmodelle und die neue Einsamkeit der Frau.....	38
3. Generationen .....	43
3.1 Die Relevanz des Generationenbegriffes und dessen Probleme .....	43
3.2 Was sind Generationen? .....	43
3.3 Die sechs Generationen der Nachkriegszeit .....	47
3.4 Die Generation Y (2000-2015) .....	49
3.4.1 Einführung und gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen.....	49
3.4.2 Erwachsen werden im Zeitalter des Ungewissen.....	50
3.4.3 Life-Work-Integration – das Verschwinden des Privaten .....	55
3.4.4 Unzählige Möglichkeiten – Entscheidungen treffen.....	56
3.4.5 Strategie Egotaktik – Gefahr Einsamkeit .....	58
3.4.6 Die spezifische Symptomatik der depressiven Generation Y .....	59
3.4.7 Unterschiedliche Persönlichkeitstypen.....	60
4. Die literarische Darstellung von Depressionen .....	62
4.1 Einführung: Kreativität und Psychopathologie .....	62
4.2 Kristevas <i>Schwarze Sonne</i> als Quelle literarischer Kreativität .....	64
5. Der besondere Erkenntniswert der Literatur .....	67
5.1 Literatur als Erlebnis.....	67
5.2 Literatur als Soziologie.....	70
6. Interpretationen .....	75
6.1 Friederike Gösweiner – <i>Traurige Freiheit</i> .....	75
6.1.1 Das Erleben der Depression .....	76
6.1.2 Die Ursachen der Depression.....	86

<b>6.2 Antonia Baum – <i>Vollkommen leblos, bestenfalls tot</i></b>	<b>92</b>
6.2.1 Das Erleben der Depression	93
6.2.2 Die Ursachen der Depression	115
<b>6.3 Simone Lappert – <i>Wurfschatten</i></b>	<b>126</b>
6.3.1 Das Erleben der Depression	128
6.3.2 Die Ursachen der Depression	138
<b>7. Fazit</b>	<b>142</b>
<b>8. Bibliographie</b>	<b>144</b>
<b>8.1 Primärliteratur</b>	<b>144</b>
8.1.1 Bearbeitete Primärliteratur	144
8.1.2 Weitere Primärliteratur	144
<b>8.2 Sekundärliteratur</b>	<b>145</b>
<b>8.3 Film- und Audioquellen</b>	<b>152</b>
<b>8.4 Webseiteninhalte</b>	<b>153</b>

## Zusammenfassung

Wie manifestiert sich der Typus der:des depressiven Millennial:s in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur? Existiert ein solches Phänomen überhaupt wirklich? Und wenn ja: Kann eine entsprechende literarische Lektüre das soziologische und psychologische Wissen zum Thema vertiefen? Nach einer theoretischen Auseinandersetzung mit den Begriffen ‚Depression‘ und ‚Generation‘ wird der Typus der:des depressiven Millennial:s genau beleuchtet. Seine mediale Präsenz ist zwar unübersehbar, doch durch das Hinzuziehen soziologischer Theorien zum allgemeinen Anstieg depressiver Erkrankungen in der Gesellschaft wird deutlich, dass nicht alle der im öffentlichen Diskurs als generationsspezifisch angesehenen Problematiken wirklich *neu* sind. Vielmehr scheint es die – als persönliche Freiheit getarnte – Ausbeutung des Individuums im neoliberalen Kapitalismus zu sein, die in veränderten Strategien auftritt. Neue Formen gesellschaftlichen Drucks, gefördert durch die Erfindung des Internets, prägen die Kohorte; junge Frauen scheinen besonders betroffen zu sein. Diese theoretischen Erkenntnisse werden durch die Interpretation der Primärliteratur verdeutlicht: In den Debütromanen von drei jungen Autorinnen, Friederike Gösweiner, Antonia Baum und Simone Lappert, leidet die jeweilige Protagonistin nicht nur an einer schweren psychischen Erkrankung, es wird auch bewusst über die Probleme der Generation reflektiert. Ihre depressive Lebenswelt wird durch den Gebrauch poetischer Mittel für die Leser:innen nicht nur kognitiv erfassbar, sondern *erfahrbar* gemacht. Eine literarische Auseinandersetzung mit der depressiven Generation Y kann somit einen wertvollen Beitrag zur Destigmatisierung psychischer Krankheiten bieten – ein Anliegen, das heute dringlicher ist als je zuvor.

**Schlagwörter:** Depression, Generation Y, Millennials, Kapitalismus, Neoliberalismus, Psyche, deutschsprachige Gegenwartsliteratur, junge Autorinnen

## Abstract

Does the phenomenon of millennial depression manifest itself in contemporary German literature? And if so, can the reading of respective literary fiction lead to an increase of the reader's knowledge of the sociological subject? After theoretically discussing both terms, 'depression' and 'generation', the type of the depressive millennial is being put under careful consideration. Whereas the media presence of the type is undeniable, not all of the problems that are believed to be generation-specific turn out to be really that *new*. The exploitation of the individual in neoliberal capitalism, which is being sold as personal freedom, just seems to have reached a new stage. New forms of pressures on young adults, made possible mainly through the invention of the Internet, significantly shape the cohort. Young women seem to suffer especially. These theoretical insights were clarified through the interpretation of the selected primary literature: In the debut novels of three young authors, Friederike Gösweiner, Antonia Baum and Simone Lappert, the female protagonists not only suffer from depression and anxiety, but they also reflect consciously over the problems of their generation. Through the use of poetic devices, such as mimesis, metaphors and asymbolic elements, the reader gains access to the protagonist's depressive world. A literary discussion of millennial depression therefore does not only enrich the understanding of the matter, but also contributes to destigmatizing mental illnesses – an interest that is today more pressing than ever.

**Keywords:** depression, Generation Y, millennials, millennial depression, capitalism, neoliberalism, psyche, contemporary German literature, young female authors

## Vorwort

Viele meiner Freund:innen und Bekannten leiden an psychischen Problemen und einige nehmen Psychopharmaka. Manche sind schwerer betroffen als andere und haben bis zu einer spezifischen Diagnose wie ‚Bipolare Störung Typ II mit Mischphasen‘ eine lange diagnostische Reise und viele Medikamentenwechsel hinter sich – andere, glücklichere, leiden nur für wenige Monate an einer depressiven Phase und so etwas Simples wie ein Yoga-Kurs im Sommer reicht, um dieser – für den Moment – ein Ende zu setzen. Das Spektrum psychischer Erkrankungen ist breit – und die meisten Leidensgeschichten liegen irgendwo dazwischen. An Depressionen oder Angststörungen leidet (oder, im erfreulicheren Fall, litt) etwa ein Drittel meines gesamten Freundeskreises – mir inklusive.

Natürlich kann es sein, dass wir einfach alle sehr sensibel sind und uns nicht zuletzt deshalb so gut verstehen – deshalb sage ich auf keinen Fall, dass die Statistik psychischer Erkrankungen in meinem Freundeskreis in irgendeiner Weise für die gesamte Gesellschaft repräsentativ ist. Was sich aber als interessant und bemerkenswert offenbart, ist, dass wir alle an ähnlichen, externen, gesellschaftlich bedingten Hindernissen zu scheitern scheinen. Denn obwohl jede:r von uns eine individuelle Leidensgeschichte hat, ist es nicht zu übersehen, dass sich diese zutiefst privaten Erlebnisse und Gedanken alle irgendwie ähneln und ein Muster zu ergeben scheinen. Und das gilt nicht nur für diese von mir und meinen Freund:innen, von denen viele ebenfalls in Graz aufgewachsen sind, einige dieselbe Schule besucht haben und sehr ähnlich sozialisiert sind – nein, meine Facebook-Timeline ist gespickt mit Artikeln über depressive Erkrankungen von jungen Erwachsenen aus den USA, Schweden, Deutschland, Spanien oder England. Ob autobiografische Texte oder Versuche soziologischer Analysen, ähnliche Muster von Symptomen, möglicher Ursachen und Hintergründen ziehen sich durch alle Beiträge: Die Protagonist:innen sind jung, aus der Mittelschicht und haben unglaublich hohe Erwartungen an den Glücksgehalt ihres Lebens, eng verknüpft mit der eigenen Leistung. Das private Grauen scheint ein allgemeines System zu durchziehen. Was die meisten – höchstens – der Familie und den besten Freund:innen erzählen und was viele schuldbewusst für sich behalten, scheint kein persönliches, sondern ein gesellschaftliches Phänomen zu sein: Die ‚depressive Generation Y‘.

## 0. Einleitung

In der vorliegenden Arbeit soll die Frage beantwortet werden, ob und wie sich das Phänomen einer ‚depressiven Generation Y‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur manifestiert.

Im öffentlichen Diskurs der Industrieländer wird seit einigen Jahren vermehrt von einer steigenden Anzahl depressiver Erkrankungen, vor allem in den jüngeren Generationen, gesprochen. Doch diese Aussage ist schwer zu verifizieren: Ob Depressionen heutzutage wirklich häufiger auftreten oder ob sie nur medial präsenter sind, ist fraglich. Vielleicht treten sie sogar weniger häufig auf, doch durch die zunehmende Entstigmatisierung des Themas – und einen gewissen Hype – behaupten Personen, depressiv zu sein, die es gar nicht sind, sondern verwechseln Depressionen mit jenen normalen ‚schlechten Tagen‘, die auch psychisch Gesunde erleben. Vielleicht schreiben sich manche Leute die Krankheit zu, um interessanter zu wirken und herauszustechen<sup>1</sup>; vielleicht tun sie dies einfach aus einem Missverständnis heraus, weil sie nicht wissen, was Depressionen eigentlich sind. Der quantitative Anstieg der psychischen Krankheit ist also vielleicht nur ein scheinbarer: Möglicherweise waren die Leute vor 200 Jahren sogar viel depressiver, aber haben sich umgebracht, anstatt diagnostiziert und somit statistisch erfassbar gemacht zu werden – weil die Lebensumstände ihnen keine Diagnose und folglich keine Therapie ermöglichten. Es gibt zahlreiche Essays, Artikel, Aufsätze, Studien, Sammelbände und Monografien, die einen gesellschaftlichen Anstieg von depressiven Störungen behaupten – doch diesen wissenschaftlich zu hinterlegen, bleibt nicht zuletzt aufgrund der der Krankheit immanenten Diagnoseunschärfe schwierig: Die meisten einschlägigen Statistiken beruhen auf Studien, die auf Fragebögen basieren. Diese beziehen sich stets auf subjektive Aussagen der Befragten, die durchaus subjektive Fehleinschätzungen darstellen können. Es ist also nicht mit völliger Gewissheit möglich, von einem quantitativen Anstieg depressiver Erkrankungen in der heutigen Zeit zu sprechen. Doch was behauptet werden kann, ist, dass Depressionen mehr und mehr thematisiert werden – ob im wissenschaftlichen Bereich, in den Medien oder in der Kunst. Und was außerdem behauptet werden kann, ist, dass sich bestimmte Merkmale in den Beschreibungen der depressiven Zustände der jungen Generationen offensichtlich wiederholen und es sich allein aufgrund dieser auffälligen Merkmalsdichte lohnt, das Phänomen der ‚depressiven Generation Y‘ genauer zu untersuchen. Den Typus der:des ‚depressiven Millennials‘ so genau wie möglich zu beleuchten und festzustellen, ob und wie er sich in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur manifestiert, ist somit das primäre

---

<sup>1</sup> So heißt es etwa bei der Autorin Simone Lappert: „Die Leute interessieren sich für Wunden, ganz egal, ob es Schrammen am Körper oder an der Psyche sind, erst einmal steigern sie deinen sozialen Marktwert, erst einmal ist es eine Geschichte. Aber irgendwann werden die Schwachstellen, die zuerst so aufregend waren, lästig.“ (Simone Lappert, *Wurfschatten* (Berlin: Metrolit, 2014), 48.) Mit einer solchen aufregenden Schwachstelle in Form einer erotischen Melancholie spielt die Protagonistin des 2019 erschienenen Films *Das melancholische Mädchen* – kühl und selbstbewusst weiß sie ihren melancholischen Charme jede Nacht aufs Neue gegen einen Schlafplatz einzutauschen. Täglich verliebt sich ein anderer Mann in sie – zu einer echten Beziehung ist sie jedoch nicht fähig (vgl. *Das melancholische Mädchen*, Regie von Susanne Heinrich (2019; Deutschland: DFFB und Essential Filmproduktion, 2020), DVD.)

Forschungsziel der vorliegenden Masterarbeit: Drei Romane aus dem deutschsprachigen Raum, von nach 1980 geborenen Autorinnen geschrieben, mit – ebenfalls weiblichen – Hauptfiguren derselben Generation, die Ängste und Depressionen mit der Lebenswelt der Generation Y in Verbindung bringen, sollen vor dem Hintergrund dieser Fragen literatursoziologisch interpretiert werden. Eine zweite Forschungsfrage, die aber mit der ersten unmittelbar verknüpft ist, betrifft das Phänomen der poetischen Darstellung des Themas: Kann Literatur die sehr spezifischen, nicht jedem zugänglichen Probleme der ‚depressiven Generation Y‘ – so sie existieren – für die Leser:innen verständlicher und/oder nachvollziehbarer machen? Die Romane, die im Hinblick auf dieses komplexe Forschungsdesiderat untersucht werden, sind Friederike Gösweiners *Traurige Freiheit*<sup>2</sup> (2016), Antonia Baums *Vollkommen leblos, bestenfalls tot*<sup>3</sup> (2011) und Simone Lapperts *Wurfschatten*<sup>4</sup> (2014).

Der Aufbau der Arbeit gestaltet sich wie folgt: In Kapitel 1, *Was sind Depressionen?*, wird versucht, das komplexe Thema der Depression für die Leser:innen möglichst übersichtlich und nachvollziehbar darzustellen.<sup>5</sup> Kapitel 2, *Depression und Gesellschaft*, beschäftigt sich mit Publikationen der Autor:innen Alain Ehrenberg, Byung-Chul Han, Hartmut Rosa, Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, die unterschiedliche Theorien und Erklärungsmodelle zum gesellschaftlich bedingten Anstieg psychischer Erkrankungen seit Mitte des 20. Jahrhunderts bieten.<sup>6</sup> In Kapitel 3, *Generationen*, wird, nach einer allgemeinen Beschäftigung mit dem Begriff selbst und einem kurzen Überblick über die Generationen des 20. (und 21.) Jahrhunderts, die Generation Y gestützt auf Beobachtungen des Soziologen Klaus Hurrelmann und des Journalisten Erik Albrecht porträtiert.<sup>7</sup> Scheinbar spezifische Merkmale einer ‚depressiven Generation Y‘ werden mit jenen allgemeingesellschaftlichen Theorien, die in Kapitel 2 herausgearbeitet wurden, abgeglichen – um einem allzu plakativen, überzogenen Bild, wie es oftmals in den Medien präsentiert wird, entgegenzutreten.<sup>8</sup> In Kapitel 4, *Die Literarische Dar-*

<sup>2</sup> Friederike Gösweiner, *Traurige Freiheit* (Graz, Wien: Droschl, 2016).

<sup>3</sup> Antonia Baum, *Vollkommen leblos, bestenfalls tot* (Hamburg: Hoffmann und Campe, 2011). Der Roman wird mit der Sigle B und fortlaufender Seitenzahl zitiert.

<sup>4</sup> Simone Lappert, *Wurfschatten*.

<sup>5</sup> Andrew Solomon, *Saturns Schatten: Die dunklen Welten der Depression* (Frankfurt a. M.: Fischer, 2006).

<sup>6</sup> Zu einer soziologischen Theorie über Depressionen in der heutigen Gesellschaft vgl. Alain Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart* (Frankfurt a. M.: Campus, 2004) und Byung-Chul Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 10. Aufl. (Berlin: Matthes & Seitz, 2014). Für weitere fruchtbringende Ansätze zum Thema vgl. Hartmut Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung: Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit* (Berlin: Suhrkamp, 2013); Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, 22. Aufl. (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2015) und Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990).

<sup>7</sup> Klaus Hurrelmann und Erik Albrecht, *Die heimlichen Revolutionäre: Wie die Generation Y unsere Welt verändert* (Weinheim: Beltz, 2014).

<sup>8</sup> Gemeint sind Artikel mit Überschriften wie *Die Generation Y ist am depressivsten* oder *Why Millennials are the Most Anxious Generation in History*. Interessant ist, dass die Krisen der Generation Y von thematisch sehr unterschiedlichen Medien behandelt werden – entsprechende Artikel finden sich von der Modezeitschrift *Vogue* über das Wirtschaftsmagazin *Forbes* bis hin zum Popkulturmagazin *Vice* (vgl. Tina Kaiser, „Die Generation Y ist am depressivsten“, *Die Welt*, 23.05.2015, <https://www.welt.de/wirtschaft/article141399021/Die-Generation>



stellung von Depressionen, wird der Niederschlag des Phänomens in der Literatur untersucht – von allgemeinen möglichen Zusammenhängen von psychischen Erkrankungen und Kreativität bis hin zu spezifischen, aus der Depression resultierenden, sprachlichen Besonderheiten.<sup>9</sup> Kapitel 5, *Der besondere Erkenntniswert der Literatur*, beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern Literatur zu Wissensvermehrung und Erkenntnisgewinn beitragen kann und findet Antworten in jeweils einer literaturwissenschaftlichen und einer soziologischen Publikation.<sup>10</sup> Die hier herausgearbeiteten Ansätze bieten das Analyseinstrumentarium für den anschließenden praktischen Teil der Arbeit. In Kapitel 6, *Interpretationen*, werden die drei oben genannten Romane der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach folgendem Schema beleuchtet: Nach einer Einführung und einer kurzen Inhaltsangabe folgt eine literatursoziologische Interpretation des Textes. Herausgearbeitet wird, soweit im Roman gegeben, sowohl die Generations- als auch die Depressionsthematik, mit Fokus auf ihrer sprachlichen Darstellung. Hierbei wird das in Kapitel 5 erarbeitete Instrumentarium verwendet und die in den Kapiteln 1 bis 4 herausgearbeiteten Theorien als Quellen herangezogen. Kapitel 7, *Fazit*, fasst die aus Interpretation und Theorie gewonnenen Erkenntnisse in Abgleich mit der eingangs formulierten Forschungsfrage abschließend zusammen.

---

-Y-ist-am-depressivsten.html; Jody Scott, „Why Millennials are the Most Anxious Generation in History,“ *Vogue*, 15. Jänner 2018, <https://www.vogue.com.au/beauty/wellbeing/why-millennials-are-the-most-anxious-generation-in-history/news-story/755e7b197bdb20c42b1c11d7f48525cd>; Noch Noch, „How Gen-Y and Millennials Can Avoid The Pitfalls of Burnout,“ *Forbes Women*, 02.04.2012, <https://www.forbes.com/sites/85broads/2012/04/02/how-gen-y-and-millennials-can-avoid-the-pitfalls-of-burnout/>; Noisy Staff, „Feiern gehen mit Depressionen ist anders, als du denkst,“ *Vice*, 17.05.2016, <https://www.vice.com/de/article/r3n4nn/feiern-gehen-mit-depressionen-ist-anders-als-du-denkst>.

<sup>9</sup> Zur spezifischen Sprache der Depression vgl. Julia Kristeva, *Schwarze Sonne: Depression und Melancholie* (Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, 2007).

<sup>10</sup> Eine literaturwissenschaftliche Perspektive bietet Robert Vellusig in seiner Monographie *Das Erlebnis und die Dichtung: Studien zur Anthropologie und Mediengeschichte des Erzählens* (Göttingen: Wallstein, 2013). Eine umfassende soziologische Darstellung findet sich in Helmut Kuzmics und Gerald Mozetič, *Literatur als Soziologie: Zum Verhältnis literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit* (Köln: Herbert von Halem, 2003).

# 1. Was sind Depressionen?

## 1.1 Begriffsbestimmung

Depression [lat. ‚depressus‘, ‚herabgedrückt‘] ist der Überbegriff für eine vielfältige Symptomatik: Emotionale, motivationale, kognitive, motorische und vegetative Komponenten formen das „Wesen“ der Depression, bestehend „in einer unerklärlichen Schwermut, die mit einem quälenden Empfinden von Leere, Sinnlosigkeit und Erschöpfung einhergeht.“<sup>11</sup> Typische Kennzeichen sind Niedergeschlagenheit, Antriebsverlust, Ängste, Grübeleien und Müdigkeit sowie ein negatives Selbstkonzept, geprägt durch Selbstvorwürfe und Schuldgefühle.<sup>12</sup> Interesse-, Konzentrationsverlust, Entschlussunfähigkeit, Rückzug in die Einsamkeit, retardiertes Aktivitätsniveau, Schlafstörungen, Appetit- und Libidoverlust können ebenfalls Teile des Krankheitsbildes sein. Depressionen können auch Begleiterscheinungen anderer psychischer (z. B. Angst- oder Essstörungen) oder somatischer Krankheiten (z. B. Diabetes, Herz-Kreislauf-Beschwerden) darstellen. Ursachen können biologischer, psychologischer und sozialer Natur sein, meist spielen bei der Entstehungsgeschichte jedoch mehrere Faktoren zusammen. Beispiele biologischer Faktoren sind Gene<sup>13</sup>, Infektionen, Hirnstoffwechsel, Hormone und der circadiane Rhythmus; psychologische Faktoren können negatives, pessimistisches Denken, Kontroll- und Verstärkerverlust, starre bzw. überhöhte Normen und Ansprüche, Verhaltensdefizite, Entwurzelung und Bindungsunsicherheiten bedeuten; und als soziale Faktoren sind Traumatisierungen, Verluste, belastende bzw. verarmte Umwelten, Familien- und Partnerkonflikte, soziale Benachteiligung, städtische und technische Lebenswelten zu nennen.<sup>14</sup> Den verschiedenen Ursprungsmöglichkeiten entsprechend, gibt es unterschiedliche Behandlungsmethoden: Psychiatrisch therapiert werden Depressionen vor allem durch Medikamente (Antidepressiva), aber auch durch Therapien wie Schlafentzug, Licht, Magnetstimulation oder sogar Elektrokrampf. Eine psychologische Alternative bietet die Psychotherapie – kognitive Verhaltenstherapie und interpersonale Therapie gelten als besonders wirksam.<sup>15</sup> Eine Kombination von Medikamenten und Psychotherapie ergab bisher die meisten Erfolge.<sup>16</sup> Anzumerken ist, dass die Klassifikation einer Depression nicht immer einfach ist – die Problematik von „Kontinuität vs. Diskontinuität von ‚normalem‘ zu pathologischem Phänomen wurde viel diskutiert, aber nicht gelöst“<sup>17</sup>. Anzumerken ist demnach weiters, dass sich die Krankheitsbilder individuell stark unterscheiden können: „Depression ist nicht gleich Depres-

<sup>11</sup> Martin Hautzinger und Christina Schababerle, „Depression,“ in *Psychologisches Wörterbuch*, hrsg. von Hartmut Häcker und Kurt-Hermann Stapf, 15., überarb. und erw. Aufl. (Bern: Huber, 2009), 203.

<sup>12</sup> Vgl. Theo Payk, *Depression* (München: Reinhardt, 2010), 29.

<sup>13</sup> Letztes Jahr erschien eine diesbezüglich bahnbrechende Studie. In dieser wurden 44 Gene identifiziert, die offenbar im Zusammenhang mit schweren Depressionen stehen – bis dato waren nur 14 bekannt. (Vgl. Naomi Wray et al., „Genome-wide association analyses identify 44 risk variants and refine the genetic architecture of major depression,“ *Nature Genetics* 50, Nr. 5 (Mai 2018): 668 und 681.)

<sup>14</sup> Vgl. Hautzinger und Schababerle, „Depression,“ 203.

<sup>15</sup> Vgl. ebda.

<sup>16</sup> Vgl. Payk, *Depression*, 63.

<sup>17</sup> Hautzinger und Schababerle, „Depression,“ 203.

sion.“<sup>18</sup> Um die Schwere und Wirkweise der Erkrankung besser vorstellbar und dadurch nachvollziehbarer zu machen, wird im folgenden Kapitel ein narrativer Zugang geboten.

## 1.2 Andrew Solomon: Saturns Schatten

Der amerikanische Dozent für Psychiatrie, Journalist und Schriftsteller Andrew Solomon veröffentlichte 1998 im Magazin *The New Yorker* einen Artikel über Depressionen,<sup>19</sup> der großes Aufsehen erregte. Auf diesem Artikel aufbauend führte er seine Forschungen zum Thema fort und veröffentlichte diese in einer umfassenden Monografie mit dem Titel *Saturns Schatten: Die dunklen Welten der Depression*.<sup>20</sup> Solomon verbindet darin autobiografische Erlebnisse und persönliche Gedanken – er leidet selbst bereits seit mehreren Jahrzehnten an wiederkehrenden Depressionen – mit Interviews Depressiver unterschiedlichster Kulturkreise und setzt sich gleichzeitig sowohl mit der Geschichte der Depression als auch mit den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Thema auseinander.<sup>21</sup> Er hat nicht den Anspruch, ein rein wissenschaftliches Werk zu schreiben: „Ich muss betonen, dass ich weder Arzt noch Psychologe, geschweige denn Philosoph bin. Dies ist ein sehr persönliches Buch“. Nichtsdestotrotz versucht er, darin „komplexe Vorstellungswelten zu erklären und zu interpretieren“, um „einen Beitrag zur Aufklärung von Ärzten und Patienten [zu] leisten, damit es ihnen gelingt, die Qualen der Depression zu überwinden.“<sup>22</sup> In diesem Sinne erläutert Solomon, warum er die Liebesfähigkeit des Menschen als grundlegend für die Möglichkeit einer Erkrankung erachtet: Die Depression sei das „Zerrbild der Liebe“<sup>23</sup>, so sagt er, denn alle starken Gefühle „bilden einander konstituierende Gegensatzpaare“<sup>24</sup> – wo Sonne sei, sei auch Schatten, wo Liebe sei, sei auch Verlustangst. „Liebesfähig zu sein heißt, im Fall des Verlusts verzweifeln zu können, und die Verzweiflung schlägt sich in Depressionen nieder.“<sup>25</sup> Das bedeutet nicht, dass jeder liebende Mensch per definitionem depressiv ist, vielmehr will Solomon ausdrücken, dass Liebesfähigkeit mit der affektiven Störung eng verbunden zu sein scheint. Sei Trauer bei Verlust einer geliebten Person zwar schmerzhaft, so sei sie doch natürlich und gesund – Depression aber sei eine krankhafte Verschiebung desselben Gefühls. Der Verschiebungsprozess scheint die Verbindung des Ursprungsgefühls zur Liebe zu trennen – Menschen in einer schweren Depression seien nicht oder nur sehr begrenzt liebesfähig. In gehobener Stimmung liebten wir, sei es uns selbst, andere, unsere Arbeit oder Gott, und jede dieser Emotionen kön-

---

<sup>18</sup> Payk, *Depression*, 27.

<sup>19</sup> Andrew Solomon, „Anatomy of Melancholy“, *The New Yorker*, 04.01.1998, <https://www.newyorker.com/magazine/1998/01/12/anatomy-of-melancholy>.

<sup>20</sup> Solomon, *Saturns Schatten*.

<sup>21</sup> Vgl. ebda, 11f.

<sup>22</sup> Ebda, 12.

<sup>23</sup> Ebda, 15. Im englischen Original heißt es: „[d]epression is the flaw in love“ (Andrew Solomon, *The Noonday Demon: An Atlas of Depression*, (New York: Scribner, 2001), 15.) „Zerrbild“ als Übersetzung ist irreführend, „Fehler“ oder „Defekt“ wäre sinngemäßer übersetzt.

<sup>24</sup> Solomon, *Saturns Schatten*, 40.

<sup>25</sup> Ebda, 15.

ne Vitalität und Entschlusskraft nähren. Doch die Liebe lasse uns mitunter im Stich, und ebenso wir sie. Im depressiven Zustand liege klar auf der Hand, dass jedes Unterfangen und jede Regung, ja, das ganze Leben sinnlos sei. In dieser Lieblosigkeit empfinde man nur noch eines, nämlich, dass absolut nichts von Bedeutung sei.<sup>26</sup>

Die Beobachtung, dass die menschliche Liebesfähigkeit der psychischen Krankheit zugrunde liege, helfe, die Depression innerhalb der menschlichen Seinswelt konzeptuell zu positionieren. Nun wissen wir also besser, *wo* sie ist – zu klären gilt nun, *was* sie ist. Solomon begreift Depressionen, wie auch viele Wissenschaftler:innen, prinzipiell als Faktorenbündel von genetischer Disposition und Erlebnissen bzw. dem Umfeld. So sei es möglich, dass ein und dasselbe traumatische Erlebnis (Verlust einer geliebten Person durch Todesfall oder Trennung, Diagnose einer schweren Krankheit) eine Person in eine Depression stürzt, während eine andere Person um einen etwaigen Verlust trauert, aber die Trauer nicht in Depression mündet. „Vielleicht beschreibt man Depression am besten als einen Kummer, der uns unfreiwillig befällt und sich dann verselbstständigt“<sup>27</sup>, so Solomon. „Wenn Gram eine den Umständen angemessene Depression wäre, so wäre diese ein völlig maßloser Gram, der sich nur in Metaphern und Allegorien einfangen lässt.“<sup>28</sup> In anderen Fällen fehlten eindeutig bestimmbarer Auslöser in Form eines traumatischen Ereignisses. Ob es eine biochemische Unausgeglichenheit ist, die dem Menschen hier einen Streich spielt, oder ob es unerklärliche psychische Abläufe sind, deren „Wurzeln dunkel und unerfindlich bleiben“<sup>29</sup> – manchmal werden Menschen scheinbar ohne Grund depressiv. Die meisten Menschen kennen Anflüge unerklärlicher Verzweiflung, oft mitten in der Nacht oder am frühen Morgen, kurz, bevor der Wecker läutet. Wenn solche Zustände zehn Minuten dauerten, seien es seltsame, flüchtige Stimmungen; dauerten sie zehn Stunden, so erinnerten sie an einen lästigen Fieberwahn; dauerten sie jedoch zehn Jahre, so seien sie krankhaft und lähmend.<sup>30</sup>

Die Krankheit ließe sich somit scheinbar durch zwei grundlegende Faktoren bestimmen: Einerseits seien die schmerzhaften, negativen Gefühle (und ihre somatischen Begleiterscheinungen) von einem ursächlichen Ereignis auf gewisse Art entkoppelt und verselbstständigt – andererseits müsse dieser verselbstständigte Schmerz über einen gewissen Zeitraum anhalten, um pathologische Ausmaße anzunehmen. Hier solle jedoch nicht auf eine psychiatrische Diagnostik im Sinne des DSM-IV abgezielt werden, nach der mindestens fünf von neun spezifischen Symptomen gleichzeitig erlebt werden müssen, um eine Klassifikation von Depression zu ermöglichen – eine solche Definition erachtet Solomon als willkürlich und sie helfe auch nicht dabei, das komplexe Thema der Depression kognitiv zu erfassen.<sup>31</sup> Doch die beiden

---

<sup>26</sup> Vgl. ebda.

<sup>27</sup> Ebda, 16.

<sup>28</sup> Ebda.

<sup>29</sup> Ebda, 24.

<sup>30</sup> Vgl. ebda.

<sup>31</sup> Vgl. ebda, 22.

oben genannten Faktoren, vornehmlich das Phänomen der Entkoppeltheit des grundsätzlich natürlichen menschlichen Schmerzes scheint für das Verständnis der Krankheit essenziell zu sein. Denn Schmerz, Trauer und sogar Verzweiflung sind Teile des emotionalen Gesamtspektrums eines jeden Menschen und eine vermehrte Tendenz zu diesen Gefühlen – ein Hang zur Melancholie – kann auch durchaus ein Charakterzug sein, ohne eine Pathologie darzustellen.<sup>32</sup> Um die Krankheit der Depression jenseits von Diagnoseversuchen und Statistiken als Phänomen an sich besser verstehen zu können – denn die „Depression ist für den, der sie nicht kennt, ein nahezu unvorstellbarer Zustand“<sup>33</sup> – soll an dieser Stelle ein sehr eingängiges Bild wiedergegeben werden, das Solomon zeichnet:

*„Vor kurzem ging ich durch einen Wald und sah eine ehrwürdige hundertjährige Eiche, in deren Schatten ich einst [...] gespielt hatte. Im Laufe von zwanzig Jahren hatte sich eine Kletterpflanze um diesen stolzen Baum gerankt und ihn fast erstickt: Man erkannte kaum noch, wo er aufhörte und wo der Parasit anfing. Seine Triebe hielten das Astwerk so fest umschlungen, dass ihre Blätter von ferne wie Eichenlaub wirkten; nur aus der Nähe sah man genau, wie wenig lebende Äste noch verblieben waren. [...] Die Schwermut hatte von mir Besitz ergriffen wie das Gewächs von jener Eiche, mich umschlungen und ausgelaugt, war hässlich, grotesk und stärker als ich; in ihrem Eigenleben hatte sie nach und nach alles Leben in mir abgewürgt. In der schwärzesten Phase [meiner Depression] hatte ich Stimmungen, von denen ich wusste, dass sie nicht zu mir gehörten, sondern ebenso sicher zu der Depression wie das Laub in jener Baumkrone zu der Kletterpflanze. [...] [A]m Ende war ich nur noch ein fötales Häufchen Elend, ausgehöhlt von diesem Gewächs, das mich zerquetschte, ohne mir Halt zu bieten. Mit seinen Ranken drohte es, mich seelisch und moralisch zu pulverisieren, mir sämtliche Knochen zu brechen und allen Saft aus dem Körper zu ziehen. Es zehrte noch an mir, als gar nichts Nahrhaftes mehr verblieben schien. [...] Jeder Moment des Daseins schmerzte mich, doch weil dieses Gewächs mich völlig ausgedörzt hatte, konnte ich nicht einmal weinen. [...] Ich hatte gemeint, im tiefsten Elend würden die Tränen nur so fließen, aber das Schlimmste ist der dürre Schmerz, wenn man restlos darniederliegt [...]. Das ist der Zustand einer schweren Depression.“<sup>34</sup>*

In einem solchen Zustand verliere man sich selbst – man sei etwas Fremdem ausgeliefert. Die eigenen Gefühle von Trauer oder Schmerz, die man mit seinem Innersten, seiner Seele verbinde, gehörten einem plötzlich nicht mehr. Sie hätten ein Eigenleben bekommen und wirkten nun, als krankhafte Mutation, dem Aussehen nach Teil des eigenen Ich, doch in Wirklichkeit

---

<sup>32</sup> Vgl. ebda, 25.

<sup>33</sup> Ebda.

<sup>34</sup> Ebda, 18f.

Parasit, mit immenser Zerstörungskraft auf einen ein. In dieser Arbeit kann nicht geklärt werden, wie Depressionen letztgültig zu definieren sind, es kann nicht geklärt werden, was Charakter ist und was Krankheit, es kann auch nicht geklärt werden, welche Stärke von „Unbehagen“ Psychopharmaka rechtfertigt und es kann schon gar nicht geklärt werden, ob Depressionen Krankheiten der Seele oder des Gehirnes sind. Denn das sind Fragen, die nicht abschließend geklärt werden konnten. Doch dieses einfache, aber ungemein starke Bild einer kranken, vielleicht sogar sterbenden, von einer parasitären Kletterpflanze befallenen, hundertjährigen Eiche – dieses Bild, das Solomon gezeichnet hat, vermag vielleicht mehr Erkenntnis über die Beschaffenheit von Depressionen zu bieten, als es jegliche, sich auf empirische Daten und (möglichst) objektive Fakten beschränkende, psychologische, soziologische, anthropologische oder medizinische Forschungsliteratur zu geben imstande ist. Um Solomon erneut zu zitieren, kann jener „maßlose Gram“ der Depression wohl tatsächlich nur mit Metaphern und Allegorien beschrieben und einsichtig gemacht werden – womit ein erster Hinweis auf einen möglicherweise beträchtlich hohen Erkenntnisgewinn durch die literarische Darstellung des Zustands gegeben ist.

## 2. Depression und Gesellschaft

### 2.1. Soziologische Aspekte der Depression

Der französische Soziologe Alain Ehrenberg stellt in seiner 2004 erschienenen Monografie mit dem Titel *Das erschöpfte Selbst*<sup>35</sup> eine Hypothese zur Erklärung des Anstiegs depressiver Erkrankungen in der heutigen Gesellschaft auf: Diese seien das paradoxe Resultat eines sozialen Individualisierungsprozesses, der das moderne Individuum zwar aus traditionellen Bindungen und Abhängigkeiten befreie, aber anschließend daran scheitern lasse, selbstverantwortlich und aus eigenem Antrieb psychische Stabilität und soziales Ansehen zu erreichen.<sup>36</sup> Diese Aussage fundiert Ehrenberg durch eine soziologische Darstellung der Geschichte der Depression, welche im Folgenden komprimiert dargestellt wird, um die Ausgangsthese anschließend genauer erklären zu können.

Die Epidemiologie zeige, so Ehrenberg, dass die Depression eine Krankheit des Überflusses sei: Sie sei eine „Krankheit der Veränderung und nicht der ökonomischen und sozialen Misere“.<sup>37</sup> Medizinische Berichte mit Diagnosen von Depressionen finden sich erstmals gehäuft in den 30er-Jahren, zu Zeiten des Wirtschaftsaufschwungs. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich die Wirtschaft von den Kriegsschäden erholt und wächst, zeigen sich erneut Tendenzen einer vermehrten Diagnostizierung. Depression wird bereits in den 50er-Jahren<sup>38</sup> als eine mögliche Reaktion auf ein dem Wirtschaftswachstum zuzuschreibendes hektisches Leben wahrgenommen und als ein nicht zu unterschätzendes psychisches Leiden mit möglichen organischen Begleiterscheinungen erkannt.<sup>39</sup> Diese Einstellung wird von den Medien aufgegriffen und verbreitet: In den 1960er-Jahren wird die Bevölkerung immer mehr dazu ermutigt, die Aufmerksamkeit auf das eigene Innenleben zu lenken.<sup>40</sup> Frauenzeitschriften, Gazetten usw. schreiben, man solle auf die eigene innere Stimme hören, die einem sage, was

---

<sup>35</sup> Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*.

<sup>36</sup> Vgl. Axel Honneth, Vorwort, in: ebda, viii.

<sup>37</sup> Ebda, 125.

<sup>38</sup> Aus dieser Zeit stammt auch der Roman *The Bell Jar* der Autorin Sylvia Plath, der als *die* literarische Darstellung einer depressiven jungen Frau der amerikanischen Gegenwartsliteratur gilt. (Sylvia Plath, *The Bell Jar* (London: Faber and Faber, 1966.). Erstveröffentlichung 1963 unter dem Pseudonym Victoria Lucas.) Die Protagonistin Esther ist kreativ und talentiert, doch sie ist von ihrem eigenen Potenzial und den vielen Möglichkeiten, die ihr offenstehen, überfordert – und wird depressiv. Der Roman ist semi-autobiografisch und beruht auf Erfahrungen der Autorin im Frühjahr 1953, als sie an einer schweren Depression litt und sogar versuchte, sich umzubringen (vgl. Linda Wagner-Martin, *Sylvia Plath: Eine Biographie* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992), 130–134.)

<sup>39</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 130.

<sup>40</sup> Zu dieser Zeit veröffentlichte auch der Soziologe Wolf Lepenies seine Dissertation mit dem Titel *Melancholie und Gesellschaft* (Wolf Lepenies, *Melancholie und Gesellschaft* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1969).) Für diese Arbeit äußerst aufschlussreich ist die Tatsache, dass der Großteil der von ihm verwendeten Quellen in Romanen und anderen literarischen Produkten besteht. Wissenschaft müsse, so Lepenies, endlich „beginnen, sekundäre Realitäten (Literatur, Äußerungen der Populärkultur, Phänomene des [...] Alltags) ernst zu nehmen“ (ebda, 11) – denn vor allem in ihnen finde sich der unverfälschte Ausdruck der Gesellschaft (vgl. ebda, 46.).

man wirklich wolle – und das Leben dahingehend ausrichten.<sup>41</sup> Jede:r könne und solle sich die eigene Identität „unabhängig jeder Einschränkung“<sup>42</sup> konstruieren. Es kam folglich zu einem Phänomen massiver Identitätsprobleme. Aus ihnen schien sich eine neue Psychopathologie zu entwickeln – der „Krebs der Seele“<sup>43</sup>, wie diese in der Frauenzeitschrift *Elle* durchaus poetisch bezeichnet wird. Ehrenberg betont die Rolle der Medien in ihrer Konstruktion durch die Verbreitung einer „Grammatik des Inneren“:

*„Die Medien befreien ihre Leser von Schuldgefühlen (‚Sie haben das Recht, sich psychisch schlecht zu fühlen‘) und liefern die Worte zur Formulierung psychischer Probleme. Sie bereiten dem Psychischen einen öffentlichen Raum und prägen den Stil einer Psychologie für die breite Masse. Denn die ‚Innenwelt‘ ist nicht nur in den Köpfen der Menschen, sie ist zugleich in unserer gemeinsamen Welt: Sie setzt Akteure voraus, die eine Sprache sprechen, die jeder verstehen und sich aneignen kann, um auszudrücken, was er in seinem Inneren fühlt. Ohne die Institutionen der ‚Innenwelt‘ gibt es soziologisch keine ‚Innenwelt‘.“*<sup>44</sup>

In den 70er-Jahren beginnt sich die Vorstellung durchzusetzen, dass jedem Individuum sein Leben selbst gehöre und jede:r für das eigene Glück selbst verantwortlich sei.<sup>45</sup> Dafür müsse aber auch jede:r selbst aktiv werden – und Depressionen seien die Reaktion auf diese Aktivitätsanforderung und die damit verbundenen enormen räumlichen und sozialen Veränderun-

---

<sup>41</sup> In der Soziologie wird in diesem Zusammenhang von einem ‚emotional turn‘ gesprochen (vgl. Konstanze Senge, „Die Wiederentdeckung der Gefühle: Zur Einleitung.“ in *Hauptwerke der Emotionssoziologie*, hrsg. von Konstanze Senge und Rainer Schützechel (Wiesbaden: Springer VS, 2013), 11f.). Während seit der Aufklärung Rationalität und Affektkontrolle verlangt und Gefühle aus der Öffentlichkeit verbannt wurden, rücke nun das Gefühlsleben des Individuums zunehmend (zurück) ins öffentliche Leben. Phänomene wie „Selbstverwirklichung, emotionale Intelligenz, Gefühlsarbeit und Subjektivierung von Arbeit, die zunehmend unscharfen Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, die Entdeckung psychischen Leidens und ‚mental disorders‘“ (ebda, 11) spielen hier eine Rolle. Emotionssoziologin Eva Illouz verortet dieses Phänomen auf zwei Ebenen in den Strukturen des Kapitalismus: Einerseits entstehe mit dem „Aufstieg des Homo Sentimentalis“ (Eva Illouz, *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2004* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006), 7.) ein neuer Wirtschaftsbereich, dessen Waren auf die Optimierung des Gefühlslebens ausgerichtet seien (Illouz bezieht sich hier vor allem auf den Boom der Ratgeberliteratur in den 1920er-Jahren, vgl. ebda, 14f.). Andererseits wirkten sich ökonomische Prinzipien auf die Geschlechterverhältnisse und das Beziehungsleben aus: Im Lauf des 20. Jahrhunderts beobachtet Illouz eine „zunehmende emotionale Androgynisierung der Frauen und Männer, die mit der Tatsache zusammenhängt, daß [sic!] der Kapitalismus die emotionalen Ressourcen der Dienstleistungsarbeit angezapft hat. [...] Wo es in der Produktionssphäre also darum ging, Emotionen ins Zentrum sozialer Beziehungen zu stellen, fixierten sich intime Beziehungen zunehmend auf politische und ökonomische Modelle des Handelns und des Tauschs“ (ebda, 60f.).

<sup>42</sup> Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 124.

<sup>43</sup> Zitat aus der Rubrik „Antworten Sie mir, Doktor!“ einer Ausgabe der Zeitschrift *Elle* von 1960, zitiert nach Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 130.

<sup>44</sup> Ebda, 127.

<sup>45</sup> Vgl. ebda, 135.



gen. „Verstädterung, räumliche Mobilität, Aufbrechen emotionaler Bindungen, Anwachsen sozialer Anomie, Veränderung in den Familienstrukturen, Zerschneiden traditioneller Geschlechterrollen“<sup>46</sup> tragen zum Fortschreiten depressiver Erkrankungen bei. Der Psychiater Norman Sartorius prognostiziert bereits 1975, die Problematik der vermehrten Depressionskrankheiten werde aufgrund dieser Faktoren, aber auch aufgrund der steigenden Lebenserwartung und der allgemeinen Krankheitsanfälligkeit im hohen Alter zukünftig stärker zunehmen.<sup>47</sup> Lucien Israël, ebenfalls Psychiater und zur selben Zeit tätig, bezeichnet Depression 1976 als „die angesagte Krankheit“<sup>48</sup> – was nicht heiße, dass diagnostizierende Allgemeinärzt:innen oder Psychiater:innen alles über die Krankheit wüssten, im Gegenteil: „Durch die Ungenauigkeit ist sie für den Patienten wie für den Arzt ein praktisches Etikett, mit dem der eine seinen Zustand und der andere seine Handlung rechtfertigen kann“<sup>49</sup>. Patient:innen, die Ärzte aufsuchen und als depressiv diagnostiziert werden, litten vornehmlich nicht an Trauer, sondern an Erschöpfung und möchten stimuliert werden – Ehrenberg spricht von einer Triade von Asthenie, Schlaflosigkeit und Angst als Antwort auf die immensen Veränderungen im Alltag der demokratischen Gesellschaften.<sup>50</sup> Die durch die Medien vorformulierte Sprache biete die Grundlage für jene Fragen, die nun von der leidenden Bevölkerung an Mediziner:innen gestellt werden – und diese verschreiben als Therapie zunehmend häufig Psychopharmaka. 1978 werden weltweit bereits über fünf Millionen Rezepte für Antidepressiva ausgestellt und die Entwicklung der beinahe völlig nebenwirkungsfreien SSRIs (Selective Serotonin Reuptake Inhibitors) steigert diese Zahl 1982 noch um weitere zwei Millionen, wobei SSRIs bereits einen Marktanteil von fast 50% ausmachen.<sup>51</sup> „Mit dieser Generation von Antidepressiva verfügte der Allgemeinmediziner endlich über Medikamente, die ihren Diagnosen angemessen waren“<sup>52</sup>, so Ehrenberg. Die Anzahl diagnostizierter depressiver Erkrankungen und die damit verbundene Medikation durch Antidepressiva steigen, wie Sartorius es prognostizierte, über die nächsten Jahrzehnte stetig weiter.<sup>53</sup>

<sup>46</sup> Ebda, 126f.

<sup>47</sup> Außerdem betont er, Depression könne als somatische Begleiterscheinung Erkrankungen wie Herz-Gefäß-Krankheiten, zerebrovaskuläre Erkrankungen oder Erkrankungen im Verdauungstrakt hervorgerufen; umgekehrt nennt er Medikamente wie blutdrucksenkende Mittel und hormonelle Verhütungsmittel als mögliche Auslöser für depressive Erkrankungen (vgl. ebda, 126.).

<sup>48</sup> Israël 1976, 156, zitiert nach Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 162.

<sup>49</sup> Ebda.

<sup>50</sup> Vgl. ebda, 163f.

<sup>51</sup> Vgl. ebda, 167.

<sup>52</sup> Ebda, 169. Solomon vermutet in diesem Zusammenhang sogar, dass die Menschen erst seit der Entwicklung ebendieser gut verträglichen Antidepressiva ihr eigenes Unbehagen selbst als krankhaft einordnen: „Wir pathologisieren das Heilbare und behandeln als Krankheit, was sich leicht beeinflussen lässt, auch wenn es früher einmal als Charakterzug oder Disposition galt“; denn das Medikament „besiegt die Traurigkeit, auch wenn man nicht depressiv ist; und wer lebt nicht lieber ohne als mit Schmerzen?“ (Solomon, *Saturns Schatten*, 27.) Immer mehr Graustufen menschlicher Befindlichkeit werden also als krankhaft eingeordnet, weil die pharmakologische Forschung immer neue Gegenmittel findet.

<sup>53</sup> Eine kürzlich erschienene, in den Jahren 2011–2014 durchgeführte Studie besagt, dass in diesen Jahren 13% aller US-Amerikaner ab dem Alter von zwölf Jahren Antidepressiva einnahmen – gestiegen von 11% in den

Ehrenberg stellt in seiner Analyse dar, dass sich die Depression immer stärker verbreitet und als gesellschaftliches Problem manifestiert. Kern dieses historischen Abrisses ist jedoch jene Entwicklung, in deren Folge der allgemeine Fokus der Subjekte von der Äußerlichkeit in die Innerlichkeit rutschte – und jener grundlegende gesellschaftliche Paradigmenwechsel, der damit verbunden war.

## 2.2 Die Illusion der Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus

Die Karriere der Depression beginnt laut Ehrenberg in dem Augenblick, in dem das disziplinarische Modell der Verhaltenssteuerung, das autoritär und verbietend den sozialen Klassen und den beiden Geschlechtern ihre Rolle zuwies, zugunsten einer Norm aufgegeben wird, die jede:n zu persönlicher Initiative auffordert, ihn:sie dazu verpflichtet, er:sie selbst zu sein.<sup>54</sup>

In der Folge der oben beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen, die man im politischen Sinn als Liberalisierung bezeichnen kann, seien wir heute, so Ehrenberg, „im eigentlichen Sinne des Wortes emanzipiert: Das moderne politische Ideal, das aus dem gefügigen Untertan des Fürsten einen autonomen Bürger gemacht habe, habe sich auf alle Bereiche der Existenz ausgedehnt.“ Nietzsche habe diese Entwicklung vorausgesagt: „Das souveräne Individuum, das nur sich selbst gleich ist und dessen Kommen Nietzsche angekündigt hat, bestimmt nun die übliche Lebensweise.“<sup>55</sup> Doch der reale Mensch werde diesem Ideal nicht gerecht: Zu viele Veränderungen wirkten auf das Individuum ein – die neuen, noch unerprobten gesellschaftlichen Anforderungen stünden den alten, gewohnten konträr gegenüber. Die Disziplinargesellschaft hätte vom Individuum vor allem Gehorsamkeit und Konformismus im Denken verlangt. Die heutige Gesellschaft fordere das Gegenteil: Initiatives, selbstbestimmtes Handeln und das aktive, völlige Ausschöpfen der eigenen mentalen Fähigkeiten. Das ‚ideale Individuum‘ werde also nicht mehr an seiner Gefügigkeit gemessen, sondern an seiner Initiative. Doch viele Menschen könnten dieser neuen gesellschaftlichen Norm nicht nachkommen, sie seien überfordert, durch die Überforderung gehemmt, würden passiv, apathisch und depressiv. Ehrenberg bezeichnet Depression als „Krankheit der Unzulänglichkeit“ und den depressiven Menschen als „Mensch mit einem Defekt.“<sup>56</sup> Er sei „erschöpft von der Anstrengung, er selbst werden zu müssen“<sup>57</sup> und sich zwischen Erlaubtem und Verbotenem, Möglichem und Unmöglichem, Normalem und Pathologischem zu verorten.

„Diese neue Souveränität macht uns nicht allmächtig, sie macht uns nicht frei, zu tun, was uns gefällt, sie besiegelt nicht die Herrschaft des Privatmenschen“<sup>58</sup>, so Ehrenberg – wir unter-

---

Jahren 2005–2008. Von einer weiteren Steigerung sei auszugehen (vgl. Alexandra Sifferlin, „13% of Americans Take Antidepressants“, *Time*, 15.08.2017, <http://time.com/4900248/antidepressants-depression-more-common/>.)

<sup>54</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 4.

<sup>55</sup> Ebda, 7.

<sup>56</sup> Ebda, 9.

<sup>57</sup> Ebda, 4.

<sup>58</sup> Ebda, 8.

lägen nach wie vor gesellschaftlichen Anforderungen und Mustern. Es ändere sich nur die Art und Weise, die uns bestimmt. Dies werde auf politischer Ebene sichtbar: Die demokratische Moderne habe uns zu Menschen ohne Führer gemacht. Jede:r müsse selbst Entscheidungen treffen und daran arbeiten, eine neue Orientierung für sich zu konstruieren. Kein absolutes moralisches Gesetz und keine zwingende Tradition leite die Menschen der Moderne. Die ehemals bestimmende Dichotomie „erlaubt – verboten“ werde ersetzt durch das nicht weniger reglementierende „möglich – unmöglich“<sup>59</sup>. Die Veränderungen auf disziplinärer Ebene seien weitreichend: Wird der Verbotsbegriff relativiert, werde Disziplin folglich irrelevant und durch andere Paradigmen ersetzt. Nicht mehr Gehorsam werde verlangt, sondern eigene Entscheidungen und persönliche Initiative seien gefordert. Fortschritt und Bewegung des Individuums und folglich der Gesellschaft entstünden nicht mehr durch äußere Ordnung oder Konformität mit einer Norm, sondern durch inneren Antrieb und Rückgriff auf geistige Fähigkeiten. Alte Bestimmungen würden ausgetauscht durch neue Normen, die sich zum Beispiel durch Begriffe wie ‚Projekt‘, ‚Motivation‘ und ‚Kommunikation‘ ausdrückten.<sup>60</sup> Um mit Foucault zu sprechen: diese Begriffe bestimmen heute den Diskurs, privat sowie öffentlich.<sup>61</sup> Wer die neuen Regeln nicht befolgt, wird aus dem Diskurs ausgeschlossen:

*„Hierin liegt eine der entscheidenden Veränderungen unserer Lebensweise, denn man kann sich nicht nach Belieben für oder gegen diese Regulationsmechanismen entscheiden, sie gelten für alle, bei Strafe des Ausschlusses aus der Gemeinschaft. Sie manifestieren den ‚allgemeinen Geist‘ unserer Gesellschaft, sie sind die Institutionen des Selbst.“<sup>62</sup>*

Die Gesellschaft gebe dem Individuum also das Gefühl, es könne frei handeln und entscheiden. Doch diese Freiheit ist paradox, da ihr ein Zwang unterliegt, sich entscheiden und handeln zu *müssen*. Die Freiheit sei eine Fata Morgana, ein künstliches Feuer im Kamin, ein Zauberberick. Der Mensch werde, so lassen sich Ehrenbergs Gedanken zusammenfassen, also aus zwei Gründen depressiv: Einerseits, weil er diese Illusion der Freiheit ertragen müsse und andererseits, weil er trotzdem unter realem Handlungs- und Entscheidungsdruck stehe. In der heutigen Gesellschaft sei die Wahl die Norm, und die innere Unsicherheit der Preis. „Das ist die Formel des souveränen Individuums: psychische Befreiung und persönliche Initiative, Unsicherheit der Identität und Unfähigkeit zu handeln.“<sup>63</sup>

---

<sup>59</sup> Ebda.

<sup>60</sup> Vgl. ebda.

<sup>61</sup> Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses: Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970*, hrsg. von Wolf Lepenies und Henning Ritter (Frankfurt a. M.: Ullstein, 1977).

<sup>62</sup> Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 9.

<sup>63</sup> Ebda, 278.

### 2.3 Die verbotene Müdigkeit

Der Philosoph und Medientheoretiker Byung-Chul Han greift Ehrenbergs Gedanken auf und führt ihn in seinem Essay „Müdigkeitsgesellschaft“<sup>64</sup> weiter. So sieht auch Han den Ursprung der Depression in einem gesellschaftlichen Paradigmenwechsel, doch während Ehrenberg sich mehr auf die innersubjektiven Vorgänge konzentriert, arbeitet Han den Gedanken der „paradoxen Freiheit“<sup>65</sup> als kapitalistische Strategie deutlicher heraus. Er bezeichnet die neue Gesellschaft, die gemäß Ehrenberg statt dem Verbot und dem Sollen der Verantwortung und dem Können unterworfen sei, als logische Folge des Bestrebens der Produktionsmaximierung im Kapitalismus. Zur Steigerung der Produktivität werde das Paradigma der Disziplinierung, das nach Han durch das „Negativschema des Verbots“ bestimmt sei, durch das Paradigma der Leistung ersetzt, das er „Positivschema des Könnens“<sup>66</sup> nennt. Das heute lebende Individuum sei also keineswegs souverän im Sinne Nietzsches, im Gegenteil: Es sei ein rein funktionaler Teil einer ‚positiven‘ Leistungsgesellschaft. Han stimmt Ehrenberg in dem Sinne zu, dass der Mensch sehr wohl damit konfrontiert sei, er selbst werden zu müssen – aber „krank macht nicht das Übermaß an Verantwortung und Initiative, sondern der Imperativ der Leistung als neues Gebot der spätmodernen Arbeitsgesellschaft.“<sup>67</sup> Der Mensch sei durch die Disziplinar-gesellschaft insoweit geschult, dass er es als normal erachte (und es seinem Habitus<sup>68</sup> entspreche), für die Gesellschaft zu arbeiten und zu produzieren. Die scheinbare Freiheit, die durch die Abschaffung des Verbotes entstehe, die aber nur eine getarnte Strategie der Produktionsmaximierung sei, mache depressiv: „Der depressive Mensch ist jenes animal laborans, das sich selbst ausbeutet, und zwar freiwillig, ohne Fremdzwänge.“<sup>69</sup> Das Leistungs-subjekt sei dadurch gespalten; es sei zugleich Arbeiter:in und strenge:r Aufseher:in in einem. Die Leistungsanforderungen des:der Aufseher:in an den:die Arbeiter:in seien dabei potenziell unendlich, da die vermeintliche neue Freiheit vorgebe, dass nichts unmöglich sei. Die Depression breche in dem Moment aus, in dem das Leistungs-subjekt an einem Punkt sei, an dem es den eigenen Anforderungen nicht mehr gerecht werde, werden könne – da diese längst nicht mehr realistisch seien.

*„Die Klage des depressiven Individuums Nichts ist möglich ist in nur in einer Gesellschaft möglich, die glaubt, Nichts ist unmöglich. Nicht Mehr-Können-Können führt zu einem*

---

<sup>64</sup> Han, *Müdigkeitsgesellschaft*.

<sup>65</sup> Ebda, 25.

<sup>66</sup> Ebda, 20f. Aufschlüsselung der Begrifflichkeit, da diese nicht intuitiv ist: Während ein Verbot einschränkt, also reduzierend wirkt, ist der Leistung ohne einschränkendes Verbot nach oben hin keine Grenze gesetzt. Ist die durchschnittliche Produktivität 0, ist die Produktivität durch Verbot -1 (negativ, daher ‚Negativschema des Verbots‘) und die Produktivität durch Freiheit +1 (positiv, daher ‚Positivschema des Könnens‘).

<sup>67</sup> Ebda, 23.

<sup>68</sup> Zum Habitusbegriff vgl. Norbert Elias, „Wandlungen der Wir-Ich-Balance,“ in *Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen*, hrsg. von Michael Schröter (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987), 207ff.

<sup>69</sup> Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 23.

*depressiven Selbstvorwurf und zur Autoaggression. Das Leistungssubjekt befindet sich mit sich selbst im Krieg. Der Depressive ist der Invalide dieses internalisierten Krieges.*<sup>70</sup>

Dass es keine unmittelbare Herrschaftsinstanz mehr gebe, führe also nicht zur Freiheit, sondern vielmehr dazu, dass Freiheit und Zwang zusammenfallen. Die psychischen Erkrankungen der Leistungsgesellschaft seien nach Han die pathologischen Manifestationen eines uneinlösbaren Freiheitsversprechens. Anknüpfend an Ehrenberg sieht er in der Beobachtung die Hauptursache, dass Depression, Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätssyndrom (ADHS), Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS) oder Burnout-Syndrom (BS) die pathologische Landschaft des 21. Jahrhunderts bestimmen und diese neuronalen Erkrankungen als „Leitkrankheit[en]“<sup>71</sup> unseres Zeitalters gesehen werden können.

Als Folgen dessen beobachtet Han, dass sich das Übermaß an der von ihm kritisierten ‚Positivität‘ in einem Übermaß an Reizen, Informationen und Impulsen ausdrücke, was zu einer Veränderung der Struktur und Ökonomie der Aufmerksamkeit führe. Durch die vielen und aus verschiedenen Richtungen kommenden Reize müsse sich die Wahrnehmung fragmentieren und verteilen; eine spezifische Zeit- und Aufmerksamkeitstechnik, die man gemeinhin ‚Multitasking‘ nennt.<sup>72</sup> Diese Technik sei jedoch kein kultureller Fortschritt, sondern im Gegenteil eher ein Regress: In der freien Wildbahn müssten viele Tiere verschiedene Situationen parallel im Auge behalten, um einen Angriff zu vermeiden. Die Aufmerksamkeit des modernen Menschen verteile sich ebenso auf mehrere Bereiche, was bedeute, dass dieser sich nicht in ein einzelnes Thema „kontemplativ versenken“ könne. „Die kulturellen Leistungen der Menschheit, zu denen auch die Philosophie gehört, verdanken wir einer tiefen, kontemplativen Aufmerksamkeit.“<sup>73</sup> Die heute geforderte Hyperaufmerksamkeit (über das Smartphone immer und überall erreichbar zu sein, stets die Augen offen zu halten für mögliche Gelegenheiten zur Optimierung des eigenen Lebens) und der schnelle Fokuswechsel (von der Arbeit auf Privates und umgekehrt) führten zu einem stetigen Gefühl der Anspannung, da man jederzeit bereit sein müsse, spontan und schnell zu handeln. Daraus ergebe sich in weiterer Folge, dass die Toleranz für Informationspausen, also „Langeweile“, schwer ertragen werde. Echte, ereignislose Langeweile sei aber äußerst wichtig für einen kreativen Prozess – die Vorbereitung auf jene intensive, kontemplative Aufmerksamkeit, von der vorher gesprochen wurde. Der Mensch brauche Langeweile zur geistigen Entspannung ebenso sehr wie Schlaf, sonst

---

<sup>70</sup> Ebda, 23f.

<sup>71</sup> Ebda, 7.

<sup>72</sup> Vgl. ebda, 26.

<sup>73</sup> Ebda, 27. Eine ähnliche Beobachtung macht der Soziologe Hartmut Rosa: Langeweile und Stillstand seien essenziell für „kreatives Ausholen“ (Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 101). Die Unterschlagung dieser Ruhephasen führe sogar dazu, dass die „unaufhörlich nach Innovation und Dynamisierung verlangende spätmoderne Gesellschaft letztlich ihr eigenes Potenzial für essenzielle Innovationen und kreative Adaptionen untergräbt“ (ebda, 105).

verfalle er in eine Hektik, die nichts Neues hervorbringe, sondern nur Vorhandenes reproduziere.<sup>74</sup>

Die zunehmende Positivkonditionierung der Gesellschaft habe auch den Effekt, negative Gefühle wie Angst und Trauer auszugrenzen. Han spricht von der Notwendigkeit einer „negative[n] Potenz“<sup>75</sup> im Sinne Hegels (Negativität halte das Dasein lebendig) oder Nietzsches (die Fähigkeit, Nein zu sagen)<sup>76</sup>, die sich vom Leistungsprinzip abwende: der Fähigkeit, nichts zu tun. Nur so sei Geistigkeit möglich: Denn wenn man immer in der positiven Potenz – etwas zu tun – gefangen sei, werde diese Hyperaktivität zu einer passiven Haltung, da man den kleinsten Reizen und Impulsen hilflos ausgeliefert sei.<sup>77</sup> Ein Zuviel an Positivem, ob ein an sich selbst gerichteter Arbeitszwang oder Zwang des Nichts-ist-unmöglich, ob ein Übermaß an Informationen und Reizen oder als Verdränger der negativen Potenz bringe als „Kehrseite einer Leistungs- und Aktivgesellschaft eine exzessive Müdigkeit und Erschöpfung hervor“<sup>78</sup>. Konsequenzen seien Depressionen und Burnout – der „Infarkt der Seele“<sup>79</sup> – hervorgerufen durch den Exzess der Leistungssteigerung. Die Müdigkeit, die das Individuum in der Leistungsgesellschaft befallende, sei eine „Alleinmüdigkeit, die vereinzelt und isolierend wirkt“<sup>80</sup>. Es gebe, so Han, aber auch eine andere, eine beredte, sehende, versöhnende, eine „weltvertrauende Müdigkeit“<sup>81</sup>. In dieser sei man nicht allein, sie stelle eine vermisste Dualität her, man berühre und werde berührt – und dadurch werde das Ich wieder durchlässig für die Erfahrung der Welt.<sup>82</sup> Wie die ‚gewünschte Langeweile‘ solle auch diese Art der Müdigkeit Inspiration bieten und Geist entstehen lassen. Sie solle das Langsame und Lange wieder erfahrbar machen, das der auf schnellen Wechsel trainierten Hyperaufmerksamkeit entgehe.<sup>83</sup> Eine solche „Müdigkeitsgesellschaft“ erachtet Han als wünschenswert, um der „Aktivgesellschaft“<sup>84</sup> einen Gegenpol zu bieten.

<sup>74</sup> Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 28. Interessant ist, dass Han diesen immensen Stressfaktor der Hyperaufmerksamkeit für einen heute lebenden Menschen zwar aufzeigt, die psychische Gesundheit des Subjektes in dieser Argumentation aber außen vor lässt und selbst eher darauf eingeht, inwieweit das Individuum am produktionsfähigsten ist – zwar auf eine tiefergehende, nachhaltigere Weise, aber kulturelle ‚Leistung‘ scheint auch Han zu verlangen.

<sup>75</sup> Ebda, 45. Die „negative Potenz“, die Han hier als erstrebenswert erachtet, ist nicht zu verwechseln mit dem zuvor als pejorativ verstandenen „Negativschema des Verbotes“ (ebda, 20).

<sup>76</sup> Vgl. ebda, 46.

<sup>77</sup> Vgl. ebda, 45f.

<sup>78</sup> Ebda, 57.

<sup>79</sup> Ebda.

<sup>80</sup> Ebda.

<sup>81</sup> Ebda, 57f. Han bezieht sich auf Peter Handkes Essay *Versuch über die Müdigkeit* (Peter Handke, *Versuch über die Müdigkeit* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992).)

<sup>82</sup> Dieser Wunsch entspricht dem Desiderat einer erneuten „Aneignung“ (Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 148.) der Welt um einen herum, um der sozialen Entfremdung entgegenzuwirken, die in der individualisierten, beschleunigten Welt immer mehr zunimmt (vgl. ebda).

<sup>83</sup> Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 58f.

<sup>84</sup> Ebda, 63.

## 2.4 Soziale Beschleunigung und Entfremdung

Hartmut Rosa beschäftigt sich mit dem Phänomen der Beschleunigung in der modernen Gesellschaft.<sup>85</sup> „Modernity is speed“<sup>86</sup> – nichts anderes könne man im Blick auf „fast food, speed dating, power naps und drive-through funerals“<sup>87</sup> behaupten. Ein Zeitregime der Schnelligkeit scheint das moderne Subjekt zu regulieren, zu unterdrücken, ja: zu beherrschen. Dieses Phänomen sei jedoch, so Rosa, weitgehend unsichtbar und demnach entpolitisiert, nicht diskutiert und untertheoretisiert. Zwar sei die Beschleunigung in manchen Bereichen gut erkennbar, werde jedoch meist positiv interpretiert und dem Fortschritt zugerechnet – die Gefahr, die die veränderte Zeitstruktur auf das ‚gute Leben‘ der Einzelnen ausübe, werde nicht deutlich genug wahrgenommen. Rosa erkennt im sozialen Beschleunigungsprozess einen Entfremdungsprozess (im Sinne der Kritischen Theorie nach Marx und der Frankfurter Schule) mit schwerwiegenden Folgen für das Leben in der spätmodernen Gesellschaft.<sup>88</sup>

Unterschiedlichste Manifestationen der Beschleunigung fänden, so der Autor, systematisch zusammengefasst, auf drei Ebenen statt: „technische Beschleunigung, die Beschleunigung des sozialen Wandels und die Beschleunigung des Lebenstempos“<sup>89</sup>. Als technische Beschleunigung sei die durch technischen Fortschritt ermöglichte „intentionale Steigerung der Geschwindigkeit zielgerichteter Transport-, Kommunikations- und Produktionsprozesse“<sup>90</sup> zu verstehen. In der sozialen Realität der Menschen wirke sich die technische Beschleunigung insbesondere im Bereich der Raum-Zeit-Wahrnehmung aus: Der natürliche Vorrang des Raumes über die Zeit in der unmittelbaren menschlichen Sinneswahrnehmung werde scheinbar umgekehrt. Räumliche Distanzen seien nicht mehr relevant: Die Strecke London–New York, die früher mit dem Segelschiff in drei Wochen zurückgelegt worden wäre, benötige heute mit dem Flugzeug nicht einmal einen halben Tag. Der Raum scheine sich der Zeit unterzuordnen und verliere als subjektiver Orientierungspunkt in der spätmodernen Gesellschaft zunehmend an Bedeutung.<sup>91</sup> Gleichzeitig werde der (richtige) Umgang mit Zeit immer wichtiger – so wichtig, dass ihm sogar moralische Bedeutsamkeit zugeschrieben werde: Im Auffassen moderner Ethik als Ethik rigoroser Zeitdisziplin sei das Verschenden von Zeit demnach

<sup>85</sup> Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*.

<sup>86</sup> Thomas Hylland Eriksen, *Tyranny of the Moment: Fast and Slow Time in the Information Age* (London: Pluto Press, 2001).

<sup>87</sup> Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 19.

<sup>88</sup> Vgl. ebda, 7ff.

<sup>89</sup> Ebda, 19.

<sup>90</sup> Ebda, 20.

<sup>91</sup> Im Zeitalter der Globalisierung und der „Ortlosigkeit des Internets“ (ebda, 21) wird, so Rosa, Zeit mehr und mehr so verstanden, dass sie den Raum komprimiert oder sogar vernichtet. Es kommt zur Entstehung von „Nicht-Orten“ (ebda); Hotels, Banken, Universitäten und Industrieanlagen, an denen funktionale Abläufe und Prozesse stattfinden, seien heutzutage austauschbar – es seien Orte ohne Geschichte, Identität oder Beziehung (vgl. ebda, 21, sowie weiterführend Marc Augé, *Orte und Nicht-Orte: Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit* (Frankfurt a. M.: Fischer, 1994).)

„die erste und prinzipiell schwerste aller Sünden“<sup>92</sup>. Die zweite Kategorie nach Rosa, die Beschleunigung des sozialen Wandels, sei eine Beschleunigung auf der Metaebene. Während die technische Beschleunigung ein innerhalb der Gesellschaft stattfindender Prozess sei, bedeute die Beschleunigung des sozialen Wandels eine erhöhte Frequenz gesellschaftlicher Veränderungsraten: Soziale Konstellationen und Strukturen sowie Handlungs- und Orientierungsmuster scheinen immer instabiler und kurzlebiger zu werden.<sup>93</sup> Rosa bezieht sich auf den von Hermann Lübbe in diesem Zusammenhang eingeführten Begriff der „Gegenwartsschrumpfung“<sup>94</sup> – der Zeitraum, den wir Gegenwart nennen, scheint immer kürzer zu werden. Dieses ‚Schrumpfen‘ führe zu einer „Steigerung der Verfallsraten der Verlässlichkeit [sic!] von Erfahrungen und Erwartungen“<sup>95</sup> und zwingt das Individuum, sich ständig an veränderte gesellschaftliche Gegebenheiten anzupassen. Verifizierbar sei diese These laut Rosa durch die Beobachtung von Veränderungen der beiden sozialen Grundstrukturen der westlichen Gesellschaft, der Institutionen ‚Familie‘ und ‚Beruf‘: In Ziten der Agrarwirtschaft blieben Berufs- und Familienstrukturen häufig über mehrere Generationen erhalten; in der klassischen Moderne hätte eine gleichbleibende Struktur genau eine Generation lang angehalten und in der Spätmoderne angekommen, wechselten die Menschen sowohl Beruf als auch Beziehungspartner immer öfter im Laufe ihres Lebens.<sup>96</sup> Diese zunehmende Instabilität der beiden wichtigsten sozialen Institutionen sei als eindeutiges Merkmal sozialer Beschleunigung zu deuten. Die letzte Kategorie nach Rosa ist die „Beschleunigung des Lebenstempos“<sup>97</sup>. Die moderne Gesellschaft durchdringe ein ständiges Gefühl von Zeitknappheit; die Zeit scheint immer schneller zu vergehen, ja, ‚davonzulaufen‘ – und das trotz der positiven Manifestationen der technischen Beschleunigung, die dem Menschen umständliche und zeitaufwändige Tätigkeiten erleichtern und somit eigentlich zu mehr Freizeit führen sollten. Doch diese durch technischen Fortschritt freigesetzte Zeit werde zwanghaft mit einer nie enden wollenden Vielzahl an Aktivitäten gefüllt – die Prämisse ‚Zeitverschwendung ist Sünde‘ scheint sich bereits völlig im (spät-)modernen Habitus manifestiert zu haben. Die Gesellschaft verlange vom Individuum, immer mehr in immer weniger Zeit zu leisten, strebe also eine „Steigerung der Zahl an Handlungs- oder Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit“<sup>98</sup> an. Die Beschleunigung des Lebenstempos sei, auf den Punkt gebracht, eine Konsequenz der ökonomischen Wahrnehmung von Zeit als (knapper) Ressource, die optimal genutzt werden müsse – ein Zwang, der das Individuum

<sup>92</sup> Max Weber, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (München: C. H. Beck, 2004), 183. Weber bezieht sich zwar spezifisch auf die protestantische Ethik, doch die Beobachtung ist auf die gesamte Kultur der Spätmoderne ausweitbar.

<sup>93</sup> Dies betrifft Phänomene wie Moden und Lebensstile genauso wie soziale Sprachen und Gewohnheiten, kollektive Einstellungen und Werte und sogar Milieus und Klassen (vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 22.).

<sup>94</sup> Hermann Lübbe, „Gegenwartsschrumpfung,“ in *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte*, hrsg. von Klaus Backhaus und Holger Bonus (Stuttgart: Schäffer-Poeschel, 1998), 129.

<sup>95</sup> Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 24.

<sup>96</sup> Vgl. hierzu weiterführend Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*.

<sup>97</sup> Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 26.

<sup>98</sup> Ebda, 27.



unter großen Handlungsdruck setze und als negative Konsequenz Gefühle von Getriebenheit und Stress auslöse.

Als primären Motor sozialer Beschleunigung identifiziert Rosa den Kapitalismus und das ihm immanente Wettbewerbsprinzip, denn Beschleunigung und Zeitersparnis führten direkt zu Wettbewerbsvorteilen.<sup>99</sup> Der zweite der sozialen Beschleunigung zugrunde liegenden Motoren sei ein beinahe metaphysisches kulturelles Versprechen: „In der säkularen modernen Gesellschaft stellt die Beschleunigung ein funktionales Äquivalent für die (religiöse) Verheißung eines ewigen Lebens dar.“<sup>100</sup> Dem Leben vor dem Tod werde in der Moderne die zentrale Bedeutung zugeschrieben – auch, wenn nach wie vor viele Menschen durchaus religiös seien, sei der Fokus auf das Leben auf der Erde gerichtet:<sup>101</sup> Das ‚gute Leben‘ sei ein erfülltes Leben, reich an Erfahrungen und Erlebnissen, erzielt durch die „Realisierung möglichst vieler Optionen aus jener unendlichen Palette an Möglichkeiten, die die Welt uns eröffnet.“<sup>102</sup> Die Beschleunigung des Lebenstempos erhöhe die mögliche Summe an Erfahrungen, die ein Individuum innerhalb einer Lebensspanne machen könne. Dadurch scheint das eine Menschenleben, das uns gegeben ist, bis ins Unendliche vervielfachbar zu sein – wenn man seine Zeit nur effektiv genug nutze. „Die eudaimonistische Verheißung der modernen Beschleunigung liegt daher in der (unausgesprochenen) Vorstellung, daß [sic!] die Beschleunigung des Lebenstempos (also die moderne) Antwort auf das Problem der Endlichkeit und des Todes ist“<sup>103</sup>, so Rosa. Da die Welt jedoch immer mehr zu bieten hätte als der Mensch in der Spanne eines einzigen Lebens erfahren könne, könne sein Lebens- und Welthunger nie befriedigt werden – egal, wie ökonomisch man die Ressource *Zeit* zu verwenden wisse. Rosa entwirft das tragische Bild des modernen Menschen als Hamster in einem Rad, der, gleich wie schnell er läuft, sein Ziel nie erreichen kann und – die Welt hinter den Käfigstäben vor Augen – sich dabei völlig verausgabt.<sup>104</sup> Diese beiden externen Motoren – Kapitalismus und kulturelle Verheißung der Unendlichkeit –, die zu sozialer Beschleunigung führten, stünden jedoch längst nicht mehr im Vordergrund: Rosa spricht von einem „Beschleunigungszirkel“ als geschlossenem System, dessen einzelne Kategorien untrennbar miteinander verknüpft seien und gemeinsam ein „sich

<sup>99</sup> Vgl. ebda, 35ff.

<sup>100</sup> Ebda, 39f.

<sup>101</sup> Rosas Beobachtung erinnert stark an den Teufelspakt in Goethes *Faust. Der Tragödie Erster Teil*, als Faust mit Mephistopheles seine unendliche Seele gegen ein kurzweiliges, aufregendes Leben auf der Erde tauscht: „Das Drüben kann mich wenig kümmern, / Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern, / Die andre mag danach entstehn. / Aus dieser Erde quillen meine Freuden, / Und diese Sonne scheint auf meine Leiden; / Kann ich mich erst von ihnen scheiden, / Dann mag was will und kann geschehn. / Davon will ich nichts weiter hören, / Ob man auch künftig haßt [sic!] und liebt, / Und ob es auch in jenen Sphären, / Ein Oben oder Unten gibt.“ (V 1660–1670), und weiter: „Werd’ ich zum Augenblicke sagen: / Verweile doch! du bist so schön! / Dann magst du mich in Fesseln schlagen, / Dann will ich gern zu Grunde gehn!“ (V 1699–1704) (Johann Wolfgang von Goethe, *Faust. Texte*, hrsg. von Albrecht Schöne (Berlin: Deutscher Klassiker Verlag, 2017), 75f.

<sup>102</sup> Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 39.

<sup>103</sup> Ebda, 40f.

<sup>104</sup> Vgl. ebda, 41.

selbst verstärkendes ‚Feedback-System‘ gebildet [haben], das sich ohne Unterlaß [sic!] selbst vorantreibt“<sup>105</sup>.

Das strikte Zeitregime der Moderne wirke sich, wie bereits mehrmals angedeutet, durch den daraus entstehenden Zeitdruck und Stress negativ auf die psychische Gesundheit des Individuums aus. Doch die ‚Pathologien der Beschleunigung‘ scheinen noch viel tiefer zu gehen: Rosa spricht von einem deutlich spürbaren Prozess der Selbstentfremdung, den das in der Spätmoderne lebende Individuum erleide; angefangen bei einem die täglichen Handlungen begleitenden, unangenehmen, vagen Fremdheitsgefühl, bis hin zu ernst zu nehmenden psychischen Krankheiten wie Burnout oder Depressionen.<sup>106</sup> Entfremdung<sup>107</sup> stelle sich nach Rosa vornehmlich dann ein, wenn der Mensch *freiwillig* Handlungen ausführe, die er *eigentlich* nicht machen wolle.<sup>108</sup> Ein Beispiel: So ertappt sich ein Jungunternehmer vielleicht dabei, „freiwillig“ bis Mitternacht im Büro zu sein, obwohl er eigentlich lieber den Abend mit seiner Familie verbracht hätte. Diesem Verhalten liege laut Rosa jener Prozess zugrunde, der bei Ehrenberg und Han bereits angedeutet wird: Das Individuum empfinde ein „vages Gefühl der Fremdbestimmung ohne [sichtbaren] Unterdrücker“<sup>109</sup>. Es handle sich also um eine Situation, die zwar durchaus soziologisch erklärt werden könne, die aber im Individuum, das sich der zugrunde liegenden gesellschaftlichen Vorgänge und somit der Ursachen der eigenen Handlungen nicht bewusst sei, Fremdheitsgefühle auslöse. Solche Entfremdungsprozesse könnten in allen Bereichen des Lebens auftreten, genauso, wie die soziale Beschleunigung das menschliche Leben in allen Bereichen verändere – wobei die letzte und für die psychische Gesundheit fatalste Konsequenz die Entfremdung von der eigenen Identität sei. Die einzige Möglichkeit, einer solchen Entfremdung entgegenzuwirken, sei das Auflösen der Fremdheit durch echtes In-Beziehung-Gehen des Selbst mit der Welt. Doch ein Wiederherstellen solcher, durch Entfremdung ‚verstummter‘, Resonanz<sup>110</sup> und Responsivität brauche Zeit – sei es Zeit, um tiefgründige Gespräche mit anderen zu führen und dadurch sozialer Entfremdung entgegenzuwirken, oder Zeit, um zu lernen, wie Computer und das Internet funktionieren, um so die Entfremdung von den Dingen aufzuhalten usw. Doch im Beschleunigungszirkel gefangen sei es äußerst schwer, sich aktiv diese Zeit zu nehmen, die es brauche, um sich die Welt um sich

<sup>105</sup> Ebda.

<sup>106</sup> Vgl. ebda, 100f.

<sup>107</sup> Was Rosa genau mit „Entfremdung“ meint, bleibt leider etwas schwammig – am klarsten nachvollziehbar ist seine Applikation des Begriffes auf die Handlungsebene: Zwar bezieht sich Rosa prinzipiell auf Marx, nach dem „der kapitalistische Produktionsprozeß [sic!] [...] notwendigerweise zu einer fünffachen Entfremdung der Subjekte von ihren Handlungen (ihrer Arbeit), von ihren Produkten (den Dingen), von der Natur, von anderen Menschen (der sozialen Welt) und schließlich von sich selbst“ (ebda, 122) führe, Rosa entfernt sich jedoch von einer rein marxistischen Deutung. Er lässt offen, ob die hinter dem Entfremdungsprozess stehende Logik rein ökonomisch ist oder nicht (vgl. ebda, 123) und verwendet den Begriff einmal nach der Tradition der Kritischen Theorie, das andere Mal existenzialistisch, dann wieder beinahe poetisch.

<sup>108</sup> Vgl. ebda, 121.

<sup>109</sup> Ebda.

<sup>110</sup> „Resonanz“ ist nach Rosa das „Andere der Entfremdung“ (ebda, 148), weniger im kognitiven als vielmehr im emotionalen und existenzialistischen Sinn.

herum wieder „anzuverwandeln“<sup>111</sup> – denn eine solche Entscheidung würde bedeuten, sich aktiv gegen die Trends und Zwänge der spätkapitalistischen Konsum- und Erlebnisgesellschaft zu stellen; ein Kampf gegen einen übermächtigen Gegner. Entfremdung finde also weiter statt und manifestiere sich zunehmend in Pathologien. Rosa verweist hier explizit auf Ehrenberg: Die Anstrengung, man selbst werden zu müssen in einer Gesellschaft, in der Zeitknappheit und Entfremdungsprozesse diese Selbstwerdung systematisch unterwanderten, führe eben zu „jener Subjektform [...], die Alain Ehrenberg [...] als ‚erschöpftes Selbst‘ bezeichnet und die eine fatale Tendenz zur Depression und zum Burnout aufzuweisen scheint“<sup>112</sup>.

## 2.5 Der Risikozwang

Ulrich Beck zeigt in seiner vielzitierten Monografie mit dem Titel *Risikogesellschaft*<sup>113</sup> jene Systematik auf, nach der die bei Ehrenberg, Han und Rosa beschriebenen Entscheidungszwänge zu Risikozwängen werden. Die komplexen Entscheidungen, die das Individuum in der spätmodernen Gesellschaft täglich treffen *müsse*, seien unmöglich auf alle möglichen Konsequenzen hin zu überprüfen – demnach sei das Eingehen von Risiken zwingend, ebenso wie das Entscheiden selbst zwingend sei. Der technisch-ökonomische Fortschritt sei ohne riskante Entscheidungen überhaupt nicht mehr möglich, woraus Beck schließt: Die klassische Industriegesellschaft sei von einer industrialisierten Risikogesellschaft abgelöst worden. Dieser Prozess und seine Folgen sollen nun beschrieben werden.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fand eine unbemerkte, aber rückblickend eindeutige paradigmatische Wende statt, als die „Logik der Risikoproduktion“ über die „Logik der Reichtumsproduktion“<sup>114</sup> zu dominieren begann. Seit dieser Wende befänden wir uns in der Konjunktur der Risikogesellschaft. In ihren Anfängen schien sie harmlos: In frühen Stadien hätte man die gesteigerten Risiken als latente Nebenwirkungen abtun können, die mit dem als positiv zu wertenden Fortschritt einherzugehen schienen – ein kleines Übel, das für die fortschreitende Modernisierung in Kauf genommen wurde. Doch die Risiken wurden unbemerkt immer größer und so auch die Konsequenzen immer fataler. Heute, spätestens seit den Atomunglücken von Fukushima unverkennbar sichtbar, handle es sich immer mehr um solche „Modernisierungsrisiken und -folgen, die sich in irreversiblen Gefährdungen des Lebens von Pflanze, Tier und Mensch niederschlagen“<sup>115</sup> und die man keinesfalls mehr als „latent“ bezeichnen könne. Die Auswirkungen dieses Prinzips beträfen nicht wie im 19. Jahrhundert oder der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur bestimmte Bereiche und Gruppen im Sinne spezifischer betrieblicher und beruflicher Risiken. Der Wirkungsbereich der Risikoproduktion lasse sich heute nicht mehr eingrenzen, es handle sich um „übernationale und klassenunspezifische

---

<sup>111</sup> Ebda, 144.

<sup>112</sup> Ebda, 143.

<sup>113</sup> Beck, *Risikogesellschaft*.

<sup>114</sup> Ebda, 17.

<sup>115</sup> Ebda.

Globalgefährdungen“<sup>116</sup>, denen eine neuartige soziale und politische Dynamik zugrunde liege: Die Menschen seien mehr mit dem Rückgängig-Machen oder Eingrenzen der negativen Folgen der eingegangenen Risiken beschäftigt als mit der Maschinen- und Warenproduktion im Sinne des klassischen Kapitalismus. Mit den negativen Auswirkungen bereits eingegangener Risiken konfrontiert zu sein, bedeute nämlich nicht, dass dem riskanten Spiel der Rücken zugekehrt werde, im Gegenteil: Es müssten täglich neue Risiken akzeptiert werden, um mit den Folgen der bereits eingegangenen umgehen zu können.<sup>117</sup> Es werde weiter nach Fortschritt gestrebt, doch sei unklar, wohin der Fortschritt noch führen könne, außer zu einer unendlichen Potenzierung von Risiken. Beck bezeichnet die durch den Paradigmenwechsel ausgelösten „epochalen Irritationen“ als „Ergebnisse des Erfolgs von Modernisierungen, die jetzt nicht mehr *in* den, sondern *gegen* die Bahnen und Kategorien der Industriegesellschaft verlaufen.“<sup>118</sup> Dieser ‚Richtungswechsel‘ führe zu Brüchen in den traditionellen Grundlagen der Industriegesellschaft, u. a. sichtbar in der Veränderung der wichtigsten sozialen Institutionen (Familie und Beruf). Trotzdem bleibe die klassische Industriegesellschaft der Moderne immer noch ihr Ankerpunkt, weshalb Beck durchwegs von einer „industrialisierten Risikogesellschaft“ spricht und die Zeit, in der wir heute leben, als „Halbmoderne“<sup>119</sup> bezeichnet. Selbst die Brüche und Irritationen seien ein industrielles Konstrukt und Produkt, das der stetigen industriellen Modernisierung, trotz aller Risiken und negativen Konsequenzen, zuträglich sei. Die Kontinuität werde zur Ursache der Zäsur, die aber zu keinem neuen Zeitalter, sondern nur zu einer ‚Halbierung‘ führe – die Reichtumsproduktion sei also weiter das Ziel, doch die „Produktivkräfte haben in der Reflexivität der Moderne ihre Unschuld verloren“<sup>120</sup>. Der nicht mehr unschuldige Mensch werde aus der klar umrissenen Industriegesellschaft der Moderne in die industrielle Risikogesellschaft der Halbmoderne freigesetzt, und diese Freisetzung erschüttere ihn in seinen Grundfesten. Das Konzept von Kleinfamilie und klassischem Vollzeitberuf sowie der naive Glaube an Wissenschaft und Fortschritt könnten keine sicheren Bezugspunkte mehr bieten. Der Mensch sei verunsichert und versucht, durch das Ergreifen neuer Chancen und das Eingehen weiterer Risiken wieder Halt zu finden – und sei somit gefangen in der Konjunktur der Risikogesellschaft.<sup>121</sup>

Das Subjekt sei auf zwei unterschiedliche Weisen mit der Existenz von Risiken konfrontiert: Einerseits durch die aktuell spürbaren, negativen Konsequenzen eines in der Vergangenheit eingegangenen Risikos; andererseits durch das Bewusstsein einer möglichen, zukünftigen Bedrohung. Risiken hafte somit etwas Irreales an:

---

<sup>116</sup> Ebda, 18.

<sup>117</sup> Vgl. ebda, 42f.

<sup>118</sup> Ebda, 19.

<sup>119</sup> Ebda. Das Essay wurde erstmals 1986 veröffentlicht.

<sup>120</sup> Ebda, 17.

<sup>121</sup> Vgl. ebda.

*„Sie sind in einem zentralen Sinn zugleich wirklich und unwirklich. Einerseits sind viele Gefährdungen und Zerstörungen bereits real: verschmutzte und sterbende Gewässer, Zerstörung des Waldes, neuartige Krankheiten etc. Auf der anderen Seite liegt die eigentliche soziale Wucht des Risikoarguments in projizierten Gefährdungen der Zukunft.“<sup>122</sup>*

In der Zukunft liege also das Zentrum des Risikobewusstseins. Der Mensch erlebe den *möglichen* Risikoschaden der Zukunft, also etwas in der momentanen realen Welt „Nichtexistentes, Konstruiertes, Fiktives“<sup>123</sup> als Ursache gegenwärtigen Erlebens und Handelns. Mit der Unkalkulierbarkeit eines komplexen Risikos einherginge sein Bedrohungsgehalt – der moderne Mensch müsse also im Schatten einer permanenten Bedrohung unklarer Form und Größe existieren. Diese Existenz führe er außerdem zunehmend auf sich allein gestellt: In einer immer individualisierteren Gesellschaft<sup>124</sup> mit einer immer größeren Entscheidungsvielfalt – und dem damit einhergehenden Entscheidungszwang<sup>125</sup> – liege die Verantwortung, Risiken richtig einzuschätzen und mit ihren Konsequenzen ebenso richtig umzugehen, einzig und allein beim Individuum. Um sich dem Gefühl der Bedrohung – mehr oder weniger erfolgreich – zu entziehen, wendeten die meisten Menschen Verdrängungstaktiken an. Beck bezeichnet das Risiko als Vermeidungsgut, dessen „Nichtexistenz bis auf Widerruf unterstellt wird“<sup>126</sup>: Risiken könnten also nur dadurch gesellschaftlich (und moralisch) legitimiert werden, dass der oder die Handelnde ihre Produktion (angeblich) weder gesehen noch gewollt hätte – denn was nicht gesehen worden wäre, hätte auch nicht verhindert werden können. Reagiert werde also erst, wenn die Folgen des eingegangenen Risikos real würden und sich als negativ entpuppten – was sich in vielen Fällen als zu spät erweist. Trete dieser Fall ein, werde die Frage der Schuld immer auf Kosten des Individuums beantwortet: Zwar seien es gesellschaftliche Prozesse, die den Menschen der Spätmoderne zu bestimmten Entscheidungen lenken, doch die zunehmende, sichtbare Individualisierung innerhalb der Gesellschaft eröffne die Möglichkeit, sich als – unsichtbarer – Handlungsverursacher dem Bewusstsein der Öffentlichkeit zu entziehen.<sup>127</sup> Die den eigenen Handlungen zugrunde liegenden Prozesse entzögen sich oft auch dem Bewusstsein der agierenden Subjekte:

---

<sup>122</sup> Ebda, 44.

<sup>123</sup> Ebda.

<sup>124</sup> Als den Individualisierungsprozess beeinflussende Faktoren nennt Beck u. a. das Aufbrechen der Kleinfamilie, die neue Stellung der Frau und die veränderten Anforderungen am Arbeitsmarkt (wie die Bereitschaft, in eine fremde Stadt zu ziehen, gefördert durch die allgemein zunehmende Globalisierung) – es folgen „Stabilitätsprobleme aus Prozessen der sozialen Identitätsbildung in enttraditionalisierten, individualisierten Lebenswelten“ (ebda, 120.).

<sup>125</sup> „Die Entscheidungen über Ausbildung, Beruf, Arbeitsplatz, Wohnort, Ehepartner, Kinderzahl usw. können nicht nur, sondern *müssen* getroffen werden“ (ebda), schreibt Beck – hier lässt sich eine eindeutige Parallele zu Ehrenbergs Beobachtungen über den stark normativen Gehalt neoliberaler Selbstverwirklichungsprämissen ziehen (vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 9.).

<sup>126</sup> Beck, *Risikogesellschaft*, 45.

<sup>127</sup> Vgl. ebda, 218.

*„Für den Einzelnen sind die ihn determinierenden institutionellen Lagen nicht mehr nur Ereignisse und Verhältnisse, die über ihn hereinbrechen, sondern mindestens auch Konsequenzen der von ihm selbst getroffenen Entscheidungen, die er als solche sehen und verarbeiten muss.“*<sup>128</sup>

Was früher als Schicksalsschlag wahrgenommen worden wäre, gelte heute als persönliches Versagen. Eine harte Bewertung, obwohl das handelnde Individuum die Konsequenzen der von ihm verlangten, immer komplexer werdenden Entscheidungen mit ihren immanenten, immer gefährlicher werdenden Risiken unmöglich in ihrer Gänze hätte absehen können, also eigentlich keine – jedenfalls sicher nicht die alleinige – Schuld trage. Doch dies sei ihm oft nicht bewusst und es sähe sich, im Falle des Falles, selbst als schuldig an.

Die psychische Gesundheit des in der Risikogesellschaft lebenden Individuums sei auf mehreren Ebenen gefährdet.<sup>129</sup> Risiken könnten Verluste bedeuten, die falsche Einschätzung des Risikos könne auf eigene Verhaltensdefizite zurückgeführt werden (Schuldsymptomatik), überhöhte Ansprüche an sich selbst könnten enttäuscht werden, Gefühle von Kontrollverlust könnten sich einstellen – all diese Umstände könnten prinzipiell Auslöser für Depressionen darstellen. Man könne die Depression also durchaus als Pathologie der Risikogesellschaft bezeichnen. Die Symptomatik der Isolation, Einsamkeit und Entwurzelung sei besonders hervorzuheben: Der Arbeitsmarkt verlange vom Individuum mehr und mehr die Bereitschaft zu absoluter Mobilität und diese impliziere oft das Loslösen aller sozialen Bindungen durch einen arbeitsbedingten Umzug in eine andere Stadt. Ein Risiko, das viele Leute auf sich nehmen, das den meisten aber in seiner Tragweite nicht bewusst sei – da die möglichen negativen Konsequenzen eines solchen Umzugs, wie oben dargestellt, konsequent verdrängt werden.<sup>130</sup> Wird das Individuum von den verdrängten Konsequenzen eingeholt und fühlt es sich in der Fremde einsam und isoliert, sei die Schuld für diese negativen Gefühle wiederum bei ihm selbst zu suchen, weil ihm die Entscheidung zum Umzug ja – scheinbar – völlig freistand. Eine solche Kombination aus Entwurzelung, Einsamkeit, Schuld und Scham biete einen spezifischen Nährboden der Depression in der industrialisierten Risikogesellschaft. Zuletzt könne das ständige Gefühl einer nicht greifbaren Bedrohung mit einer Angstsymptomatik in Verbindung gebracht werden – Angst vor dem Nicht-abschätzen-Können der Risiken, Angst vor dem Eintreten der bisher verdrängten Gefahren, Angst vor der möglichen Schuld, Angst vor der Einsamkeit. Ulrich Beck liefert mit seinen Betrachtungen zur Risikogesellschaft also nicht nur präzise soziologische Analysen des spätmodernen Zeitalters, sondern auch wichtige Denkan-

<sup>128</sup> Ebda.

<sup>129</sup> Beck widmet sich diesem Kapitel – nach eigenen Angaben (vgl. ebda, 218.) – nur sehr begrenzt. Die folgenden Annahmen sind also als spekulativ zu bezeichnen, jedoch scheinen sie durchaus logische Fortsetzungen von Becks Ausführungen zu sein; Gedanken, die zu Ende gedacht werden wollten.

<sup>130</sup> Ein solches Verdrängen kann zur Entfremdung von den eigenen Handlungen führen (vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 120f.).

stöße, und bietet somit – auch wenn dies vielleicht nicht die primäre Intention des Autors ist – ein äußerst fruchtbares Instrumentarium zur Analyse gesellschaftlich bedingter Pathologien.

## 2.6 Riskante Beziehungsmodelle und die neue Einsamkeit der Frau

Liebesbeziehungen zwischen Mann und Frau hätten sich im letzten Jahrhundert stark verändert, so die Soziolog:innen Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim in ihrer Gemeinschaftspublikation *Das normale Chaos der Liebe*<sup>131</sup>. Die zunehmende Emanzipation der Frau weg von der „lebenslangen, quasi-geburtsständischen Rolle der Wirkenden in Familie und Haushalt“<sup>132</sup> zugunsten einer ökonomischen und privaten Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern führe zunehmend zum Auflösen der traditionellen Familienbande und -fesseln. Es folge die Suche nach einem Nachfolgemodell, einer besseren Lösung, anhand der das normative Konstrukt von (Klein-)Familie durch das von wahrer Liebe abgelöst werden solle. Doch dies erweise sich alles andere als einfach: Auf Hochzeiten folgen Scheidungen folgen Wiederverheiratungen folgen erneute Scheidungen, neue Mutterschaft und Vaterschaft führen zu Patchwork-Familien – eine Zerrissenheit scheint sich durch die Welt der Liebe zu ziehen. Freiheit und Selbstentfaltung, der „Griff nach den Sternen des Ichs“<sup>133</sup> würden zunehmend über ein traditionelles Familienleben gestellt. Die dem Phänomen zugrunde liegenden Strukturen und aktuellen Schwierigkeiten werden im Folgenden dargestellt.

Kein Beziehungsmodell ist im 21. Jahrhundert mehr unmöglich – jeder Mensch hat das Recht, für sein persönliches Glück zu kämpfen und einzustehen. Eine unendliche Anzahl von Möglichkeiten und Kombinationen prägt den Liebesalltag der Spätmoderne und die meisten grenzen sich von traditionellen Familienkonzepten ab. Der Kampf für diese Freiheit war (und ist mancherorts noch) ein langer und mühsamer, und die Errungenschaften sind unglaublich wichtig für das Recht auf ein glückliches und individuelles Leben – doch diese Freiheit hat, wie alle Freiheiten, auch die Kehrseite der Unsicherheit. Die unzähligen Möglichkeiten der individuellen Lebens- und Liebesführung bedeuten für das Individuum gleichzeitig eine unüberschaubare Entscheidungslage mit hohem Risikofaktor: Enttäuschungen durch zu hohe Erwartungen an die Beziehung, oftmalige Trennungen und Entwurzelungen, die kurz- oder langfristige Entlassung in die Einsamkeit und Isolation können schwere Folgen der neuen Freiheit sein.<sup>134</sup> Und da alle Beziehungsmodelle möglich sind, falle die Schuld der gescheiterten Beziehung direkt auf das Individuum zurück. Zusätzlich zu dieser Problematik der Risikogesellschaft, die das „freigesetzte Individuum“<sup>135</sup> prinzipiell in jedem Lebensbereich betreffen könne, werde das moderne Beziehungsleben von einem weiteren Faktor belastet: der historisch

---

<sup>131</sup> Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*.

<sup>132</sup> Ebda, 8.

<sup>133</sup> Ebda, 11.

<sup>134</sup> Vgl. ebda, 8f.

<sup>135</sup> Beck, *Risikogesellschaft*, 20.

gesehen noch sehr neuen Gleichberechtigung der Geschlechter<sup>136</sup> unter den hohen Anforderungen des aktuellen Arbeitsmarktes. Während in der Vergangenheit *eine* „Arbeitsmarktbiografie“ des Mannes mit *einer* „Haushaltsbiografie“<sup>137</sup> der Frau kombiniert worden wäre, und sich das gemeinsame Leben in allen ökonomischen Entscheidungen (Wohnort, Finanzen, Lebensrhythmus, ...) an den Entscheidungen des Mannes und seines Berufes orientiert hätte, gelte es zunehmend, *zwei* Arbeitsmarktbiografien in einer Beziehung erfolgreich zu kombinieren. Sollten diese Arbeitsmarktbiografien nicht kongruieren, wenn also beispielsweise eine Person wegen eines neuen Jobangebotes oder einer Versetzung in eine andere Stadt ziehen muss, kann die Beziehung daran zerbrechen – denn in einer gleichberechtigten Beziehung gebe es keine normativ dominante/unterwürfige Rollenverteilung mehr, demnach also niemanden, der führe und niemanden, der folge. In diesem Sinne scheinen sich die Anforderungen des Arbeitsmarktes und diejenigen einer Partnerschaft zu widersprechen, denn der Arbeitsmarkt wünscht sich vollmobile Einzelne, ohne Rücksicht auf soziale Bindungen.<sup>138</sup> Dieser in der Moderne geforderte Kombinationsakt zweier „zentrifugaler Biografien“ sei ein „Dauerkunststück, ein Drahtseildoppelakt, der pauschal keiner Generation zuvor zugemutet wurde, mit wachsender Gleichberechtigung aber allen zukünftigen Generationen abverlangt wird“<sup>139</sup>, so Beck-Gernsheim. Ein Dilemma zeichne sich ab:

*„Die alte Form der Geschlechterbeziehungen hatte ihre Schwierigkeiten in der Unterdrückung der Frau – aber wurde dadurch auch zusammengehalten. Die neue Form hat ihre Schwierigkeiten darin, daß [sic!] nun beide Geschlechter eine eigene Biografie haben, oder zumindest: den Anspruch darauf.“*<sup>140</sup>

Um Liebe in der Spätmoderne systematisch möglich zu machen, gelte es also, die momentanen Widersprüche des Arbeits- und Beziehungslebens aufzulösen.<sup>141</sup> Die Hauptschwierigkeit die-

<sup>136</sup> Die Autor:innen gehen von einer heteronormativen Geschlechterordnung aus, was aus heutiger, queer-theoretisch sensibilisierter Perspektive durchaus kritikwürdig erscheint. Zu bedenken ist, dass der Band erstmals 1990 publiziert wurde – also zu einer Zeit, als die sehr junge Forschungsbewegung der Queer-Theory den deutschsprachigen Raum noch kaum berührt hatte. Jene Aussagen der Autor:innen, die eine rein binäre Geschlechterverteilung suggerieren, sind also mit Vorbehalt zu lesen.

<sup>137</sup> Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 14.

<sup>138</sup> Vgl. ebda, 15.

<sup>139</sup> Ebda, 14.

<sup>140</sup> Ebda, 90.

<sup>141</sup> Beck und Beck-Gernsheim relativieren zwar in einer zwanzig Jahre später erschienenen erneuten Zusammenarbeit mit dem Titel *Fernliebe – Lebensformen im globalen Zeitalter* bereits die Aussage, dass ein berufsbezogener Ortswechsel die Beziehung zum Scheitern bringen müsse – denn neue Technologien könnten helfen, besser in Kontakt zu bleiben und nicht wenige Paare praktizierten heutzutage erfolgreich die ‚Fernliebe‘ (vgl. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, *Fernliebe: Lebensformen im globalen Zeitalter* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2011).) Doch können zwei zentrifugale Arbeitsbiografien auch in derselben Stadt ein Beziehungsleben unmöglich machen; Beispiele können zur Genüge aufgezählt werden: Hat der eine Partner viele Nachtschichten und



ses Unterfangens liege mit Sicherheit darin, dass dieser Prozess gegen die starken Individualisierungszwänge des neoliberalen Kapitalismus ankämpfen müsse. Vielleicht handle es sich also bei den erlebten Schwierigkeiten in Sachen Liebe und Beziehung nur um eine „unglückliche Zwischenphase“<sup>142</sup>, so Beck-Gernsheim, in der die neue Rollenverteilung der Geschlechter erst erprobt und Beziehungsmodelle angepasst werden müssten. Individuelle Selbstverwirklichung innerhalb einer glücklichen, gleichberechtigten Liebesbeziehung sei vielleicht momentan noch eine Utopie, doch nur auf einer Ebene der Gleichberechtigung sei eine „wirkliche Partnerschaft“<sup>143</sup> überhaupt erst möglich. Doch kein noch so großer Optimismus könne die gegenwärtigen, mit der Liebessuche verbundenen Probleme ignorieren: Das moderne, liebende Individuum lebe und agiere ständig unter der Bedrohung, Isolation, Einsamkeit, Ängsten oder Depressionen ausgesetzt zu werden – denn die Suche nach einer solchen Utopie folge dem Konzept des Trial and Error und die Phasen zwischen einem gescheiterten Beziehungsversuch und dem nächsten könnten unbestimmt lang und einsam sein. Das Prestige des modernen Menschen, endlich ohne Einschränkung nach der wahren Liebe suchen zu dürfen, werde mit dem Preis der (zeitweiligen) Einsamkeit bezahlt.

Aufgrund der Tatsache, dass in der vorliegenden Arbeit drei Romane *weiblicher* Autorinnen mit depressiven *weiblichen* Protagonistinnen nicht aus einer intendierten gendertheoretischen oder feministischen Fragestellung heraus, sondern aufgrund der Nicht-Existenz (gleichwertiger) männlicher Äquivalente gewählt wurden, soll an dieser Stelle folgende Frage beleuchtet werden: Ist es möglich, dass die oben skizzierte Einsamkeit Frauen stärker heimsucht als Männer? Während in dieser Arbeit immer wieder von zunehmenden Individualisierungsprozessen in der Gesellschaft gesprochen wurde, wurde die Geschlechterthematik bisher nicht behandelt, sondern vom (geschlechtslosen) modernen Menschen, vom modernen Individuum im Allgemeinen gesprochen. Während dies auch durchaus seine Berechtigung hat, da die besprochenen Prozesse sich auf heute lebende Frauen und Männer gleichermaßen auswirken, ist doch anzumerken, dass es in der Geschichte des Individualisierungsprozesses einen markanten Unterschied gibt: „Zu Beginn der Moderne bleibt Individualisierung ganz auf Männer beschränkt.“<sup>144</sup> Der amerikanische Historiker Carl Degler schreibt:

*„The idea of individualism in the West has a long history... John Locke and Adam Smith celebrated the principles of individual rights and actions, but the individuals they had in mind were men. On the whole women were not thought of as anything other than supportive assistants – necessary to be sure, but not individuals in their own right. The individual as a conception in Western thought has always assumed that behind each man –*

---

der andere arbeitet am Tag, belastet dies die Beziehung. Besteht ein Kinderwunsch, stellt sich die Frage: Wer arbeitet, wer geht in Karenz? Wenn beide Partner karriereorientiert sind, ist die Frage fast unlösbar, usw.

<sup>142</sup> Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 90.

<sup>143</sup> Ebda, 103.

<sup>144</sup> Ebda, 79.

*that is, individual – was a family. But the members of that family were not individuals, except the man, who was by law and custom its head.*<sup>145</sup>

Die Individualisierung des weiblichen Lebenslaufes, unterstützt oder sogar erst ermöglicht durch Veränderungen der staatlichen Bildungsgesetze (Rechte für Mädchen und Frauen auf Schul- und Hochschulbildung), begann Ende des 19. Jahrhunderts und setzt sich, dank großer Erfolge der ersten und zweiten Frauenbewegung, bis heute immer stärker fort. Beck-Gernsheim spricht von einer neuen Geschichte der Frau<sup>146</sup> – und bemerkt in diesem Sinne, dass der Umgang mit der Individualisierung, die erst seit kurzem auch die Frau betreffe, vielleicht erst erlernt werden müsse. Die Psychologin Jean Baker Miller beobachtet, dass in den 1970er-Jahren vor allem Frauen mittleren Alters einen Therapeuten aufsuchten, die nach der Hochzeit und dem Großziehen der Kinder mit dem Bewusstsein zu kämpfen hatten, die eigenen individuellen Bedürfnisse nie verwirklicht zu haben. In den 90er-Jahren waren es hingegen vor allem beruflich erfolgreiche, junge Frauen, die therapeutische Hilfe suchten, deren Karriere zwar erfüllt war, aber deren Bedürfnis nach persönlichen Beziehungen unerfüllt blieb.<sup>147</sup> Umgekehrt scheint in Bezug auf die Frage nach gleichberechtigter Partnerschaft möglich, dass der Mann erst lernen muss, mit der ungewohnten Situation einer selbstständigen Frau umzugehen – die Literatur spricht von der Problematik des „verunsicherten Mannes“<sup>148</sup> – der kein guter Partner sein *könne*, da ihm das emotionale Instrumentarium dafür (noch) fehle.<sup>149</sup> Außerdem gebe es auch Männer, die am Patriarchat festhalten, und jene für sie fremden Fähigkeiten – des Zuhörens, des Einfühlens usw. – nicht erlernen *wollten*, da sie die unabhängige Frau als Bedrohung ansähen.<sup>150</sup> Die Konsequenz dieser Ungleichheit – der neu individualisierten Frau und des unzureichend angepassten Mannes – manifestiere sich in der „Einsamkeit der berufstätigen Frau“<sup>151</sup>: weibliche Einsamkeit in einer Phase des Sich-Ausprobierens und der Entwicklung eines eigenen, unabhängigen Selbst jenseits des alten Rollenbildes, in der die Frau wohl am meisten emotionale Unterstützung und Liebe bräuchte. Anders als der individualisierte Mann, dem stets eine Frau zur Seite stand, steht die moderne, individualisierte Frau scheinbar allein. Vielleicht ist diese Beobachtung der Grund dafür, dass

<sup>145</sup> Carl Degler, *At odds: Woman and the Family in America from the Revolution to the present* (Oxford: Oxford University Press, 1980), 189.

<sup>146</sup> Vgl. Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 85.

<sup>147</sup> Suzanne Gordon im Interview mit Jean Baker Miller in Ms., Juli 1985, zitiert nach ebda.

<sup>148</sup> Herb Goldberg, *Der verunsicherte Mann: Wege zu einer neuen Identität aus psychotherapeutischer Sicht* (München: Diederichs, 1977).

<sup>149</sup> D. h. Sprechen über die eigenen Gefühle, Ausdrücken von emotionalen Wünschen und Bedürfnissen, aber auch und vor allem das Zeigen von Sensibilität und Unterstützung dem Partner gegenüber, jene Beziehungsarbeit, die jahrhundertlang reine Aufgabe der Frau war (vgl. Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 80.).

<sup>150</sup> Vgl. ebda, 89.

<sup>151</sup> Erika Bock-Rosenthal, Christa Haase und Sylvia Streek, *Wenn Frauen Karriere machen* (Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 1978).

Einsamkeit, aus ihr entspringende Angst und depressive Verstimmungen von Frauen stärker thematisiert und literarisch verarbeitet werden (müssen) – eine Hypothese, die das unausgewogene Geschlechterverhältnis in der für diese Masterarbeit in Frage kommenden Primärliteratur erklären könnte. Auch die Literaturwissenschaftlerin Susan Gustafson beobachtet in der weiblichen, deutschsprachigen Gegenwartsliteratur eine frappierende Häufigkeit depressiver Charaktere.<sup>152</sup> Sie referiert auf Psychoanalytikerin Julia Kristeva, die bemerkt, dass Frauen ungleich häufiger an Depressionen erkranken als Männer, ja, Depression sogar mit der Weiblichkeit an sich und ihrer spezifischen Sexualität eng verbunden zu sein scheinen.<sup>153</sup> Dieser Umstand, so Gustafson, „might also explain [...] the frequency of narratives of depression by women writing contemporary German fiction”.<sup>154</sup> Obwohl es die meisten Charaktere der von ihr beleuchteten Romane<sup>155</sup> nicht schaffen, aus ihrer Isolation, Einsamkeit und Depression herauszufinden – und demnach, so Gustafson, auch die jungen literarischen Autorinnen in einem be- und unterdrückenden Narrativ gefangen zu sein scheinen – werde in manchen Geschichten (psychische) Befreiung immerhin angedeutet. „And, perhaps, that hope already constitutes – in and of itself a step beyond the enervation of depression.”<sup>156</sup>

---

<sup>152</sup> Vgl. Susan Gustafson, „Asymbolia and Self-Loss: Narratives of Depression in Contemporary German Fiction,“ *Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur* 99, Nr. 1 (Jänner 2007), 19.

<sup>153</sup> Vgl. Kristeva, *Schwarze Sonne*, 79.

<sup>154</sup> Gustafson, „Asymbolia and Self-Loss,“ 19.

<sup>155</sup> Sie interpretiert u. a. Judith Hermann, *Sommerhaus, später* (Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1998) sowie *Nichts als Gespenster* (Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2003), Karen Duve, *Keine Ahnung* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1999) und Alexa Henning von Lange, *Relax* (Hamburg: Rogner & Bernhard, 1998).

<sup>156</sup> Ebda.

### 3. Generationen

#### 3.1 Die Relevanz des Generationenbegriffes und dessen Probleme

Der Soziologe Klaus Hurrelmann und der Journalist Erik Albrecht bemerken in ihrer Gemeinschaftspublikation *Die heimlichen Revolutionäre – Wie die Generation Y unsere Welt verändert*<sup>157</sup> pointiert, in beiden ihrer Berufsfelder sei der Ehrgeiz groß, „jeder neuen, jungen Generation eine erkennbare und unverwechselbare Mentalität zuzuschreiben und ihr möglichst auch einen klingenden Namen zu geben.“<sup>158</sup> Solch „griffige Labels oder Pauschalurteile“<sup>159</sup> erwiesen sich zwar als gut vermarktbar, doch werde in aktuellen Generationenporträts zugunsten dieser Vermarktbarkeit des Öfteren stark übertrieben. So soll in dieser Arbeit zwar sehr wohl auf spezifische Merkmale der Generation Y eingegangen werden, denn das sozialwissenschaftliche Generationenkonzept an sich ist sehr fruchtbar und erkenntnisbringend – doch ist es nicht das Ziel, das plakative Bild einer ‚depressiven Generation‘ zu zeichnen und so eine oberflächliche und künstliche Generierung besonders neuartiger Erkenntnisse zu forcieren. Vielmehr soll untersucht werden, wie sich jene, bereits seit Längerem wirkenden, gesamtgesellschaftlichen Prozesse, die einen Anstieg depressiver Erkrankungen fördern, innerhalb des Konzeptes der Generation Y manifestieren. Der nun folgende Abschnitt gliedert sich somit in mehrere Teile: Zuerst wird beleuchtet, wie Generationen erkannt, definiert und unterschieden werden können – denn dieses Hintergrundwissen scheint erforderlich, um mit einem Begriff wie dem der ‚Generation Y‘, der medial eher einer Parole gleicht, wissenschaftlich differenziert zu arbeiten. Anschließend werden sechs klassifizierte Generationen der Nachkriegszeit – aus mitteleuropäischer Perspektive – kurz vorgestellt; die fünf Vorgängergenerationen, um die Generation Y besser einzuordnen, und schließlich die – an dieser Stelle noch sagenumwobene – Generation selbst.

#### 3.2 Was sind Generationen?

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann schreibt in ihrer Publikation *Geschichte im Gedächtnis*<sup>160</sup> zum Generationenbegriff, dass grundlegend zwischen biologischen und gesellschaftlichen Generationen unterschieden werden müsse. Biologische Generationen, d.h. Generationen innerhalb einer Familie, seien unproblematisch identifizierbar, denn sie trenne der natürliche Reproduktionsabstand.<sup>161</sup> Gesellschaftliche Generationen seien hingegen nicht so trennscharf voneinander zu unterscheiden, denn Menschen kämen nicht in Clustern, sondern in einem stetigen Zeitkontinuum zur Welt. Wie lässt sich, im Hinblick auf diese Tatsache, ein Prozess gesellschaftlicher Generationenbildung rechtfertigen und erklären? Der Soziologe Karl

---

<sup>157</sup> Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*.

<sup>158</sup> Ebda, 12.

<sup>159</sup> Ebda.

<sup>160</sup> Aleida Assmann, *Geschichte im Gedächtnis: Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung* (München: C. H. Beck, 2007).

<sup>161</sup> Vgl. ebda, 33.

Mannheim versucht in seinem 1928 erschienenen Aufsatz *Das Problem der Generationen*<sup>162</sup>, der für die darauffolgende und aktuelle Generationenforschung immer noch als richtungsweisend gilt, eine Antwort auf diese Frage zu geben. Das soziologische Phänomen des Generationenzusammenhangs sei, so Mannheim, zwar „fundiert durch das Faktum des biologischen Rhythmus der Geburten und des Todes. Durch etwas fundiert sein, bedeutet aber noch nicht, aus ihm ableitbar, in ihm enthalten sein.“<sup>163</sup> Vielmehr handle es sich um ein zwar auf diesem Fundament basierendes, aber qualitativ eigenartiges Superadditivum, das das Phänomen der gesellschaftlichen Generationenbildung ausmache.

*„Gäbe es nicht das gesellschaftliche Miteinander der Menschen, [...] gäbe es nicht eine bestimmt geartete Struktur der Gesellschaft, gäbe es nicht die auf spezifisch gearteten Kontinuitäten beruhende Geschichte, so entstünde nicht das [...] Gebilde des Generationenzusammenhangs, sondern nur das Geborenwerden, das Altern und das Sterben.“*<sup>164</sup>

Der Generationszusammenhang ergebe sich also primär, so Mannheim, durch das Verankert-Sein des Menschen in der Gesellschaft, wobei nahe beieinander liegende Geburtsjahrgänge durch diese zeitliche Nähe im „historischen Strome des gesellschaftlichen Geschehens verwandt gelagert“<sup>165</sup> seien. Diese spezifische ‚Lagerung‘ bedeute erstens, dass die Individuen auf einen „bestimmten Spielraum möglichen Geschehens“ beschränkt seien und zweitens, dass diese Beschränkung zu einer besonderen Weise des Erlebens und Denkens, des Verhaltens und Fühlens führe und dadurch zu einer „spezifischen Art des Eingreifens in den historischen Prozeß [sic!]“<sup>166</sup>. Diese historischen und kulturellen Gemeinsamkeiten verbinden, so die These, eine Gruppe ähnlicher Geburtsjahrgänge zu einer Generation. Welche und wie viele Jahrgänge zu einer Generation zusammengefasst werden, offenbart sich nicht der unmittelbaren Erkenntnis. Eine grobe Einteilung erfolgt nach Mannheim prinzipiell durch die biologische Generationsbildung – denn junge Leute hätten einen neuartigen Zugang zur Welt, reagierten sensibler auf gesellschaftliche Erneuerungen und Veränderungen, da sie gerade erst dabei seien, ihr Weltbild zu zeichnen. Gleichzeitig erfolge ein Ableben der Großelterngeneration, die in ihren Einstellungen zeit ihres Lebens an ihrer jugendlichen Orientierung festgehalten habe und für aktuelle gesellschaftliche Veränderungen weniger empfänglich gewesen wäre. Es komme also zu einem Wechsel der aktuell lebenden Kulturträger.<sup>167</sup> Doch seien Geburtsjahrgänge ein Kontinuum und jeden Tag entdecke ein Jugendlicher seinen ‚neuartigen Zu-

<sup>162</sup> Karl Mannheim, „Das Problem der Generationen“, in *Wissenssoziologie: Auswahl aus dem Werk*, hrsg. von Kurt Wolff (Berlin: Luchterhand, 1964), 509-565.

<sup>163</sup> Ebda, 527.

<sup>164</sup> Ebda.

<sup>165</sup> Ebda.

<sup>166</sup> Ebda, 528.

<sup>167</sup> Vgl. ebda, 529f.

gang‘ zur Welt – diese Einschränkung reiche also nicht, um zu verstehen, wie sich bestimmte Jahrgänge zu einer Generation verbinden lassen. Den Schlüssel zu diesem Problem sieht Mannheim in der „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen“<sup>168</sup>. Gemeint ist nicht nur das gleichzeitige Erleben ein und desselben historischen Ereignisses, sondern auch „ein einheitliches Reagieren, ein im verwandten Sinne geformtes Mitschwingen und Gestalten“<sup>169</sup>. Hierfür sei jedoch eine starke kulturelle Nähe erforderlich – man kann nicht von chinesischen Jugendlichen und preußischen Jugendlichen Mitte des 18. Jahrhunderts als Mitglieder ein und derselben Generation sprechen. Die für Mannheims Generationenkonzept grundlegende Erkenntnis ist also, dass Mitglieder einer Generation aufgrund von zeitlicher und kultureller Nähe, unter Einfluss ihrer jugendlichen Empfindsamkeit, grundsätzlich ähnliche emotionale Reaktionen auf historische und gesellschaftliche Ereignisse zeigten, diese ähnlich verarbeiteten und aus ihnen ähnliche Schlüsse für ihr weiteres Handeln zögen.

Die Idee einer Generation als „Schicksalsgemeinschaft“<sup>170</sup> wurde in der Generationsforschung mehrfach aufgegriffen, thematisiert und ergänzt: Der deutsche Soziologe Klaus Hurrelmann etwa verbindet Generationsforschung mit empirischer Jugendforschung und bereicherte Mannheims Generationskonzept durch vertiefende Überlegungen zur Zeitspanne der Jugend als psychologische Entwicklungsphase. Die Jugend sei, so Hurrelmann, die entscheidende Phase der Persönlichkeitsentwicklung: In der Pubertät müsse jeder seinen Platz in der Gesellschaft finden, was dazu führe, dass sich „niemand so aktiv wie Jugendliche mit dem auseinandersetzt, was mit ihnen selbst und um sie herum geschieht“<sup>171</sup>. Dieser Prozess präge den Menschen für sein restliches Leben: „Die Erlebnisse und Erfahrungen in der Jugendzeit bestimmen die Interpretation späterer Ereignisse, sie atmen einen Zeitgeist und rahmen die Weltsicht.“<sup>172</sup> Nicht nur lernten Jugendliche besonders gut, die neue, gegenwärtige Welt um sie herum zu verstehen – sie kannten auch nur diese, und nur sie sei ihnen vertraut und selbstverständlich. Vor allem unter Gleichaltrigen finde sich also ein Einverständnis in der Weltsicht – und vor allem in der Jugend würden historische Ereignisse durch die spezifischen kognitiven Gegebenheiten der Hypersensibilität und Prägsamkeit in einer vervielfachten Intensität wahrgenommen. „Die Wucht der gemeinsam durchlebten Erfahrung schweißt aus einer Gruppe Gleichaltriger eine Generation.“<sup>173</sup> – und jene *Wucht* ist es wohl, die Mannheims poetische Metapher des *Mitschwingens* erklären kann. Aleida Assmann bereichert Mannheims Theorie durch Überlegungen zu Generationsmarkern in der Konsumkultur: Während sich Mannheim in seinen Beispielen meistens auf Kriege und andere politische Er-

---

<sup>168</sup> Ebda, 543.

<sup>169</sup> Ebda, 545. Was ein solches „Mitschwingen und Gestalten“ ausmacht, wird von Mannheim nicht genauer definiert.

<sup>170</sup> Ebda, 543.

<sup>171</sup> Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 15.

<sup>172</sup> Ebda.

<sup>173</sup> Ebda, 16.

eignisse<sup>174</sup> bezieht, die auf Gruppen (meist junger Männer) generationskonstituierend wirken, berücksichtigt Assmann auch Ereignisse jenseits von Politik<sup>175</sup>: Heute seien es, an ihrer statt, die Veränderungen der technischen Lebenswelt mit ihren neuen Konsumangeboten, die immer mehr die „Rolle biographisch prägender Schlüsselerlebnisse“ einnehmen. Die „Konjunkturen des Marktes treten an die Stelle historischer Erschütterungen“<sup>176</sup> – die gemeinsame Sozialisation in neue (digitale) Techniken, neue Medienwelten und neue Konsumformen sei es, was Generationen heute präge.<sup>177</sup> Kollektiv konsumierte Medienereignisse ersetzen einschneidende Geschichtserlebnisse als historische Zäsuren; Kleidung, Musikgeschmack usw. spielten dabei eine entscheidende Rolle zur generationellen Abgrenzung. In einer Zeit, die so schnelllebig sei wie die heutige, ändere sich die Konsumkultur jedoch ständig, woraus Assmann schließt: „Da sich der Rhythmus dieser Innovationen des Marktes stetig beschleunigt, überschlagen sich inzwischen die Labels neu ausgerufenen Generationen. Generationen sind inflationär geworden.“<sup>178</sup> Assmann führt diese Beobachtung nicht weiter aus und bietet keine konkreten Beispiele aktueller inflationärer Generationen – wohlweislich, weil die der Generationsforschung immanente Schwierigkeit bestehe, gegenwärtige neue Generationen überhaupt ausmachen und beschreiben zu können, da ein Großteil der Generationsgenese retrospektiv erfolge.<sup>179</sup> Denn das „generationelle Gefühl“<sup>180</sup> entstehe nicht, so Literaturwissenschaftler Günter Höfler, in der subjektiven Erfahrung an sich, sondern könne erst im Diskurs von mehreren mithilfe (massen-)medialer Verbreitung aufkommen – sich also erst im „Erzählkontext einer Kohorte“<sup>181</sup> bilden. Individuelles Erleben, historisch transportiert durch biografische Erzählungen, werde, so zitiert Höfler Sigrid Weigel, „zur Mikroerzählung der Geschichte“<sup>182</sup>, während umgekehrt die individuelle Wiedergabe des Erlebten durch Erwähnung be-

<sup>174</sup> Vgl. Mannheim, „Problem der Generationen“, 41.

<sup>175</sup> Vgl. Assmann, *Geschichte im Gedächtnis*, 35.

<sup>176</sup> Ebda.

<sup>177</sup> Im Hinblick auf die klimapolitische Bewegung *Fridays for Future*, die seit 2019 vor allem von Schüler:innen und Student:innen getragen und über soziale Medien (Twitter, Instagram, WhatsApp) verbreitet wird, scheinen sowohl politische Ereignisse (Mannheim) als auch die Neuerungen in der Medienkultur (Assmann) zusammenzuwirken und junge Generationen – hier die Generation Z – zu prägen.

<sup>178</sup> Assmann, *Geschichte im Gedächtnis*, 35. Rosas Beobachtung der heutigen Gesellschaft als „Beschleunigungsgesellschaft“ (Rosa, *Beschleunigungsgesellschaft*), die eine immer höhere Frequenz sozialen Wandels ausmache, kann über Assmanns Beobachtung durchaus mit dem Generationenbegriff in Verbindung gebracht werden.

<sup>179</sup> Vgl. ebda, 53.

<sup>180</sup> Vgl. Bohnenkamp, Björn, Till Manning und Eva-Maria Silies, „Argument, Mythos, Auftrag und Konstrukt: Generationelle Erzählungen in interdisziplinärer Perspektive“, in *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster*. Hrsg. v. Björn Bohnenkamp, Till Manning und Eva-Maria Silies (Göttingen: Wallstein, 2009), 20.

<sup>181</sup> Günter Höfler, „Drei Generationen Jugend oder: Die Permanenz der Unlust. Hans-Georg Behr: Fast ein Nomade, Robert Menasse: Don Juan de la Mancha und Silke Hassler: Total glücklich“, in *Zwischen Aufbegehren und Anpassung. Poetische Figurationen von Generationen und Generationserfahrungen in der österreichischen Literatur*, hrsg. von Joanna Drynda (Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2012), 211.

<sup>182</sup> Sigrid Weigel, „Familienbande, Phantome und die Vergangenheitspolitik des Generationen-Diskurses: Abwehr von und Sehnsucht nach Herkunft“, in *Generationen. Zur Relevanz eines Grundbegriffs*, hrsg. von Ulrike Jureit und Michael Wolf (Hamburg: Hamburger Edition, 2005), 117f.

stimmter prägender Ereignisse „im Takt von generationstypischen Lebensabschnitten erzählbar“<sup>183</sup> sei. Als Beispiel für das Wechselspiel „individuelle Erfahrung – generationelle Erfahrung“ nennt Höfler den Unterschied in der Art und Weise der „initialen Liebeserfahrungen vor und nach der sexuellen Revolution“<sup>184</sup>. Was eine bestimmte Generation ausmache, könne also oft erst im Nachhinein durch diskursive Aufarbeitung – in Wechselwirkung von Selbst- und Fremddarstellung – festgestellt werden.<sup>185</sup>

Das Generationskonzept bleibt, trotz seines essenziellen Beitrages zum Verständnis gesellschaftlichen Lebens, ein abstraktes, gedankliches Konstrukt – denn die Übergänge zwischen den Kohorten sind mitunter genauso fließend wie die gesellschaftlichen Entwicklungen, die sie ausmachen. In diesem Sinne ist es äußerst schwierig, ein zeitliches Intervall festzumachen, in dem Generationen aufeinander folgen – weshalb etwaige Einteilungen divergieren. Assmann ordnet in ihrer Darstellung der sieben Generationen des 20. Jahrhunderts manchen Generationen nur ein paar Jahre, manchen sogar 20 Jahre zu<sup>186</sup>; Hurrelmann besteht auf einem 15-Jahres-Intervall, mit dem Argument, dass die Jugendphase zwischen Kindheit und Erwachsenendasein genauso lange dauere.<sup>187</sup> Mannheim distanziert sich von einer derartigen Zeitangabe, denn diese rein quantitative und für ihn wenig nachvollziehbare Herangehensweise an die Generationenthematik sei ein Hauptgrund, warum er sich dem ‚Problem der Generationen‘ überhaupt erst widmete.<sup>188</sup> So soll also für diese Arbeit ein ungefähres Intervall von 15 Jahren angenommen werden, da es sich um einen in Wissenschaft und Wirtschaft erprobten Gebrauchswert handelt – doch die Jahresgrenzen, die die einzelnen Generationen aus Ordnungsgründen voneinander trennen, werden eher als Richtwerte behandelt.

### 3.3 Die sechs Generationen der Nachkriegszeit

Um die Generation Y historisch positionieren zu können, werden hier nun ihre Vorgängergenerationen kurz skizziert. Die Darstellung orientiert sich an jener von Hurrelmann und Albrecht, die von sechs Generationen der Nachkriegszeit sprechen, wobei die erste unter ihnen noch vor oder während des Zweiten Weltkriegs geboren sei.<sup>189</sup> Man müsse bei der Klassifika-

---

<sup>183</sup> Ebda.

<sup>184</sup> Höfler, „Drei Generationen Jugend“, 211.

<sup>185</sup> Vgl. Assmann, *Geschichte im Gedächtnis*, 52f.

<sup>186</sup> Vgl. ebda, 58.

<sup>187</sup> Um welche 15 Jahre, also um welche begrenzenden Jahreszahlen es sich handle, bestimmten historische Ereignisse: Hurrelmanns Zählung beginnt mit Ende des Zweiten Weltkrieges (vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 17.)

<sup>188</sup> Vgl. Mannheim, „Problem der Generationen“, 509. Mannheim strebte eine Verbindung von rein quantitativen (Dromel, Comte, Mentré u. a.) und rein qualitativen (Rümelin, O. Lorenz, Dilthey u. a.) Ansätzen an, da beide Extreme wichtige Erkenntniszugänge aussparten (vgl. ebda, 509-521.).

<sup>189</sup> Hurrelmann und Albrechts Darstellung bezieht sich vor allem auf Deutschlands Geschichte, nimmt aber auch globale Exkurse.



tion zwischen Geburtsjahren und Zeit der Jugendphase unterscheiden, sei es doch erst letztere, die für die Generation prägend und konstituierend ist.

Die *skeptische Generation* oder *Nachkriegsgeneration* (Jugendphase 1940–1955) sei die Groß- oder sogar Urgroßelterngeneration der heutigen Jugendlichen. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges sind viele Länder Europas „ideologisch bankrott, kriegszerstört und wirtschaftlich am Boden“<sup>190</sup>; in Deutschland und Österreich, wo gerade noch der Nationalsozialismus herrschte, müssen die Jugendlichen mit einem grundlegenden Ideologien- und Identitätswechsel zurechtkommen und eigene, neue Werte kreieren. Die nun entstehende Einstellung ist pragmatisch, es zählen praktische Fragen des Überlebens und des Alltags: An große Gesellschaftsentwürfe wird nicht mehr geglaubt, der Lebensfokus ist im Hier und Jetzt.<sup>191</sup> Die Nachfolgegengeneration der *68er* (Jugendphase 1955–1970) wird geprägt von Wirtschaftswachstum und Konsumkultur, aber auch von bedrohlichen politischen Ereignissen wie dem Eisernen Vorhang, dem Mauerbau und dem Kalten Krieg. Die Jugendlichen versuchen in Protestbewegungen die herrschenden, autoritär und patriarchal geprägten, Gesellschaftsstrukturen aufzubrechen – Erfolge führen zu Transformationen in Lebensstil, Familienkonstrukten und persönlichen Freiheiten, die unsere Gesellschaft bis heute prägen.<sup>192</sup> Die Generation der *Babyboomer* (Jugendphase 1970–1985), deren Name auf die Geburtenstärke ihrer Jahrgänge zurückzuführen ist, sei die Elterngeneration der Ypsilonen:innen. Die Generation wächst im Wohlstand auf und die Konsumkultur ist in Europa bereits fest verankert, was von den Babyboomern jedoch kritisiert wird; sie orientieren sich an postmaterialistischen Werten wie Selbstentfaltung, Kreativität und Lebensgenuss. Trotz wirtschaftlicher Probleme wie der Ölkrise 1973 und einem daraus resultierenden Anstieg an Arbeitslosigkeit sind die meisten mit der Allgemeinsituation zufrieden und leben ein gemütliches Leben.<sup>193</sup> Die Bezeichnung der Folgegeneration (Jugendphase 1985–2000) geht auf den Roman *Generation X*<sup>194</sup> zurück, der das Leben orientierungsloser und hedonistischer US-amerikanischer Jugendlicher porträtiert. In Europa zeigt sich ein ähnliches Bild: Viele Jugendliche treten als Reaktion auf ihre Orientierungslosigkeit in die Fußstapfen ihrer Eltern – und nicht wenige werden von ihnen finanziell unterstützt. Eigeninitiative und Arbeitsmoral sinken: Disziplin weicht unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung, Lebensgenuss wird Gewohnheit. Die Generation ist nicht politisch engagiert; eine geistig-moralische Wende manifestiert sich durch einen Rückzug ins Private.<sup>195</sup> Die nun folgende *Generation Y* (Jugendphase 2000–2015) soll im nächsten Kapitel im Detail be-

<sup>190</sup> Ebda, 18.

<sup>191</sup> Vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 15.

<sup>192</sup> Vgl. ebda, 19f.

<sup>193</sup> Vgl. ebda, 21f.

<sup>194</sup> Douglas Coupland, *Generation X. Tales for an accelerated culture* (New York: St. Martin's, 1991). In Deutschland spricht man auch von der ‚Generation Golf‘ nach einem Roman von Florian Illies – die Generationsträger wurden rund um die Zeit geboren, als der erste VW Golf auf den Markt kam, und die Kindheit vieler wurde von diesem beliebten Familienauto begleitet (vgl. Florian Illies, *Generation Golf. Eine Inspektion* (Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2001).)

<sup>195</sup> Vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 22f.

schrieben werden. Über die *Generation Z* (Jugendphase ab 2015), die sich noch „in den Kinderschuhen“<sup>196</sup> befindet, kann bisher nur spekuliert werden. Hurrelmann und Albrecht sehen eine ähnliche Generation wie die der Babyboomer auf uns zukommen: Werte wie Lebensgenuss, aber auch aktive Selbstbestimmung werden voraussichtlich im Mittelpunkt stehen, mit verstärktem Engagement für gemeinschaftliche und öffentliche Belange.

Bevor nun die Generation Y in den Blick genommen wird, soll eine Bemerkung Assmanns die Überlegungen rund um den Generationsbegriff abschließen: Assmann erachtet es nicht als sinnvoll, eine einzelne Generation nur isoliert und für sich zu betrachten, denn alle Generationen seien „durch unterirdische Verbindungen miteinander verschränkt und kommentieren sich im diachronen Prozess der Geschichte“<sup>197</sup> gegenseitig. Immerhin existierten auf der Welt immer mindestens drei Generationen gleichzeitig, „was zu einer irreduziblen Polyphonie der Gegenwart und dabei sowohl zu Konfrontationen wie zu Allianzen führt.“<sup>198</sup> Als Beispiel einer solchen ‚Allianz‘ nennt sie die ‚skeptische Generation‘, die zwar in ihrer Jugendphase selbst nicht politisch gewesen wäre, aber der 68er-Generation in ihrem stürmischen Aktivismus helfend unter die Arme gegriffen hätte.<sup>199</sup> Assmann bezeichnet Generationen als „Sollbruchstellen, deren Wechsel als historische Zäsuren dramatisiert werden [können]. Sie sind Mittel, Epochenschwellen zu markieren, Neu-Orientierung und Wertewandel zu inszenieren.“<sup>200</sup> Der Prozess, der hinter einer solchen Inszenierung stehe, sei jedoch kein isolierter, sondern ein gesamtgesellschaftlicher. Diese Ergänzung scheint von großer Wichtigkeit, vor allem in einer Masterarbeit, die sich stark auf eine bestimmte Generation fokussiert – es gilt also, den analytischen Blick immer wieder schweifen zu lassen, auf die gesamte, mehrere Generationen übergreifende Gesellschaft zu richten und zu beobachten, wo es zu Wechselwirkungen zwischen der jungen und den älteren Generationen kommt. Nichtsdestotrotz ist es die Generation Y, die momentan als diskursbestimmende, wertsetzende Kohorte zu bezeichnen ist – weshalb sie im Mittelpunkt dieser Arbeit steht.

### 3.4 Die Generation Y (2000–2015)

#### 3.4.1 Einführung und gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen

*Generation Y* ist nur eine unter vielen unterschiedlichen Bezeichnungen, die für die Generation der heute 20- bis 35-Jährigen existiert – andere geläufige Namen sind *Millenials*, *Generation Why*<sup>201</sup> und *Generation Maybe*.<sup>202</sup> Was die Kohorte primär zusammenschweißt und was auch die (weniger geläufigen) Namen wie *Internet Generation* und *Generation Facebook* zei-

<sup>196</sup> Ebda, 26.

<sup>197</sup> Assmann, *Geschichte im Gedächtnis*, 68.

<sup>198</sup> Ebda, 69.

<sup>199</sup> Vgl. ebda, 46.

<sup>200</sup> Ebda, 68.

<sup>201</sup> „Das ‚Y‘ – im Englischen ausgesprochen wie ‚why‘ – ist der Buchstabe, der eine Generation auf den Punkt bringen soll. Die Frage nach dem Sinn wird zum Merkmal einer Generation.“ (Ebda, 8.).

<sup>202</sup> Ebda, 13.

gen, ist, dass die Mitglieder der Generation als ‚Digital Natives‘ aufgewachsen sind. Das Internet ist für sie selbstverständlich und gehört zum Alltag – ob über Computer, Tablets oder Smartphones. „Neue Medien ermöglichen völlig neue Formen der Kommunikation, die sich auch auf soziale Umgangsformen und kulturelle Lebensstile auswirken“<sup>203</sup>, so die Autoren. Neben dieser enormen Veränderung, die diese Generation primär zu einer Schicksalsgemeinschaft im Sinne Mannheims zusammenschweiße, sind außerdem folgende Ereignisse als prägend zu nennen: Auf die seit zwei Jahrzehnten steigende Arbeitslosigkeit folgt 2007 eine globale Finanzkrise mit immensen wirtschaftlichen Folgen; Regierungen retten Banken mit Steuergeldern, öffentliche Institutionen und Haushalte leiden. Die älteren Mitglieder der Generation Y müssen hinnehmen, dass eine große Anzahl von Schulabgänger:innen nach ihrem Abschluss keinen beruflichen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz findet. Mit der Ungewissheit groß zu werden, ob man nach Schul-, Hochschul- oder einem anderen Ausbildungsabschluss überhaupt einen Job findet, wird zu einer generationenprägenden Grunderfahrung – denn eine sichere Lebensplanung ist so unmöglich. Trotzdem ist die Gesellschaft mehr denn je auf sowohl berufliche als auch private Leistung ausgerichtet: Wer in dieser Leistungsgesellschaft keinen Job hat, dem droht auch das soziale Aus. Neben der Finanzkrise ist die Generation Y mit einer weiteren globalen Krise konfrontiert: Die Bedrohung der Umwelt auf mehreren Ebenen trage ebenfalls stark zu einem allgemeinen Gefühl der Unsicherheit bei.<sup>204</sup> Auch Ereignisse der Weltpolitik wirken bedrohlich: die 2000er-Jahre beginnen mit dem Terroranschlag 9/11 in New York, der blutige Kriege im Irak und Afghanistan zur Folge hat. Terroristische Bombendrohungen und -anschläge erreichen auch Europa und der von den USA proklamierte Kampf gegen den internationalen Terrorismus ist medial extrem präsent<sup>205</sup> – sowie seit 2011 auch der Arabische Frühling und die Flüchtlingskrise.<sup>206</sup> Unter diesen Unsicherheiten und Bedrohungen auf der einen und immensen, durchaus auch positiv zu wertenden gesellschaftlichen Veränderungen auf der anderen Seite (z. B. Internet als kulturelle Ressource, Fortschritte zur Gleichberechtigung der Geschlechter usw.) wächst die Generation Y auf. Massive Umbrüche der sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und ökologischen Rahmenbedingungen prägen ihre Jugend – wie sich diese Umbruchserfahrungen auf das Verhalten der Generation auswirken und wie sie sich in der ‚neuen Welt‘ zurechtfindet, soll im Folgenden beschrieben werden.

### 3.4.2 Erwachsen werden im Zeitalter des Ungewissen

Im Prozess des Erwachsenwerdens hätten Jugendliche, so Hurrelmann und Albrecht, unter-

---

<sup>203</sup> Ebda, 24.

<sup>204</sup> Sowohl die Finanzkrise als auch die Umweltkrisen können als negative Konsequenzen eingegangener Risiken im Sinne Becks gesehen werden (vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 17.).

<sup>205</sup> Vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 25.

<sup>206</sup> Die letzten genannten Ereignisse fanden nach 2015 statt und wurden von Hurrelmann und Albrecht deshalb noch nicht inkludiert.

schiedliche Entwicklungsaufgaben zu bewältigen, deren erfolgreiche Erfüllung sowohl für ihre spätere soziale Stellung als auch für ihre psychische Gesundheit wichtig sei.<sup>207</sup> Die Ypsiloner:innen erfüllten zwar manche dieser Aufgaben früher als Mitglieder vorhergehender Generationen, manche aber auch bedeutend später, was den Prozess des Erwachsenwerdens verändere und die Jugendphase in die Länge ziehe. Hurrelmann und Quenzel nennen vier Komplexe von Entwicklungsaufgaben:<sup>208</sup> Erstens ‚Bilden und Qualifizieren‘, die Jobsuche und das Erreichen von finanzieller Selbstständigkeit; zweitens ‚Ablösen und Neu-Binden‘, den Wechsel von der Kinder- in die Partner:innen- und Elternrolle; drittens ‚Konsumieren, Wirtschaften, Vorsorgen‘, das Einnehmen der Rolle als Konsument:innen, Mediennutzer:innen und wirtschaftlich Handelnder und viertens ‚Wertorientiert Handeln und politisch Partizipieren‘, das Einnehmen der Rolle sozial engagierter Bürger:innen. Nach Hurrelmann und Albrecht meistern die Millennials diese Entwicklungsaufgaben unterschiedlich schnell: Während sie früh als Konsument:innen und Mediennutzer:innen tätig und ebenso früh politisch und sozial aktiv seien (beide Faktoren scheinen durch die Nutzung des Internets und digitaler sozialer Netzwerke begünstigt), fielen ihnen die Schritte zur arbeitsbedingten finanziellen Unabhängigkeit und zur Familiengründung schwerer und erfolgten später. Der Grund für die Verzögerung beider Prozesse liege vor allem in der problematischen Situation des aktuellen Arbeitsmarkts – nur noch ein kleiner Teil der Generation könne den traditionellen Mustern von Beruf und Karriere folgen. Statt wie früher üblich, nach Hochschulabschluss oder anderweitiger Beendigung einer Berufsausbildung direkt eine Vollzeitstelle antreten zu können, warten auf die meisten Abgänger:innen unzählige Praktika oder schlecht bezahlte Teilzeitjobs. Dieses Phänomen ist so auffällig, dass eine der vielen Bezeichnungen für die Generation der heute 20- bis 35-jährigen *Generation Praktikum* lautet.<sup>209</sup> Dies bedeutet jedoch noch längst nicht, dass eine Praktikumsstelle oder ein Teilzeitjob leicht zu bekommen sind: Selbst Anforderungen an ein unbezahltes dreimonatiges Teilzeit-Praktikum sind unglaublich hoch.<sup>210</sup> Gefordert wird, ne-

<sup>207</sup> Vgl. ebda.

<sup>208</sup> Vgl. Klaus Hurrelmann und Gudrun Quenzel, *Lebensphase Jugend*, 12. Aufl. (Weinheim: Beltz Juventa, 2013), 28ff.

<sup>209</sup> Vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 28.

<sup>210</sup> Ein aktuelles Beispiel ist eine solche Stellenausschreibung der Online-Marketing-Agentur *Digital Minds*. Gefordert sind ein Studienabschluss (Bachelor oder Master), Kompetenzen in gängigen Office-Programmen sowie die „Fähigkeit schnell zu lernen“ und „Hohes Engagement & Zuverlässigkeit“. Geboten werden ein Praktikumszeugnis und die „Möglichkeit, nach Abschluss deines Praktikums in der Online-Marketing Branche Fuß zu fassen“. Es handelt sich um ein „Online-Praktikum mit flexibler Zeiteinteilung und Ortsunabhängigkeit“ – was an dieser Stelle locken soll, ist folgendes Motto: „Lebe auch du die neue digitale Freiheit!“ (Stellenausschreibung Digital Minds, „Praktikum Online Marketing Manager,“ zugegriffen am 26.11.2018, <https://kulturkonzepte.at/job/praktikum-online-marketing-manager-sem-seo-affiliate-content/>.) Ein anderes Inserat bietet ein Vollzeitvolontariat als Hospitant:in im Theater an der Josefstadt. Gefordert sind tägliche Anwesenheit und Probenbetreuung von Montag bis Samstag vor Ort, sowie außerdem eigenständige Arbeiten wie „kreative Textrecherche und Lektorat“ für das Programmheft und das Erstellen von Materialmappen für Schüler:innen, die die Vorstellung besuchen. Geboten wird die „Möglichkeit, sich sehr intensiv und mitgestaltend in die Entstehung einer Produktion einzubringen“ sowie 140 Euro pro Monat als „kleine Aufwandsentschädigung“ (Stellenausschrei-

ben bereits erworbenen Qualifikationen wie einem Studienabschluss oder einschlägiger Arbeitserfahrung, ein Höchstmaß an Arbeitseinsatz, Eigeninitiative und Kreativität und dies meist ohne finanzielle Entschädigung. Was man stattdessen erhält, sind ein Praktikumszeugnis und essenzielles ‚Insiderwissen‘ – was es kostet, ist ein Höchstmaß an Energie, Zeit und Risikobereitschaft, denn ob man nach monatelanger, aufopfernder Gratis-Arbeit mit maximalem Einsatz trotz finanziell schwieriger Situation schließlich leichter einen Job findet, ist überhaupt nicht gesagt. Vielleicht folgt nur das nächste Praktikum und danach das nächste – und ein schlecht bezahlter Teilzeitjob wirkt schließlich wie eine Oase in der Wüste. Eine Überschneidung der Probleme der Ypsiloner:innen mit den in Kapitel 2 beschriebenen Theorien zum Zusammenhang von Depression und Gesellschaft ist unverkennbar. Das auf eigener Initiative beruhende, scheinbar freiwillige völlige Ausschöpfen der eigenen mentalen Fähigkeiten, wie es im Rahmen eines solchen oben beschriebenen Praktikums verlangt wird, ist nach Ehrenberg keinesfalls eine freie Entscheidung. Vielmehr handle es sich um eine, sich seit mehreren Jahrzehnten immer stärker manifestierende gesellschaftliche Norm, die jeden Arbeitsbereich betreffe.<sup>211</sup> Die ‚freiwilligen‘ unbezahlten (Vollzeit-)Praktika scheinen jedoch in der Tat die größtmöglichen Extreme dieses Phänomens darzustellen. Die idealen Individuen der Moderne sind demnach Praktikant:innen, die nicht nur eigenständig und ohne vernünftige Betreuung all das leisten, was von ihnen verlangt wird, sondern auch noch genug Energieressourcen haben, eigene kreative Ideen einzubringen – und dies stets gut gelaunt und motiviert, denn jene Prozesse, die Han als zwanghafte Positivkonditionierung bezeichnet<sup>212</sup>, seien äußerst mächtig.<sup>213</sup> Hinzu kommt der Einfluss, den das aktuell herrschende Zeitregime auf die Individuen ausübt: In der Beschleunigungsgesellschaft nach Hartmut Rosa bedeutet eine chronologische Aneinanderreihung mehrerer Praktika bereits beinahe einen Zeitverlust. Um die eigenen Zeitressourcen bestmöglich zu nutzen, gilt es, mehrere Praktikumsstellen oder Teilzeitjobs gleichzeitig auszuführen – eine Strategie, die für viele Ypsiloner:innen Realität ist. Ein solches Verhalten leistet gleichzeitig auch dem Erlebniszwang nach Rosa Folge: Erstrebenswert sei eine maximale „Steigerung der Zahl an Handlungs- oder Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit“<sup>214</sup> und ein Teilzeit-Praktikum, einen Teilzeitjob und eine Freelancer-Stelle gleichzeitig auszuführen bedeutet nicht nur optimale Zeitznutzung, sondern auch optimalen Erlebnisreichtum. Dass

---

bung Theater in der Josefstadt, „Hospitant in Dramaturgie und Theatervermittlung,“ zugegriffen am 26.11.2018, <https://kulturkonzepte.at/job/hospitant-in-dramaturgie-und-theatervermittlung/>.)

<sup>211</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 8f.

<sup>212</sup> Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 45f.

<sup>213</sup> Dieser Umstand wird eingänglich in der Primärliteratur bei Antonia Baum widergespiegelt, als Protagonistin Julia – sehr zynisch – ihre Aufgaben als Praktikantin beschreibt: „She understands what a project is all about from the very early stages on and how it can be done quickly and effectively. The fact that she moved to this city for the internship bears testimony to her conviction and dedication to her career and shows that she doesn't flinch from changing places [...] and to take up challenges. She has tremendous passion for what she does. [...] She is a ray of sunshine and a respected colleague and SS team member.“ (B 97)

<sup>214</sup> Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 27.

bereits Anfang-20-Jährigen, gefangen in solch mächtigen gesellschaftlichen Prozessen kapitalistischer Ausbeutung ein Burnout drohen kann, liegt auf der Hand.

Hurrelmann und Albrecht bemerken, dass sich die problematische Situation am Arbeitsmarkt in weiterer Folge auf die Familienplanung auswirke, denn eine Familie zu gründen verlange zeitliche und finanzielle Ressourcen. Da es also länger dauere und schwieriger sei, einen adäquaten Beruf zu finden, werde als Konsequenz die Familiengründung nach hinten verschoben oder sogar ganz weggelassen. Die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Statusinkonsistenz“<sup>215</sup>: Die Jugendphase dauere länger als je zuvor und ihr Ende sei mehr oder weniger offen – die Lebensphasen griffen ineinander, anstatt wie früher aufeinanderzufolgen. Der Zeitraum der Jugend sei heute weit mehr als eine kurze Zwischenphase zwischen Kindheit und Erwachsenenleben. Beginnend im Alter von zwölf Jahren dauere die Phase im Durchschnitt 15 Jahre lang an – bei einigen aber auch deutlich länger. In einem 2010 in der *New York Times* erschienenen Artikel mit dem Titel „What is it about 20-somethings?“<sup>216</sup>, der sich mit dem Thema der verlängerten Jugendzeit und dem dafür eigens konzipierten Begriff der „emerging adulthood“<sup>217</sup> auseinandersetzt, wird folgende Statistik zitiert: In den 1960ern hatten in den USA noch über zwei Drittel aller 30-Jährigen die oben erwähnten Entwicklungsschritte (abgeschlossene Ausbildung, eigene Wohnung, finanzielle Unabhängigkeit, Gründung einer eigenen Familie) vollbracht – im Jahr 2010, als der Artikel erschien, ist es bereits nur mehr ein Achtel.

Doch nicht nur der Entwicklungsschritt des Neu-Bindens werde von der Generation Y als schwierig empfunden, sondern auch der des Ablösens: Sie sehe keinen Grund, gegen ihre Eltern aufzubegehren (sie fühle sich nicht eingeeengt oder unterdrückt wie zum Beispiel die skeptische Generation oder die 1968er), im Gegenteil: Millennials „benötigen ihre Eltern als wichtige Verbündete im Angesicht der ungewissen Zukunftschancen“<sup>218</sup> und nähmen von ihnen sowohl emotionale als auch finanzielle Unterstützung an. Dies sei zwar grundsätzlich nicht negativ, verzögere aber die Entwicklung der Jugendlichen zu unabhängigen Erwachsenen.<sup>219</sup> Während einige Ypsilonen:innen mit dem engen Verhältnis zu ihren Eltern gut umgehen könnten und von ihnen nur jene Ratschläge und jene Unterstützung annähmen, die ihnen

<sup>215</sup> Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 30.

<sup>216</sup> Robin Marantz Henig, „What is it about 20-somethings?“ *The New York Times Magazine*, 18.08.2010, <https://www.nytimes.com/2010/08/22/magazine/22Adulthood-t.html>.

<sup>217</sup> Der Terminus „emerging adulthood“ ist eine vom US-amerikanischen Psychologen Jeffrey J. Arnett ins Leben gerufene Bezeichnung für die verlängerte Jugendzeit – vom späten Teenageralter bis zum Alter von Ende 20 – und ist entwicklungspsychologisch als eigene Phase zwischen „adolescence“ und „young adulthood“ angesiedelt. Diese Limbus-ähnliche Phase sei durchdrungen von Gefühlen der Instabilität, dem Austesten von Möglichkeiten und einem generellen Fokus auf Selbstfindung (vgl. ebda, sowie weiterführend Jeffrey Arnett, *Emerging Adulthood: The Winding Road From the Late Teens Through the Twenties* (Oxford: Oxford University Press, 2004).)

<sup>218</sup> Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 30.

<sup>219</sup> Wenn auf ein unbezahltes Praktikum das nächste folgt, ist finanzielle Unterstützung durch die Eltern beinahe unerlässlich. Doch der Glaube, den Eltern als Ausgleich für ihre große Hilfe verpflichtet zu sein, kann unter Umständen einen starken Schuldkomplex entstehen lassen, der depressive Erkrankungen fördert.

auf dem Weg zur Selbstständigkeit helfen, blieben andere durch diese nicht endende elterliche Umsorgung emotional in der Kinderrolle gefangen.<sup>220</sup> Daraus entstehe die große Gefahr, dass viele Millennials es nicht schaffen, selbst und von innen heraus ein gutes, aber auch adäquates Selbstwertgefühl aufzubauen.<sup>221</sup> Die meisten Vertreter:innen ihrer Generation seien Wunsch- und Einzelkinder und viele würden von ihren Eltern dadurch nicht nur sehr geliebt, sondern auch im Übermaß gelobt: Die vernarrten und glücklichen Mütter und Väter nannten ihre Kinder ‚Genies‘ und ‚Hochbegabte‘ und machten sie zur Projektionsfläche ihrer eigenen Wünsche. Dadurch würden viele Millennials den Bezug zur Realität verlieren und hielten sich selbst für schöner, intelligenter und generell begabter, als sie eigentlich sind. Sie könnten mit Misserfolgen nicht umgehen, da sie diese im Rahmen ihrer Selbstwahrnehmung konzeptuell nicht verstehen könnten: „Wenn ich der:die *Beste* bin, wie ist es *möglich*, dass ich eine schlechte Note auf eine Prüfung habe / nicht ins Medizinstudium aufgenommen worden bin / den Job nicht bekommen habe?“ Die einzig mögliche Lösung sei, äußere Umstände zu suchen, die zum Misserfolg geführt haben, wie z. B. Beispiel etwa unfaire Behandlung durch Professor:innen bei der Prüfung; vermeintliche Vetternwirtschaft in der Firma, bei der man sich beworben hat usw. Durch diese Einstellung verpassten sie die Chance, an Misserfolgen zu wachsen, aus ihren Rückschlägen Konsequenzen zu ziehen und ihr Verhalten eventuell zu korrigieren. Einige Millennials, so Hurrelmann und Albrecht,

*„[...] tragen das von den Eltern verordnete positive Selbstwertgefühl als eine statisch verinnerlichte Haltung vor sich her. [...] Viele machen hierdurch nicht die Erfahrung, wie sie sich durch eigenes Arbeiten und Leisten und die immer wieder neue Bewältigung von immer wieder neuen Herausforderungen ein solches Gefühl selbst aufbauen können, wie sie durch schrittweises Lernen erfahren, Spuren zu hinterlassen und etwas zu bewirken. Sie versäumen, das pauschal verinnerlichte Selbstwertgefühl in ein auf eigener Leistung beruhendes Selbstwirksamkeitsgefühl zu verwandeln.“*<sup>222</sup>

Zurück blieben Gefühle von Unverständnis und Unzulänglichkeit sowie der Druck, dem irrealen elterlichen Bild zu entsprechen, was zu Versagensgefühlen und durch die verschobene Selbst- und Fremdwahrnehmung sogar zu Identitätsproblemen führen könne. Das Verpassen und Vermeiden des Ablösungsprozesses habe demnach ernstzunehmende Konsequenzen – denn es löse emotionale Prozesse aus, die eindeutig einen Nährboden für psychische Krankheiten bilden.

<sup>220</sup> Dies wirkt sich bereits auf statistischer Ebene aus: Hurrelmann und Albrecht sprechen von circa 5% der Deutschen in ihren 20ern, die noch zuhause wohnen (vgl. ebda.).

<sup>221</sup> Vgl. ebda, 194.

<sup>222</sup> Ebda, 195.



Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass das Erwachsenwerden für die Generation Y mit vielen systemischen Schwierigkeiten und Hürden verbunden sein kann. Feste soziale Normen und Regeln gebe es nicht mehr, den eigenen Lebensrhythmus könne jede:r selbst bestimmen und die traditionellen Muster des Erwachsenwerdens würden verschwimmen. Diese Selbstbestimmung bedeute Freiheit, aber auch das Sich-Zurechtfinden in einem beängstigenden Neuland, in dem das „Ticket zur Vollmitgliedschaft in der Gesellschaft“<sup>223</sup> für viele unerreichbar zu sein scheint. Die Generation sei, vor allem durch die schwierige Situation am Arbeitsmarkt, ständig mit der existenziellen Frage konfrontiert, ob die Gesellschaft sie überhaupt brauche.<sup>224</sup> Das Erwachsenwerden ist, so Hurrelmann und Albrecht, wahrscheinlich die größte Herausforderung für die Generation Y.

### 3.4.3 Life-Work-Integration – das Verschwinden des Privaten

Wie bereits im Zusammenhang mit der Darstellung der ‚Generation Praktikum‘ beschrieben, werden in der heutigen Arbeitswelt persönliche Initiative und größtmögliches Engagement verlangt. Was hier gesondert besprochen werden soll, ist die Tatsache, dass ein solches Engagement über die Arbeitszeit hinaus bestehen bleiben muss. Der US-amerikanische Jugendforscher Scott Hess vergleicht in einem 2011 gehaltenen Ted Talk<sup>225</sup> die Arbeitshaltung der Generationen X und Y. In der Generation X sei „Work-Life-Balance“ das erstrebenswerte Verhältnis von Arbeit und Freizeit: Nach dem Motto „Work hard, play hard“ sollen die Bereiche Beruf und Freizeit ausgeglichen sein, aber immer streng getrennt. Die Generation Y orientiere sich am Prinzip der „Work-Life-Integration“ – die Bereiche Beruf und Privatleben vermischten sich. Scott Hess bringt den exemplarischen Satz: „I can wear my headphones to work because I am on my I-Phone in bed with my boss at night.“<sup>226</sup> Hess interpretiert dies als positiv, die Generation Y habe die Möglichkeit, sich auch am Arbeitsplatz frei zu fühlen und sich nicht verstellen zu müssen, was die Lebensqualität erhöhen solle. Jedoch könne dieses ständige Erreichbar-sein-Müssen und Nie-abschalten-Können (im wortwörtlichen und metaphorischen Sinn) zu einem hohen Stresslevel führen, ein starkes Gefühl von Druck hervorrufen und sich negativ auf die psychische Gesundheit auswirken.<sup>227</sup> An dieser Stelle finden sich erneut Paral-

<sup>223</sup> Ebda, 29.

<sup>224</sup> Vgl. ebda, 27ff.

<sup>225</sup> Scott Hess, „TEDxSF Millenials: Who They Are and Why We Hate Them,“ YouTube, 10.06.2011, Video, 21:32, [https://www.youtube.com/watch?v=P-enHH-r\\_FM](https://www.youtube.com/watch?v=P-enHH-r_FM).

<sup>226</sup> Ebda.

<sup>227</sup> In einer kürzlich erschienenen Studie der Johannes Gutenberg-Universität Mainz wurden eindeutige negative Auswirkungen exzessiver Internet-Nutzung auf die psychische Gesundheit der Proband:innen festgestellt. Beobachtet wurden u. a. kognitive Überbelastung durch ein Zuviel an Informationen sowie psychischer Stress durch zu häufiges Multitasking – hauptsächlich aus der Angst heraus, etwas zu verpassen. Das erhöhte subjektive Stresslevel konnte mit Angststörungen, Depression und Burnout in Verbindung gebracht werden, wobei jüngere Proband:innen diesbezüglich stärker gefährdet zu sein schienen (vgl. Leonard Reinecke et al., „Digital Stress over the Life Span: The Effects of Communication Load and Internet Multitasking on Perceived Stress and Psychological Health Impairments in a German Probability Sample,“ *Media Psychology* 19, Nr. 1 (März 2016): 1f.)



lelen zu den in Kapitel 2 formulierten Überlegungen zu (gesamt-)gesellschaftlichen depressionsfördernden Phänomenen: Der Prozess des ‚freiwilligen‘ Antwortens auf E-Mails oder WhatsApp-Nachrichten spätnachts kann mit Hartmut Rosa als Ergebnis der Entfremdung von den eigenen Handlungen gesehen werden.<sup>228</sup> Eigentlich *wolle* niemand rund um die Uhr erreichbar sein, doch trotzdem lasse man sich auf die Situation ein, da ein solches Verhalten vom Arbeitsmarkt verlangt werde. Grundlegend für das Phänomen sei jener Paradigmenwechsel der Dichotomien „erlaubt – verboten“ zu „möglich – unmöglich“, den Ehrenberg aufzeigt<sup>229</sup> – zwar sei es jederzeit *erlaubt*, sein Handy abzuschalten und nach der Arbeit nicht erreichbar zu sein, doch werde im Sinne eines unausgesprochenen Gesetzes verlangt, dass man – ganz im Sinne von Hess’ Darstellung – das Handy immer eingeschaltet lassen *möchte*. Gefordert werde, dass die Arbeitnehmer:innen stets motiviert sind, sich selbst einzubringen, und dies sowohl während der Arbeit als auch während der ‚Freizeit‘. Es müsse jederzeit gern und aus eigener Motivation heraus gehandelt werden – ganz der von Han beobachteten gesellschaftlichen Positivkonditionierung entsprechend.<sup>230</sup> Entspannung und Stillstand – eigentlich nur erreichbar durch das Abschalten des Smartphones – seien in der technisch und sozial beschleunigten Gesellschaft nach Rosa nicht möglich, da der moderne Mensch in einem sich selbst antreibenden Beschleunigungszirkel gefangen sei.<sup>231</sup> Und selbst, wenn das Individuum aus diesem Zirkel ausbrechen könnte, so hätte es keine Handlungsalternative, denn wer sich nicht den – zwar unter der Parole der Selbstverwirklichung getarnten, aber genauso normativen – gesellschaftlichen Forderungen unterwerfe, habe keinen Platz am Arbeitsmarkt; man werde gekündigt, der Zeitvertrag nicht verlängert, man bekomme keine Projekte mehr angeboten usw. Müdigkeit, Erschöpfung, Burnout und Depression seien die Konsequenzen – die Entscheidungen und Handlungen auf dem Weg dorthin geschähen derart von sich selbst entfremdet, dass das eigene, junge Schicksal fast nicht mehr steuerbar zu sein scheint.<sup>232</sup>

#### 3.4.4 Unzählige Möglichkeiten – Entscheidungen treffen

Die Jugendlichen der Industrieländer haben heute, durch Internet und Globalisierung, mehr Optionen als je zuvor – kein Lebensweg scheint ihnen versperrt. Als Beispiel nennen Hurrelmann und Albrecht den Prozess der Studienwahl: Nicht nur die Frage, *ob* man studiert und *was* man studiert, sondern auch *wo* man studiert, gelte es zu beantworten – und eine Entscheidung aus Millionen von Optionen zu treffen. Solche großen Lebensentscheidungen wür-

<sup>228</sup> Vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 120f.

<sup>229</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 4.

<sup>230</sup> Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 45f.

<sup>231</sup> Vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 41.

<sup>232</sup> Hannah, die Protagonistin in Gösweiners Roman, trifft die Entscheidung, für ein Praktikum nach Berlin zu ziehen, was die Trennung von ihrem Freund bedeutet, im Zustand völliger Entfremdung: „[E]s war Hannah [...], als spräche jemand anderer an ihrer Stelle [...]. Irgendwas in ihr hatte sie diesen Satz sagen lassen [...], als sei sie sich sicher, dass sie sich beide trennen sollten. Dabei wollte sie das doch gar nicht [...] Sie sah sich selbst zu wie einer fremden Person [...] Was tat sie denn da überhaupt?“ (G 13f)

den ununterbrochen begleitet von vergleichsweise unwichtigeren Alltagsentscheidungen, die aber trotzdem getroffen werden müssten: Welches Betriebssystem soll mein Smartphone haben (Apple oder Android?<sup>233</sup>); wohin soll die nächste Reise gehen (campen in Kroatien, backpacken in Vietnam oder couchsurfen in Istanbul?); wo kaufe ich Kleidung (im Shoppingcenter bei Zara, im Internet bei asos.com, in Second-Hand-Läden in der Innenstadt, beim Flohmarkt am Wochenende, beim nächsten Designmarkt?). Die Generation Y sei damit aufgewachsen, regelmäßig und schnell Entscheidungen zu treffen und habe, so die Autoren, deshalb prinzipiell gute Kompetenzen darin. Jene oben genannten alltäglichen Entscheidungen, die ältere Generationen in ihrer Fülle überforderten (und denen sie sich deshalb auch nicht in diesem Maße aussetzten), trafen die Ypsiloner:innen ohne große Probleme.<sup>234</sup> Doch Entscheidungen, die auf markantere Weise den eigenen Lebensweg beeinflussen, fielen vielen jungen Leuten schwer – denn jede Festlegung, jede eindeutige Entscheidung, könne gleichzeitig Optionen für die Zukunft blockieren, die sich unter Umständen als vorteilhafter erweisen könnten.<sup>235</sup> In einem Umfeld des (elterlichen) Wohlstandes<sup>236</sup>, in dem scheinbar alles möglich ist, müssen bereits 18-jährige Schulabgänger:innen die Frage ‚Was will ich wirklich?‘ beantworten – eine Frage, deren Beantwortung für viele von uns ein ganzes Leben dauere. Wenn die übermäßige Entscheidungsfülle überfordernd sei, und sie dem gesellschaftlichem Zwang, sie selbst werden zu müssen, aufgrund dieser Überforderung nicht nachgehen können, befinden sich Schulabgänger:innen bereits im jungen Alter in jener Misere, die Ehrenberg als Hauptursache für depressive Erkrankungen ansieht.<sup>237</sup>

Wird schließlich eine Entscheidung für einen bestimmten Lebensweg getroffen, kann diese mit jenen Problematiken verbunden sein, die Ulrich Beck als Symptome der Risikogesellschaft bezeichnet:<sup>238</sup> Denn wenn sich die Wahl des Studienganges, des Wohnortes, des Berufes als falsch erweist und sich ein 22-jähriges Mädchen am Fashion College in London fehl am Platz, unglücklich und allein fühlt, dann müsse es nicht nur mit den negativen Konsequenzen des eingegangenen Risikos zurechtkommen, sondern sei für diese auch selbst verantwortlich – immerhin hätte es sich auch für ein anderes Studium an einem anderen Ort entscheiden und dort glücklicher werden können. Interessant ist, dass Beck das Phänomen des offenen Lebenslaufes, das Hurrelmann als für die Generation Y besonders spezifisch ansieht, bereits Mitte der

<sup>233</sup> Oder vielleicht doch das ethisch und ökologisch besser vertretbare Fairphone – ein „Top-Gerät mit fairer Wertschöpfungskette“? (Fairphone Produktbeschreibung, zugegriffen am 25.08.2018, <https://www.fairphone.com/de/>.)

<sup>234</sup> Nach Hurrelmann und Albrecht treffen Ypsiloner:innen die meisten dieser Entscheidungen mit Leichtigkeit aus einem Bauchgefühl heraus (vgl. Hurrelmann, Albrecht, *Generation Y*, 31.).

<sup>235</sup> Jede Entscheidung für etwas ist gleichzeitig eine Entscheidung gegen tausende anderer Möglichkeiten. Hurrelmann und Albrecht nennen folgendes Beispiel: „Wenn ich mich für ein Studium zum Ingenieur entscheide, kann es passieren, dass ich Jahre später nicht von einem Nachfrageboom für Lehrer profitiere.“ (Ebda, 35.)

<sup>236</sup> Trotz der aktuellen Arbeitsmarktsituation war der Mittelstand noch nie so groß wie heute, so die Autoren (vgl. ebda.).

<sup>237</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 4.

<sup>238</sup> Vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 218.

80er-Jahre beobachtet: „Die Anteile der prinzipiellen entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungs offenen, selbst herzustellenden Biografien nehmen zu“<sup>215</sup>, heißt es bereits hier. Dies kann dadurch erklärt werden, dass Beck – als erwachsener Mann – entsprechende erste Tendenzen zwar beobachtet, die Generation Y aber, Kinder der späten 80er- und 90er-Jahre, als erste Kohorte mit ebenjener gesellschaftlichen Forderung *aufwächst* und sie dadurch noch stärker verinnerlicht.

### 3.4.5 Strategie Egotaktik – Gefahr Einsamkeit

Eine bei der Generation Y beliebte Strategie, mit den vielen Möglichkeiten und Entscheidungen umzugehen, nennen Hurrelmann und Albrecht die Strategie der „Egotaktik“<sup>239</sup>. Diese bedeute, dass Millennials sehr stark auf ihren eigenen Vorteil bedacht seien, sich meistens gleichzeitig mehrere Optionen offenhalten und sich erst festlegten, wenn klar sei, welche Möglichkeit für das eigene Vorankommen den größten Gewinn bringe. Der Akt der Entscheidung werde ihnen dadurch nicht abgenommen, aber das (egoistische) Prinzip, das hinter der Entscheidung stehe, könne diese erleichtern. Diese handlungsorientierte, pragmatische und im neoliberalen Kapitalismus nicht ungewöhnliche Egotaktik könne jedoch auch in übertriebenen Egozentrismus umschlagen: Die Rücksichtnahme auf die soziale Umwelt kann zu kurz kommen, was von dieser negativ aufgenommen werde und rückwirkend zu Isolation und Einsamkeit führen könne. Wenn die ganze Energie darauf verwendet wird, sich selbst in den Vordergrund zu drängen und möglichst gut dazustehen, könne es passieren, dass für ehrlichen und empathischen Kontakt mit anderen keine psychischen Ressourcen mehr vorhanden seien.<sup>240</sup>

Das aufpolierte Selbst könne durch inszenierte Fotos auf Facebook oder Instagram glänzen, durch das Posten fröhlicher Selfies mit Freund:innen beim Feiern oder mit Kolleg:innen bei After Work Drinks – doch dies sei oft nur Fassade: Die Freund:innen seien oft nur Bekannte, die Kolleg:innen eigentlich Konkurrent:innen und alle verbinde der Wunsch, nach außen hin möglichst beliebt, vernetzt und erfolgreich zu wirken. Diese Diskrepanz zwischen öffentlichem Auftreten und innerlicher Isolation könne die psychische Gesundheit negativ beeinträchtigen – ein Teufelskreis führe immer tiefer in die Einsamkeit hinein, denn wer nach außen übermäßig beliebt und erfolgreich wirke, wirke auch unnahbar, und die eigentliche Einsamkeit der Individuen und daraus möglicherweise entstehende Depressionen würden unter Umständen lange nicht erkannt.<sup>241</sup> Eine weitere, große Problematik sei, dass durch übertriebenen Egozentrismus beständige Liebesbeziehungen beinahe unmöglich gemacht würden. Wenn beide Partner:innen immer so entscheiden, dass die Situation für sie persönlich am besten und ge-

<sup>239</sup> Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 31.

<sup>240</sup> Vgl. ebda, 197.

<sup>241</sup> Dieses Phänomen manifestiert sich besonders im Verhalten der Protagonistin von Simone Lapperts *Wurfschatten*: „Solange die anderen da waren, war sie noch die Frau, die Kopf voran vom Dreimeterbrett sprang, die sich am linken Unterarm selbst tätowiert hatte [...]. Sobald die anderen weg waren, war sie das Mädchen, das nur bei Licht einschlafen konnte.“ (L 28) Ihre Freunde empfinden sie als stark – „Ada macht das schon“ (L 27) – ihre wahren Gefühle kennt niemand.

winnbringendsten ist und sie nicht bereit sind, Abstriche zu machen, ist eine Trennung ab dem Zeitpunkt unausweichlich, an dem sich die beiden Lebenswege nicht mehr ‚zufällig‘ überschneiden – zum Beispiel durch einen studien- oder karrierebedingten Umzug in eine andere Stadt.<sup>242</sup> Die den Ypsiloner:innen als typisches Verhalten zugeschriebene Egotaktik kann als logische Konsequenz des starken Individualisierungsprozesses der Moderne gesehen werden, wie Beck ihn beobachtet:<sup>243</sup> Losgelöst, ‚freigesetzt‘ von traditionellen und normativen Berufs- und Familienstrukturen der Industriegesellschaft sei das Individuum mehr und mehr auf sich allein gestellt und das Risiko der Einsamkeit, das mit einem hoch individualisierten Lebensweg eng verbunden ist, betreffe die Millennials in der Hochzeit der Globalisierung gewiss mehr denn je. Ähnlich verhält es sich mit der Liebes- und Beziehungskrise der Kohorte: Auch hier liege der Ursprung in ebenjenen, sich seit mehreren Jahrzehnten immer mehr zuspitzenden Individualisierungsprozessen beider (aller) Geschlechter, wie Beck und Beck-Gernsheim aufzeigen. Der aktuelle Arbeitsmarkt, der vollmobile, sozial ungebundene Einzelne vorzieht, erschwere Millennials ein erfülltes Beziehungsleben in genau dem Sinn, den die Autor:innen bereits 1990 bemerken.<sup>244</sup>

#### 3.4.6 Die spezifische Symptomatik der depressiven Generation Y

In der Einleitung dieser Arbeit wurde die Frage gestellt, ob es eine spezifische Symptomatik einer ‚depressiven Generation Y‘ gibt. Die Antwort lautet: ja und nein. Die Probleme, mit denen die Generation Y zu kämpfen hat, scheinen nicht so speziell zu sein, wie es die mediale Ausbeutung des Themas vermuten lässt. Die von Hurrelmann und Albrecht dargestellten Schwierigkeiten der Millennials können mit den gesellschaftlichen Zwängen der individuellen Selbstverwirklichung (Ehrenberg), der Positivität (Han), der Aktivität (Rosa) und der Risikobereitschaft (Beck) nicht nur theoretisch ge- und unterstützt, sondern, bis zu einem gewissen Grad, auch durch sie erklärt werden. Ähnliche Schwierigkeiten betreffen – je nach Phänomen mehr oder weniger intensiv – bereits die Generationen der Babyboomer und der Generation X, in ersten Tendenzen wahrscheinlich sogar schon die 68er. Bei genauerer Betrachtung fallen jedoch zwei Bereiche auf, die tatsächlich neue Phänomene aufweisen und eine spezifische Symptomatik einer ‚depressiven Generation Y‘ bedeuten können: Der erste Bereich betrifft die Potenzierung beinahe aller genannten belastenden Faktoren, insbesondere der Entscheidungsvielfalt und der mit ihr verbundenen Risiken sowie der sozialen Beschleunigung und der aus ihr resultierenden Entfremdung durch die Erfindung des Internets und die damit ebenfalls verbundene zunehmende Globalisierung. Die Konsequenzen dieser Potenzierung trafen die

<sup>242</sup> Die Beziehung von Hannah, Hauptfigur in Gösweiners *Traurige Freiheit*, endet aufgrund eines solchen Umzugs. „Natürlich kann es nicht nur um die Arbeit gehen. Aber es kann auch nicht nur um die Beziehung gehen [...] Man hat keine Garantie, dass die Beziehung ewig dauert“ (G 12). Hannah trennt sich also von ihrem langjährigen Freund und nimmt die Stelle in einer fremden Stadt an (vgl. Gösweiner, *Traurige Freiheit*, 14f.).

<sup>243</sup> Vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 115f.

<sup>244</sup> Vgl. Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 15.

Generation Y mit voller Wucht und schweißten sie als Schicksalsgemeinschaft im Sinne Mannheims zusammen. Als zweiter Faktor ist das Verhältnis der Millennials zu ihren Eltern zu nennen.<sup>245</sup> Die Eltern der Kohorte förderten durch übertriebenes Lob ihrer Kinder die Entstehung eines stark positiv verzerrten Selbstbildes. Dies führe zur Verinnerlichung unerfüllbar hoher Selbstansprüche, was eine immense – wenn auch nicht gewollte – psychische Belastung bedeute.<sup>246</sup> Wenn ein beliebiges Mitglied der Generation also zu wissen glaubt, besonders talentiert zu sein, dann bedeutet die von Ehrenberg formulierte Verpflichtung der Selbstverwirklichung für dieses Individuum nicht nur eine unglaubliche Anstrengung, sondern ist ein faktisch unmögliches Unterfangen: Dieses komplexe und hochtalentierte Selbst, das jeder durchschnittliche Mittzwanziger:in in sich vermutet, existiere nicht, habe nie existiert und *könne* nicht existieren, denn die Voraussetzung einer ‚besonderen Durchschnittlichkeit‘ sei ein logischer Widerspruch. Der anstrengende, depressiv machende Prozess der (erzwungenen) Selbstverwirklichung werde innerhalb der Generation Y also über die Grenzen der Realität hinaus in den Bereich der Fiktion verschoben – es werden Wunder verlangt. Um aber einen solchen fiktionalen Auftrag sowohl anzunehmen als auch auszuführen – um sich selbst, aber nicht zuletzt auch die Eltern zufriedenzustellen – könne die Psyche nicht anders, als sich von der (seelischen) Gesundheit in die Krankheit zu verschieben, da nur dort die Gesetze des logischen Widerspruchs, also des Wahnsinns, akzeptiert werden können.

### 3.4.7 Unterschiedliche Persönlichkeitstypen

Mit diesen oben dargestellten potenziellen Problematiken gehen die einzelnen Mitglieder der Generation Y, so Hurrelmann und Albrecht, je nach Persönlichkeit unterschiedlich um – manche erlebten diese Zeit, die so viele Möglichkeiten birgt, als etwas durchwegs Positives: Sie könnten sich mit ihrer Ausbildungswahl selbst verwirklichen, sich im Job mit ihrer individuellen Persönlichkeit kreativ einbringen, in ihrer Freizeit die Welt bereisen, am Wochenende feiern, sich lange jung fühlen, heiraten, wann und wen sie wollen und Kinder erst dann bekommen, wenn sie wirklich bereit dazu sind. So viel Freiheit hatte noch nie eine Generation vor ihnen. Wer mit der gegebenen Situation gut umgehen kann, einen flexiblen und anpassungsfähigen Persönlichkeitstyp besitzt und einen pragmatischen Optimismus zu seiner Grundhaltung macht, der bewege sich in der heutigen Gesellschaft wie ein Fisch im Wasser:

<sup>245</sup> Diese Überlegung wird in einem Artikel der *Huffington Post* amüsant und treffsicher dargestellt: Tim Urban, „Why Generation Y Yuppies Are Unhappy,“ *The Huffington Post*, 15.09.2013, [https://www.huffingtonpost.com/wait-but-why/generation-y-unhappy\\_b\\_3930620.html](https://www.huffingtonpost.com/wait-but-why/generation-y-unhappy_b_3930620.html).

<sup>246</sup> Vielleicht ist es möglich, das Phänomen innerhalb des Generationenkonzeptes wie folgt zu erklären: Die Elterngeneration der Millennials, die Babyboomer, streben, so Hurrelmann und Albrecht, die postmaterialistischen Werte Selbstentfaltung, Kreativität und Lebensgenuss an. Assmann schreibt, dass Aufträge und Ziele einer Generation an eine andere weitergegeben werden könnten – der Wunsch nach kreativer Selbstverwirklichung und einem möglichst genussvollen Leben könne also, wenn auch positiv gemeint, als verpflichtender Auftrag der Elterngeneration an ihre Kinder übertragen werden. Die Generation Y ist somit wohl die erste Generation, die mit den Werten und Zwängen der riskanten Selbstverwirklichungsgesellschaft von Kindesbeinen an aufwächst.

„Immer mit dem großen Strom, aber mit List und Tücke und mit einer intuitiven Gewissheit, ein interessantes Leben zu führen.“<sup>247</sup> Hurrelmann und Albrecht unterteilen die Generation Y in vier Persönlichkeitstypen: Die Leistungselite der „Macherinnen und Macher“<sup>248</sup>, die Selbstverwirklichung und Selbstdisziplin verbinden und Lebensgenuss und Unabhängigkeit auf höherem finanziellen Standard erreichen. Diese mache ein Drittel der Generation Y aus. Das zweite Drittel bildeten die „pragmatischen Idealistinnen und Idealisten“<sup>249</sup> – humanistische Werte und soziales Engagement seien der Mittelpunkt ihres Lebens, Geld sei weniger wichtig als das Gefühl, die Gesellschaft positiv verändern zu können. Das letzte Drittel unterteile sich in unauffällige, bisher noch wenig erfolgreiche, teils resignierte, teils abwartende junge Erwachsene auf der einen und sozial schwache, problematische Jugendliche auf der anderen Seite. Die Shell-Jugendstudie<sup>250</sup> gibt Auskunft über Problemlösungsstrategien der Millennials: Die leistungsstarken Gruppen 1 und 2 könnten durch Gespräche mit Freunden und Familie oder Ablenkung durch Freizeitaktivitäten mögliche Probleme bewältigen; nur bei etwa 2–3% „bröckelt die coole Fassade“<sup>251</sup>. Bei der weniger erfolgreichen Gruppe der ‚Unauffälligen‘, die vornehmlich aus jungen Frauen bestehe, weise etwa ein Anteil von 5% problematisches Verhalten auf. Bei der sozial schwachen Gruppe, die Großteils aus aggressiven, jungen Männern bestehe, die politisch eher rechts angesiedelt sind, zeigten 15% kritische Verhaltensweisen. Die Autoren halten fest, dass die oben genannten Problemlösungsstrategien bei einem Großteil der Ypsiloner:innen gut funktionierten.<sup>252</sup> Trotzdem sprechen sie von 10–15% aller Jugendlichen, die mit depressiven Verstimmungen und Angststörungen unterschiedlicher Intensität diagnostiziert wurden. Auch wenn Hurrelmann und Albrecht bemerken, dass im Verhältnis zu dem großen Druck, unter dem die Generation Y stehe, die psychischen Störungen lange nicht so stark verbreitet sind, wie es im öffentlichen Diskurs und in den Massenmedien nahegelegt wird, sind die Ergebnisse bezüglich psychischer Erkrankungen dennoch durchaus hoch.<sup>253</sup>

---

<sup>247</sup> Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 41.

<sup>248</sup> Ebda, 180.

<sup>249</sup> Ebda.

<sup>250</sup> Mathias Albert, Klaus Hurrelman und Gudrun Quenzel, 17. *Shell Jugendstudie. Jugend 2015* (Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 2015). Die Studie wurde in Deutschland durchgeführt.

<sup>251</sup> Ebda, 184.

<sup>252</sup> Vgl. ebda, 180f.

<sup>253</sup> Vgl. ebda, 185.

## 4. Die literarische Darstellung von Depressionen

### 4.1 Einführung: Kreativität und Psychopathologie

Die Geschichte des Zusammenspiels von Literatur und Depression (bzw. Literatur und anderen Psychopathologien) scheint vor allem durch kathartische Coping-Prozesse und -Strategien der Autor:innen geprägt. Entsprechend beobachtet der Schriftsteller Graham Greene: „Schreiben ist eine Art Therapie; manchmal frage ich mich, wie all jene, die nicht schreiben, komponieren oder malen, es zuwege bringen, dem Wahnwitz, dem Trübsinn und der panischen Angst, die dem menschlichen Dasein innewohnen, zu entfliehen.“<sup>254</sup>

Die offenbar tief in der menschlichen Existenz verwurzelte Verbindung zwischen Kreativität und Psychopathologie beschäftigt die Menschheit bereits seit der Antike. Man denke an Platos Überlegungen zur „Devine Madness“<sup>255</sup> oder an den – durch die Jahrhunderte persistenten – Topos des ‚verrückten Genies‘, wie etwa bei Seneca, der Aristoteles zitiert: „Jedem Genie ist eine Dosis Tollheit beigemischt.“<sup>256</sup> Derartige, bislang vornehmlich philosophische Überlegungen zum Thema wurden in den letzten Jahren um naturwissenschaftliche Belege ergänzt: So wurde etwa beobachtet, dass Blutsverwandte von als genial geltenden und erfolgreichen Kreativen vermehrt an Schizophrenie oder Bipolarer Störung leiden,<sup>257</sup> und festgestellt, dass sogar Ähnlichkeiten in der DNA von Kreativen und psychisch Kranken zu erkennen seien.<sup>258</sup> Man kann also mittlerweile mit hoher Gewissheit davon ausgehen, dass ein Zusammenhang von Kreativität und Psychopathologie besteht – wobei fraglich bleibt, wie sich dieser im Bereich kreativen Schaffens zu manifestieren vermag.<sup>259</sup> So kann also, wie mit dem Topos des ‚verrückten Genies‘ angedeutet, angenommen werden, dass psychische Beeinträchtigung mit besonderer Schaffenskraft und Genialität einhergeht. Doch auch der Gegenpol ist denkbar: Kreativität setzt, so könnte behauptet werden, generell psychische Gesundheit voraus, da künstlerisches Schaffen – so wie jedes Schaffen – in einer wirklichen Krise zum Erliegen kommt. Es scheint sogar ein soziopsychologischer Umkehrschluss möglich: Kreativität und das kreative Milieu könnten unter Umständen psychische Neuerkrankungen prädisponieren – das Klischee des leidenden Künstlers, ein romantisches Artefakt, kann in Künstlerkreisen etwa als selbsterfüllende Prophezeiung wirken.<sup>260</sup> Ein weiterer, wieder gegenteiliger

<sup>254</sup> Graham Greene, *Fluchtwege* (Hamburg, Wien: Zsolnay, 1981), 245.

<sup>255</sup> Arnold Ludwig, „Reflections on creativity and madness,“ *American Journal of Psychotherapy* 43, Nr. 1 (Jänner 1989): 4.

<sup>256</sup> Lucius Annaeus Seneca, *Vom glücklichen Leben und andere Schriften*, hrsg. von Peter Jaerisch (Stuttgart: Reclam, 1987), 63.

<sup>257</sup> Vgl. Simon Kyaga et al., „Creativity and mental disorder: family study of 300 000 people with severe mental disorder,“ *British Journal of Psychiatry* 199, Nr. 5 (November 2011): 373-379.

<sup>258</sup> Vgl. Robert Power et al., „Polygenic risk scores for schizophrenia and bipolar disorder predict creativity,“ *Nature Neuroscience* 18, Nr. 7 (Juli 2015): 953-955.

<sup>259</sup> Die folgenden Überlegungen stützen sich auf die Ausführungen des Psychologen Frank-Hagen Hofmann. (Frank-Hagen Hofmann, „Kreativität und Krise: Zum Zusammenhang von psychischer Beeinträchtigung und Kreativität“ (Diss., Universität Heidelberg, 2010).

<sup>260</sup> Vgl. ebda, 55.

Ansatz besagt, Kreativität und kreative Produktion schütze vor psychischen Erkrankungen: Die Psychoanalyse etwa geht von einem gesundheitsförderlichem Zusammenhang aus, denn sie sieht Kreativität in Krisenzeiten als notwendigen Kompensationsmechanismus an.<sup>261</sup> Alle genannten Ansätze sind relevant, scheinen in ihrem Geltungsanspruch aber nur einzelne Teilgebiete abzudecken – der Schlüssel zu einer umfassenderen Erkenntnis vermag wohl in ihrer Verbindung liegen: Während also Erfahrungen, die im Verlauf einer krisenhaften Episode psychischer Erkrankungen gemacht wurden, kreatives Potenzial bieten können, kämen die kreativen Produkte dennoch durch gesunde und adaptive Denkprozesse zustande, die nur in Perioden geringerer Symptomschwere bzw. relativer Symptommfreiheit möglich seien.<sup>262</sup> Kreativität aktiv zu nutzen, um aus einer psychischen Krankheit auszubrechen, kann sehr schwierig sein, wenn sich der Glaube an die eigene Leistungsfähigkeit des an der Krankheit Leidenden durch diese sehr verringert hat. Doch ab dem Zeitpunkt, an dem der:die Patient:in eine schwerstdepressive Phase, einen akuten psychotischen Schub o. Ä. überwunden hat, kann kreativer Ausdruck nicht nur bei der Verbesserung des Gesundheitszustandes helfen, sondern auch umgekehrt die erlebte Krise einen Mehrwert für das kreative Produkt darstellen. Der Psychologe Frank-Hagen Hofmann beschreibt dies beinahe poetisch: „Im Nachklang der Krise erlaubt es kreatives Schaffen, das Erlebte in eine Weiterentwicklung zu überführen, wieder in Bewegung zu kommen. Bewegung ist Veränderung und damit letztlich auch das Überwinden von Hindernissen, die Lösung von [psychischen] Konflikten.“<sup>263</sup> Das Abklingen von schweren Episoden psychischer Erkrankungen oder das aktuelle Erleben leichter Beeinträchtigung könne also kreativitätsförderlich sein, wenn diese kognitiv als neue Erfahrungen eingestuft würden. Ein entsprechendes Ergebnis liefert eine 2001 publizierte psychologische Studie, die zeigt, dass „moderately-ill patients“ im Vergleich mit jenen aus den Gruppen „mildly-ill“ und „severely-ill“ am kreativsten zu sein scheinen.<sup>264</sup> Die Krankheit könne also „the intense motivation, the conviction, the egocentrism, the unconventionality, the imagination, and the inspiration so necessary for new discoveries and breakthroughs“<sup>265</sup> liefern – jedoch nur, sofern der:die Patient:in gesund genug ist, um den Eindrücken mit einem gewissen Maß an Selbstbewusstsein und Kontrolle entgegenzutreten und diese dadurch produktiv kanalisieren zu können. Geschieht dies, kann durchaus von einem kreativen Mehrwert gesprochen werden, der für Gesunde vielleicht nicht erreichbar ist. Literarisches Schreiben kann für depressive oder zu Depressionen neigende Autor:innen also eine Emotionsregulationsstrategie sein. Das literarische Produkt muss jedoch keineswegs von ihren Erfahrungen mit Depressionen han-

<sup>261</sup> Diesen Ansatz vertritt auch Julia Kristeva in *Schwarze Sonne*.

<sup>262</sup> Vgl. Albert Rothenberg, „Bipolar Illness, Creativity, and Treatment“, *Psychiatric Quarterly* 72, Nr. 2 (Februar 2001): 131.

<sup>263</sup> Hofmann, „Kreativität und Krise“, 39.

<sup>264</sup> Abdu'l-Missagh Ghadirian, Phillip Gregoire und H. Kosmidis, „Creativity and the evolution of psychopathologies“, *Creativity Research Journal* 13, Nr. 2 (April 2001), 145.

<sup>265</sup> Ludwig, „Reflections on creativity and madness“, 13.



deln. Umgekehrt können nicht-depressive Autor:innen sehr wohl über depressive Gedankengänge schreiben oder Figuren ins Leben rufen, die an Depressionen leiden.

Wie bereits oben erwähnt, beschäftigt sich die psychoanalytische Forschung stark mit Kreativität als Kompensationsmechanismus während einer Krise. Ein Aspekt, der die Literatur besonders betrifft, wird nun dargestellt.

## 4.2 Kristevas *Schwarze Sonne* als Quelle literarischer Kreativität

Julia Kristeva bietet in ihrer vielrezipierten psychoanalytischen Darstellung *Schwarze Sonne: Melancholie und Depression*<sup>266</sup> äußerst interessante Beobachtungen zur spezifischen Sprache, die Depressive in ihrer Krankheit annehmen. Um ihre Ausführungen besser zu verstehen, soll zunächst ihr (in der Tradition der Psychoanalyse verankertes) Verständnis für die Krankheit der Depression beleuchtet werden.

Die Depression werde, so Kristeva, durch den Verlust eines geliebten Menschen oder Objektes hervorgerufen.<sup>267</sup> Dieser Verlust löse Gefühle tiefer Traurigkeit und Niedergeschlagenheit aus, das qualvolle Leben werde als sinnlos empfunden und nur der Tod verspreche Erlösung. Was Depressive ausmacht und von anderen, nicht-depressiven Menschen unterscheide, sei jedoch weniger der Verlust an sich als der Umgang mit diesem: Das Verarbeiten des Erlebten sei ihnen möglich, denn sie hängten in einem grüblerischen, ohnmächtigen Wiederkäuen derselben negativen Gedanken fest. Das Sprechen depressiver Personen sei dadurch monoton und repetitiv oder setze im Fall besonders großen Schmerzes sogar ganz aus.<sup>268</sup> Die Psychoanalyse sei, so Kristeva, ein mögliches Gegen-Depressivum – ein anderer möglicher und produktiver Umgang mit dem erfahrenen Verlust sei die Sublimation durch die Künste:

*„Ein Mittel, die Trauer aufzufangen, ist sicher, das Leiden zu benennen, zu steigern, es bis in seine feinsten Verästelungen hinein zu untersuchen. [...] Die Künste freilich scheinen [...] dem Künstler wie dem Kunstkenner einen sublimatorischen Zugriff auf das verlorene Ding zu sichern.“*<sup>269</sup>

Sprache nehme einen besonders wichtigen Stellenwert ein, denn die Imagination, die Voraussetzung für die Künste, sei „eine Selbsttäuschung, nichts als Traum und Wörter, Wörter, Wörter“ – eine Fähigkeit, die laut Kristeva im Christentum ihre Vollendung finde, durch Imagination „selbst dort noch Sinn zu stiften, wo er in Tod und/oder Nicht-Sinn verloren gegangen ist.“<sup>270</sup> Allein die Sublimation widerstehe dem Tod: „Das schöne Objekt, das uns in seine

<sup>266</sup> Kristeva, *Schwarze Sonne*.

<sup>267</sup> Vgl. ebda, 20ff.

<sup>268</sup> Vgl. ebda, 43.

<sup>269</sup> Ebda, 107.

<sup>270</sup> Ebda, 112.

Welt zu verzaubern vermag, erscheint uns zustimmungswürdiger als jeder geliebte oder gehaßte [sic!] Grund von Verletzlichkeit oder Gram. Die Depression erkennt es an und willigt ein, in ihm und für es zu leben.<sup>271</sup> Die Versprachlichung des Schmerzes sei der beste Weg, der „Königsweg“<sup>272</sup>, den Schmerz der Trennung zu transzendieren. Die Autorin postuliert drei Ebenen, auf denen dieser ‚Königsweg‘ beschritten werden könne: Über die Prosodie auf semiotischer Ebene, die Polyvalenz der Zeichen auf symbolischer Ebene und die psychische Ökonomie des Vergebens. Prosodie schaffe es, so die Autorin, Emotionen zu transportieren, auch wenn das wiederholende und wiedergekäute Gesagte des Depressiven oftmals inhaltsleer sei. Als entsprechende Mittel seien Verschiebung, Verdichtung, Alliterationen und vokale und gestische Rhythmen zu nennen.<sup>273</sup> Die Polyvalenz des Gesagten auf symbolischer Ebene ver helfe nach Kristeva dazu, auf einen Sinn zu referieren, auch wenn dieser nicht unmittelbar greifbar sei. Die Konnotationsvielfalt eines Zeichens eröffne dem Subjekt die Chance, „den Nicht-Sinn oder den wahren Sinn des Dings zu imaginieren“<sup>274</sup>. Letztgenanntes „Vergeben“ sei möglich durch die „Identifizierung des Sprechers mit einem freundlichen, wohlwollenden Ideal, das die der Rache entspringende Schuld oder die Demütigung der narzisstischen Wunde, die der Verzweiflung des Depressiven zugrunde liegen, zu beseitigen vermag.“<sup>275</sup> Ob hier die Schöpfung von und Identifikation mit literarischen Figuren gemeint ist, ist nicht eindeutig, aber naheliegend. Kristeva stellt sich in Folge dieser Beobachtungen die Frage, ob nicht jeder Dichtung eine Melancholie zugrunde liegt: „Sollte unter diesen Umständen die Dichtung und, allgemeiner, der latent durch sie geprägte Stil von einer (auf Zeit) besiegtten Depression zeugen?“<sup>276</sup> In jedem Fall sieht die Autorin literarisches Schaffen als wirkungsvolle Möglichkeit, die eigenen Gefühle auszudrücken und gleichzeitig anderen zugänglich zu machen:

*„Das ‚Semiotische‘ und ‚Symbolische‘ werden zu den kommunizierbaren Kennzeichen einer präsenten, für den Leser empfänglichen affektiven Realität (ich mag dieses Buch, weil es mir Traurigkeit, Angst oder Freude vermittelt), die gleichzeitig aber doch dominiert, ins Abseits gerückt, besiegt ist.“*<sup>277</sup>

Zur Art depressiver Kommunikation ergänzt Kristeva, dass die erlebte Sensation nicht nur durch semantische und lautliche Besonderheiten, sondern auch durch absichtlich gesetzte Leerstellen vermittelbar sei: Lässt sich der empfundene Affekt nicht fassen und bleibt unbennbar, könne er sich durch Schweigen der Figuren ausdrücken, durch „elliptisches Reden“ oder das „zwanghafte Beschwören eines ‚Nichts‘, in dem sich die Krankheit Schmerz zusam-

<sup>271</sup> Ebda, 109.

<sup>272</sup> Ebda.

<sup>273</sup> Vgl. ebda, 74.

<sup>274</sup> Ebda, 107.

<sup>275</sup> Ebda.

<sup>276</sup> Ebda, 74.

<sup>277</sup> Ebda, 30.

menfassen ließe“.<sup>278</sup> Depressive Versprachlichung werde auch auf diese Art über die Literatur – indirekt – möglich gemacht.

Depression und Melancholie werden in der Gegenwart zwar immer mehr auf einen pathologischen Aspekt reduziert, doch ist Depression nach Kristeva nicht nur eine Quelle von Leiden, sondern auch eine Quelle von Kreativität. Die Autorin sieht die „Literatur unserer Krankheiten“ als *Begleiterin* der „gewiss durch die moderne Welt ausgelöst, aber doch auch wesentlich, transhistorisch sich erweisenden Nöte.“<sup>279</sup> In ihrer Abhandlung *Die neuen Leiden der Seele*<sup>280</sup> spricht Kristeva von einem solchen kathartischen Effekt des Schreibens als besonders wertvoll im strukturell offenen Stadium der Adoleszenz. Der Adoleszenzroman<sup>281</sup> sei der Spiegel der adoleszenten Transition, er reproduziere die Dramaturgie der adoleszenten Phantasmen, sauge Stereotypen auf und bringe gleichzeitig unbewusste Inhalte zum Vorschein. Dies sei so effektiv, dass Kristeva die – nicht ganz ernst gemeinte, aber trotzdem durchaus berechnete – Frage stellt: „Soll man einen Heranwachsenden in die Analyse schicken oder ihn Romane schreiben lassen?“<sup>282</sup>

Während in Kristevas Ausführungen die Produktion depressiven literarischen Schreibens im Vordergrund steht, sollen die nächsten beiden, den theoretischen Block abschließenden Kapitel, sich der Rezipient:innensicht widmen: Kann die literarische Darstellung von Depressionen einen Erkenntnisgewinn bedeuten, den philosophische, soziologische, psychologische oder sozialanthropologische Beiträge nicht zu bieten vermögen? Diese Frage soll im Folgenden beleuchtet werden.

---

<sup>278</sup> Ebda, 263.

<sup>279</sup> Ebda, 263.

<sup>280</sup> Julia Kristeva, *Die neuen Leiden der Seele* (Hamburg: Junius, 1994).

<sup>281</sup> Literaturwissenschaftler Frank Degler formuliert den gattungstheoretischen Gedanken, man könne im Sinne der heutzutage immer länger andauernden Jugendphase das literarische Genre „Adoleszenzroman“ auf die Kategorie des „Post-Adoleszenzromanes“ ausweiten (Dirk Frank, „Postadoleszenz im Poproman“, *Der Deutschunterricht* 68, Nr. 2 (April 2016): 64.) Für den Adoleszenzroman typische Themen wie die Identitäts- und Sinnsuche, die Abnabelung von den Eltern und das Schaffen eines neuen, eigenen sozialen Umfeldes und Wertesystems werden in (Pop-)Literaturen behandelt, deren Protagonist:innen schon zwischen 20 und 30 Jahren alt sind. Frank beobachtet außerdem, dass in ihnen die „altersbedingten Erschütterungen und Irritationen der Adoleszenz nicht gänzlich hinter einer Fassade aus Posen und Stil zum Verschwinden gebracht werden“ (ebda) können, sondern dass die durch Überfluss und Oberflächlichkeit geprägte Lebenswelt der jungen Protagonist:innen sogar eher einen Nährboden für „deprimierende Facetten“ (ebda) eines (jungen) Erwachsenendaseins darstellt. Es zeichnen sich die Umrisse einer Pathologie ab, die mit der in dieser Arbeit untersuchten durchaus übereinstimmt.

<sup>282</sup> Kristeva, *Die neuen Leiden der Seele*, 173.

## 5. Der besondere Erkenntniswert der Literatur

### 5.1 Literatur als Erlebnis

Der Literaturwissenschaftler Robert Vellusig bietet in seiner Monografie *Das Erlebnis und die Dichtung: Studien zur Anthropologie und Mediengeschichte des Erzählens*<sup>283</sup> einen wichtigen Beitrag zur Debatte, inwieweit Literatur eine besondere Form von Erkenntnisreichtum aufweisen kann. Der nun folgende Abschnitt soll sich mit der Frage beschäftigen, wie Poesie es ermöglichen kann, wissenschaftliche Fakten – zum Beispiel der soziologischen und psychologischen Forschung – in Literatur zu verwandeln und so die literarische Lektüre der ursprünglich trockenen Inhalte zu einem lebendigen und emotionalen Erlebnis werden zu lassen. Gelingt dies, so wird den Leser:innen durch die Lektüre einer literarischen Darstellung von Depression eine *Erfahrbarkeit* von depressiven Erkrankungen ermöglicht, die durch das Lesen eines wissenschaftlichen Textes nicht gegeben ist und die eine große Erkenntnisbereicherung bringen kann.

Vellusig sieht im Ursprung jedes (literarischen) Erzählens das Erleben<sup>284</sup> – denn die Logik verlange, dass etwas geschehen müsse, von dem man berichten kann, bevor der sekundäre Akt des Berichtens möglich sei. Wenn etwas geschieht, geschieht dies stets dem Individuum, dem einzelnen Menschen, denn nur der einzelne Mensch könne Geschehenes wahrnehmen und die raumzeitliche Einordnung eines ‚Geschehenes‘ überhaupt erst vornehmen. Die Wahrnehmung der Welt erfolge also stets durch eine Erste-Person-Perspektive, durch die Augen und alle anderen zur Verfügung stehenden Sinnesorgane eines Menschen, der sich selbst als *ich* bezeichnet.<sup>285</sup> Wenn das Individuum etwas wahrnimmt, also etwas erlebt, könne es auf zwei Arten weiter damit umgehen: Es könne erstens selbst darüber reflektieren und sein eigenes Erleben auf der Metaebene betrachten oder es könne die Erfahrung, die es gemacht hat, einem zweiten Individuum mitteilen – hat jemand etwa einen giftigen Pilz gegessen und anschließend Magenbeschwerden bekommen, erzählt er:sie seiner:ihrer Familie davon, damit diese den Pilz in Zukunft vermeidet. Mit solchen Erfahrungen aus zweiter Hand habe die Menschheit es geschafft, sich über Jahrtausende weiterzuentwickeln, immer mehr Wissen weiterzugeben und anzuhäufen. Diese für die menschliche Kultur essenzielle Technik und Errungenschaft habe ihren Ursprung in der Fähigkeit des Menschen, sich eine mögliche Zukunft vorzustellen und sich somit potenzielle, mit ihr verbundene Bedürfnisse imaginativ zu vergegenwärtigen. Wie jeder Mensch schon selbst erlebt hat, können diese potenziellen Bedürfnisse der Zukunft bereits auch in ihrem Fantasiestadium Gefühle auslösen, solche, die Philipp Lersch als „Schicksalsgefühle“<sup>286</sup> bezeichnet: Emotionen der Erwartung, Hoffnung, Befürchtung, Sorge, Resignation und Verzweiflung. Erfahrungen anderer Menschen würden uns zusätzlich zu unseren eigenen helfen, die Zukunft planbarer zu gestalten und aktiv vorzusorgen. So könnte,

<sup>283</sup> Vellusig, *Das Erlebnis und die Dichtung*.

<sup>284</sup> Vgl. ebda, 15.

<sup>285</sup> Vgl. ebda, 17.

<sup>286</sup> Philipp Lersch, *Aufbau der Person*, 8., überarb. Aufl. (München: Barth, 1962), 286.

im konkreten Fall der Fragestellung dieser Arbeit, die Lektüre eines Romans, der Depressionen behandelt, den Leser:innen auf zwei Ebenen helfen: Einerseits könnten sie die Krankheit im Allgemeinen besser verstehen lernen und andererseits, sollten sie sich selbst in einer ähnlichen Situation befinden, könnte ihnen die Lektüre im Umgang damit helfen – in dem die Lesenden beispielsweise versuchen, die zu Depression führenden Entscheidungen, die die Romanfigur trifft, in ihrem eigenen Leben zu vermeiden. Diese einzig den Menschen eigene Fähigkeit der Imagination sei es, die die Grundlage des Erzählens von Geschichten und somit der Literatur bilde. „Geschichten sind per definitionem Geschichten von Personen, die im offenen Horizont ihres einzelmenschlichen Lebens stehen und deren Erleben das Erzählen mimetisch vergegenwärtigt“<sup>287</sup> – und dies geschehe nur mithilfe von Imagination. Sie entstünden, so Vellusig, im Erzählen, wenn wir uns entweder an eine erlebte Gegenwartsfolge erinnern oder eine solche imaginieren und diese Episode für ein teilnahmevolles Publikum vergegenwärtigen. Erzählen sei also einerseits „jene Bewusstseinstchnik, deren verbale Strategien darauf abzielen, die Imagination eines Zuhörers oder Lesers zu stimulieren und zu strukturieren“<sup>288</sup> sowie andererseits eine „Kulturtechnik, die dem Prozess des einzelmenschlichen Lebens und Erlebens auf varianten- und facettenreiche Weise Gestalt verleiht.“<sup>289</sup> Aus einer Evolution zur Steigerung menschlicher Überlebensfähigkeit durch imaginative Antizipation potenzieller zukünftiger Ereignisse habe sich ein Kulturgut entwickelt, das dem Menschen, sozusagen als glückliches Nebenprodukt, ein hohes Maß an ästhetischem Genuss ermöglicht. Imaginierbar sei jedoch nur, was vom imaginierenden Individuum auch erlebt werden könne: Es sei beispielsweise für den Menschen unmöglich, sich vorzustellen, wie es ist, eine Fledermaus zu sein, einfach, weil dem Menschen für diese Art des Erlebens ein Sinnesorgan fehlt.<sup>290</sup> Der Philosoph Theodor Meyer bietet einen Lösungsvorschlag für dieses Problem:

*„Soll uns die Sprache in den Stand setzen, andern mitzuteilen, was sie nicht gesehen und erlebt, nicht gedacht und ersonnen haben, so muß [sic!] sie das neue Unbekannte, das sie vermitteln soll, auf allgemein Bekanntes zurückführen, auf das Gemeinsame, das immer in gleicher oder ähnlicher Weise in den Dingen wiederkehrt.“*<sup>291</sup>

Es gelte also auch in Gebilden der Fantasie Bezug auf Bekanntes zu nehmen, Neues aus Altem zusammenzusetzen und beispielsweise mittels Metaphern und Vergleichen auf neue Erlebnisebenen zu verweisen, die aber immer einen Bezug zum Erlebten des Imaginierenden bilden. Was aber unterscheidet nun einen poetischen Text von einem prosaischen? Der Gegenstand

<sup>287</sup> Vellusig, *Das Erlebnis und die Dichtung*, 19.

<sup>288</sup> Ebda.

<sup>289</sup> Ebda.

<sup>290</sup> Vgl. ebda, 39, sowie weiterführend Thomas Nagel, „Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?“ in *Analytische Philosophie des Geistes*, hrsg. von Peter Bieri, 3. unveränd. Aufl. (Weinheim: Beltz Athenäum, 1997), 261-275.

<sup>291</sup> Theodor Meyer, *Das Stilgesetz der Poesie* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990), 36.

der Poesie ist, wie oben bereits beschrieben, „die Welt des personalen Lebens, Erlebens und Interagierens“, deren Kosmos man als „ich-zentriert, sinnlich konkret, affektiv getönt, prozesshaft und präsentisch“<sup>292</sup> beschreiben kann. Während ein Philosoph dieses einzelmenschliche Erleben vergegenständlicht und somit einen „Beitrag zur begrifflichen Erschließung unserer phänomenalen Welt“<sup>293</sup> leiste, seien es Dichter, die denselben Inhalt als personalen Prozess darstellen. Poetisch sind also „solche Äußerungen und Texte, in denen dieses personale Erleben sprachliche Gestalt gewinnt und damit einem imaginativen Nachvollzug zugänglich wird“.<sup>294</sup> Bereits Aristoteles bezeichnete Poesie als die sprachlich ausgedrückte Mimesis von *bíos* und *praxis* eines einzelnen Menschen. Es geht in der Poesie nicht um die Weitergabe von Informationen und Fakten, es geht um die mimetische Darstellung von Personen, die, genau wie wir, eine Vergangenheit, eine Gegenwart und eine Zukunft haben und ihr Leben offen und neugierig erleben. Die Möglichkeiten an mimetischen Darstellungstechniken sind durch das Medium *Schrift* eingeschränkt: Während Schauspieler in einem Theaterstück fiktive Personen und Interaktionen in Echtzeit wiedergeben, die Darstellung vom Zuschauer visuell, auditiv und sogar olfaktorisch wahrgenommen werden kann und die Gesamtkonzeption der Imagination nur mehr einen letzten Rest an ‚Arbeit‘ überlässt, hat die mündliche narrative Rede immerhin einige dieser Möglichkeiten, die die schriftliche nicht hat. Das mündliche Erzählen ist, so Vellusig, „ein situations- und interaktionsbezogenes, multimediales Geschehen, bei dem der verbale Text für sich genommen nur ein unselbstständiger Teil einer mimisch-gestischen, stimmlich-intonatorischen Aufführung ist“.<sup>295</sup> Schriftlichkeit hingegen löse Kommunikationsprozesse aus ihrem Kontext, was ein Handicap für die Artikulation des Erlebens bedeute. Es fehlten Methoden der personalen Selbstdarstellung und der interpersonalen Beziehungsgestaltung durch Stimme, Stimmfärbung, Intonation, Blick, Mimik und Gestik, und die Notwendigkeit ist da, Artikulationsmethoden zu entwickeln, die die paraverbale Unterstützung der mündlichen Kommunikation nach Möglichkeit ersetzen.<sup>296</sup> Auch wenn diese nicht paraverbal unterstützt wird, ist die direkte Rede im schriftlichen poetischen Erzählen unverzichtbar – sie habe die Funktion, aus fiktiven Personen „sagende, [...] denkende, glaubende, hoffende“<sup>297</sup> Gestalten werden zu lassen, die man in der Imagination sogleich als solche erlebt. Um auszugleichen, was dem Medium *Schrift* an leiblicher Lebendigkeit fehlt, muss sich der Poet einer anderen Sprache bedienen – einer ästhetischen Sprache, die durch Form und Wortwahl die Sinne anzusprechen vermag.

Der Erkenntnismehrwert, den literarische Darstellungen von Depressionen bringen, ist also die durch den Imaginationsprozess ermöglichte *Erfahrbarkeit* der Erlebnisse anderer,

<sup>292</sup> Vellusig, *Das Erlebnis und die Dichtung*, 40.

<sup>293</sup> Ebda.

<sup>294</sup> Ebda, 41.

<sup>295</sup> Ebda, 24.

<sup>296</sup> Vgl. ebda, 23.

<sup>297</sup> Käte Hamburger, *Die Logik der Dichtung*, ungekürzte Ausg. nach der 2. Aufl. 1977 (Frankfurt a. M.: Ullstein, 1980).

fremder Subjekte gegeben. *Wie fühlt es sich an, depressiv zu sein?* Gegenüber einer so stark mit Vorurteilen behafteten und so schwer zu erklärenden Krankheit, auf die Nicht-Betroffene oft mit Verständnislosigkeit oder sogar verächtlichen Äußerungen reagieren, ist dies ein ungemein kraftvoller Beitrag zur gesellschaftlichen Destigmatisierung.

## 5.2 Literatur als Soziologie

Die Soziologen Helmut Kuzmics und Gerald Mozetič sprechen von einer an der eigenen Person beobachteten kognitiven Bereicherung durch die Lektüre belletristischer Literatur – selbst wenn diese ein Thema behandelt, das sie vor einer solchen Lektüre (soziologisch) bereits zu verstehen geglaubt hatten. Das Fazit, das sie aus dieser Beobachtung ziehen, ist, dass Literatur einen Einblick in Teile unserer Welt geben kann, die die soziologische Forschung allein zu beleuchten nicht imstande ist.<sup>298</sup> In ihrer Monografie *Literatur als Soziologie* verteidigen sie folgende, durch diese Selbstbeobachtung motivierte These: Literarische Lektüre könne für Soziolog:innen ein überaus fruchtbringender Erkenntnisgewinn sein. Die Wissensvermittlung soziologischer Inhalte durch Literatur lasse sich, so Kuzmics und Mozetič, in drei, in ihrer Beschaffenheit unterschiedliche, wenn einander auch am praktischen Beispiel oft überschneidende, Bereiche unterteilen: „Literatur als Illustration, als Quelle und als Analyse.“<sup>299</sup> Diese drei Bereiche sollen im Folgenden erläutert werden.

Literatur könne erstens in soziologischen Texten zu illustrativen Zwecken herangezogen werden, „um soziologisch bedeutsame Themen und Phänomene zu veranschaulichen“.<sup>300</sup> Es bestehe, so die Autoren, ein Vorzug in der Kombination der wissenschaftlichen mit der literarischen Sprache: Während Wissenschaftssprache oft aufwendig dekodiert werden müsse, sei literarische Sprache durch „Vorzüge der Konkretheit, Bildhaftigkeit und des Reichtums der Beschreibungen“<sup>301</sup> unmittelbar zugänglich und könne dazu verwendet werden, „näher an die Erfahrungs- und Erlebniswelt der Rezipienten“<sup>302</sup> heranzuführen, um die fachterminologische Abstraktion durch ‚kulinarische‘ Beispiele zu entschärfen“.<sup>303</sup> Zweitens könnten literarische Werke als (historische) Quellen herangezogen werden. Dies sei vor allem dann sinnvoll, wenn Literatur über Ereignisse oder Situationen berichtet, über die sonst nur wenig oder gar

<sup>298</sup> Vgl. Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 1f.

<sup>299</sup> Ebda, 6.

<sup>300</sup> Ebda, 26.

<sup>301</sup> Ebda, 27.

<sup>302</sup> Diese illustrative Verwendung von Literatur im wissenschaftlichen Kontext entspricht in Anklängen der oben besprochenen These Vellusigs (Vellusig, *Das Erlebnis und die Dichtung*), liegt ihr doch der Anspruch zugrunde, den wissenschaftlichen Text für die Leser:innen ‚erfahrbarer‘ zu machen. Dieser Aspekt steht bei Kuzmics und Mozetič jedoch nicht im Vordergrund, vielmehr geht es hier um die ‚Aufbereitung‘ soziologischer oder anderer wissenschaftlicher Texte mithilfe literarischer Zitate zugunsten der Lesbarkeit, durchaus mit didaktischen Ansprüchen (vgl. ebda, 29, sowie weiterführend Lewis Coser, *Sociology through Literature*, (Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall, 1972).)

<sup>303</sup> Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 27.

keine Informationen vorliegen.<sup>304</sup> Hierfür sei jedoch nicht jede Art von Literatur geeignet, sondern nur jene – im weiten Verständnis – realistische: Damit ein literarisches Dokument als empirische Quelle akzeptiert werden könne, müsse zuerst seine Echtheit und Glaubwürdigkeit im Sinne der Quellenkritik überprüft und in weiterer Folge, wenn möglich, mit anderen, ähnlichen Quellen der Zeit abgeglichen werden. Der poetische Gehalt des literarischen Textes wird innerhalb dieser Herangehensweise eher ausgeklammert – Literatur ist in diesem Sinne nur die zweite Wahl und nimmt eine Ersatzfunktion an.<sup>305</sup> Doch sei die methodische Verwendung von „Literatur als Quelle“ nicht nur auf jene Texte beschränkt, die sich exklusiv mit historischen oder gesellschaftlichen Ereignissen beschäftigen; relevant seien genauso solche, die sich mit den privaten Erlebnissen von Personen beschäftigen. „Für vergangene Epochen ist Literatur häufig die einzige verfügbare Quelle, aus der wir Kenntnisse über private Sitten und Gebräuche nehmen können“<sup>306</sup>, so zitieren die Autoren Leo Löwenthal. Literarische Darstellungen von „der Natur oder der Liebe, bestimmten Gesten oder Stimmungen, menschlicher Geselligkeit oder Einsamkeit“ seien aufschlussgebend dafür, „wie weit die privaten und intimen Bezirke des individuellen Lebens von dem gesellschaftlichen Klima durchzogen sind, in dem sich dieses Leben schließlich vollzieht.“<sup>307</sup> Der literarische Text als Quelle biete dem:der Soziolog:in also zwei Typen von Informationen: Einerseits deskriptiv dargestellte Fakten über den Staat, Gesetze, Technologien usw., andererseits die subtiler porträtierte Darstellung von psychologischen Prozessen, Erfahrungen, Gefühlen, Werten und Einstellungen.<sup>308</sup> Was diese beiden erstgenannten Schnittstellen der Bereiche Literatur und Soziologie verbindet, ist, dass der Forschungsgegenstand Literatur in einem Wertesystem empirisch-wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses dem Forschungsbereich Soziologie eindeutig untergeordnet wird. Kuzmics und Mozetič plädieren aber für die Existenz einer dritten Schnittstelle: Literatur als gesellschaftliche Analyse. Der literarische Text selbst könne eine „analytisch wertvolle Beschreibung und Verarbeitung des Sozialen“<sup>309</sup> bieten – Literatur und Soziologie stünden demnach hierarchisch auf derselben Ebene und könnten sich gegenseitig bereichern.<sup>310</sup> Einen

<sup>304</sup> Ein Beispiel hierfür sei das Studium sowjetischer Literatur zu Zeiten des Kalten Krieges, wenn man etwas über das Leben in der Sowjetunion erfahren möchte – entsprechende wissenschaftlich gesicherte Untersuchungen waren nicht verfügbar (vgl. ebda, 29.).

<sup>305</sup> Vgl. ebda, 30.

<sup>306</sup> Leo Löwenthal, *Literatur und Gesellschaft: Das Buch in der Massenkultur* (Berlin: Luchterhand, 1964), 248.

<sup>307</sup> Ebda.

<sup>308</sup> Vgl. Joan Rockwell, *Fact in Fiction: The Use of Literature in the Systematic Study of Society* (London: Routledge & Kegan Paul, 1974), 4. Letzteres ist nach Kuzmics und Mozetič vor allem für jene Soziologie interessant, in der „die subjektive Verarbeitung und emotionale Valenz der sozialen Welt einen hohen Stellenwert besitzen.“ (Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 31.)

<sup>309</sup> Ebda, 27.

<sup>310</sup> Ähnlich verwendet auch Lepenies Literatur für seine soziologische Forschung: „[L]iterarische Äußerungen [werden von ihm] ernst genommen und nicht nur zur Verbrämung des trockenen Stoffes dargeboten.“ (Lepenies, *Melancholie und Gesellschaft*, 10f.) Erst darin sieht Lepenies den wirklichen „Nutzen der Literatur“ (ebda, 46) für die Sozialwissenschaften, die auf solche Quellen mehr als angewiesen seien, denn, so zitiert er den Politikwissenschaftler Eric Voegelin, „stofflich geben [...] die Institutionen der Zeit nur geringe Chance eines Zu-



Schritt zurücktretend und den Diskurs um das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen miteinbeziehend, referieren Kuzmics und Mozetič auf Robert Nisbet, der eine kognitive Verwandtschaft zwischen Kunst- und Wissenschaftsproduktion beschreibt: Bei beiden handle es sich um höchst kreative Prozesse, die sich außerdem mit ähnlichen epochenspezifischen Themen und Problemstellungen auseinandersetzen.<sup>311</sup> Der Prozess und das Produkt dieser Auseinandersetzung seien in beiden Fällen, wenn auch auf sehr unterschiedliche Art und Weise, Versuche, die Welt besser zu verstehen – sowohl Kunst als auch Wissenschaft seien in erster Linie damit beschäftigt, „die Realität zu erhellen, das Unbekannte zu erforschen und Natur und Gesellschaft zu interpretieren“.<sup>312</sup> Die Kunst sei der Wissenschaft in der Behandlung eines bestimmten Themas oftmals sogar zeitlich voraus, da der:die Künstler:in über eine besondere Sensibilität für neue gesellschaftliche Entwicklungen verfüge.<sup>313</sup> Über eine solche Gabe der soziologischen Analyse hätten einige bekannte Autor:innen der Literaturgeschichte verfügt – im englischen Sprachraum oft genannt sind Jane Austen und George Eliot, im deutschsprachigen sind Thomas Mann und Robert Musil bezeichnende Beispiele. Joan Rockwell spricht von Jane Austen als „most sociological of writers“<sup>314</sup>, der soziologische Gehalt ihrer Beobachtungen sei in der Disziplin gemeinhin anerkannt. Dietrich Schwanitz betont George Eliots besondere, sehr an den Wissenschaftsprozess angelehnte Herangehensweise: „Sie betreibt das Schreiben von Romanen in direktem Kontakt zu sozialwissenschaftlichen Erhebungen und zur soziologischen Theorie.“<sup>315</sup> Thomas Mann reflektiert selbst über die Tatsache, dass er einen – in der Sozialwissenschaft mittlerweile als gegeben anerkannten – Zusammenhang von Protestantismus und kapitalistischer Arbeitsethik in seinen Romanen (vor allem in den *Buddenbrooks*) antizipiert habe, ohne je einschlägige wissenschaftliche Werke der Zeit zum Thema gelesen zu haben. Er habe die These „durch unmittelbare Einsicht“<sup>316</sup> erfüllt und sei erst nachträglich mit entsprechenden Werken von Max Weber u. a. in Berührung gekommen. In Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* sei etwa das soziologische Rollenkonzept von Ralf Dahrendorf antizipiert, der annimmt, jeder Mensch verfüge über mindestens neun Charaktere. Laut Dahrendorf selbst nehme „der Dichter Musil hier dem

---

gangs zur Wissensrealität. Wer sich heute [...] über die großen Probleme des Ordnungsdenken unterrichten will, wird besser daran tun, sich mit Romanciers wie Robert Musil [...] oder Dramatikern wie Frisch und Dürrenmatt zu beschäftigen, als die professionelle Literatur zur Politik zu lesen.“ (Eric Voegelin, zitiert nach ebda, 48.)

<sup>311</sup> Vgl. Robert Nisbet, *Sociology as an Art Form* (London: Oxford University Press, 1976), 10f.

<sup>312</sup> Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 32.

<sup>313</sup> Die Kunst verfüge, so Nisbet, über eine Art Frühwarnsystem, das ihr Einsichten und Erkenntnisse ermögliche, die die Soziologie erst später ausarbeite und verinnerliche. So seien beispielsweise alle großen Themen der Soziologie des 19. Jahrhunderts, wie Macht, Fortschritt, Konflikt, Anomie, Entfremdung und Gemeinschaft, bereits in der Kunst jener Zeit anzutreffen (vgl. Nisbet, *Sociology as an Art Form*, 29f.).

<sup>314</sup> Rockwell, *Fact in Fiction*, 20.

<sup>315</sup> Dietrich Schwanitz, *Systemtheorie und Literatur: Ein neues Paradigma* (Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995), 220.

<sup>316</sup> Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen* (Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 1988), 137.

Soziologen die Einsicht in die Struktur seines Gegenstandes vorweg.<sup>317</sup> Der „scharfe Blick auf die Welt und die reflexive Kompetenz“ sind also nach Kuzmics und Mozetič kein Monopol der Sozialwissenschaften – wenn auch ihr „das Methodenrepertoire zur Gewinnung von Daten, deren gründliche empirische Überprüfung, die formalisiertere Darstellung sowie die explizite Formulierung von Theorien“<sup>318</sup> vorbehalten bleibt. Der literarischen Sprache fehle es an (sozial-)wissenschaftlichen Begrifflichkeiten, die konkret auf wissenschaftstheoretische Diskurse verweisen und einen wissenschaftlichen Fokus erleichtern. Umgekehrt könne man die „Kontextferne und die quantifizierende Operationalisierung [...] als Schwächen des wissenschaftlichen Zugangs“<sup>319</sup> festmachen, die in der Literatur nicht gegeben seien. Literatur könne also im Sinne einer „Literatur als Analyse“ zwar nicht „zur Bildung von theoretischen Begriffen selbst, wohl aber zur Abfassung theoretisch gehaltvoller Beschreibungen“<sup>320</sup> für die sozialwissenschaftliche Forschung herangezogen werden und fruchtbringende Erkenntnisse beitragen. Auf diese solle, so die Autoren, zum besseren Verständnis des menschlichen Wesens und dessen Bezug zur Gesellschaft im Sinne einer Soziologie als „Menschenwissenschaft“<sup>321</sup> nicht verzichtet werden. Literatur und Soziologie könnten also beide als gleichwertige Instrumente sozialer Beobachtung und Erkenntnisgewinnung betrachtet werden. Wenn sie auch auf unterschiedliche Art und Weise agieren, sei kein Bereich dem anderen unterzuordnen.

Als eine von dieser Beobachtung ausgehende literatursoziologische Methode schlagen Kuzmics und Mozetič folgenden Zugang vor: Es könne (beinahe) jeder literarische Text mit einem soziologischen Blick gelesen werden. Literarische Stilisierungen, die den Realitätsgehalt des Textes verzerren, gelte es als spezifisch belletristische Merkmale zu erkennen und in der soziologischen Analyse eher geringer zu gewichten.<sup>322</sup> Die deskriptiven Passagen und der theoretische Gehalt, den der Text aufzuweisen verspricht, können extrahiert werden. Nie sollten aber einzelne Textstellen isoliert behandelt werden, sondern immer kontextuell interpre-

<sup>317</sup> Ralf Dahrendorf, „Homo Sociologicus: Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der sozialen Rolle,“ in *Pfade aus Utopia. Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie. Gesammelte Abhandlungen I*, hrsg. von Ralf Dahrendorf (München: Piper, 1974), 182.

<sup>318</sup> Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 35.

<sup>319</sup> Ebda, 290.

<sup>320</sup> Ebda.

<sup>321</sup> Ebda, 297. Kuzmics und Mozetič verweisen auf Norbert Elias, einen ihres Erachtens nach sehr ‚literaturfreundlichen‘ Soziologen, der in seinen empirischen Analysen immer wieder auf literarische Werke zurückgreift und die Reflexivität einzelner Autor:innen als unverzichtbaren Bestandteil eigenen Theoretisierens sieht (vgl. ebda, 300.). Ein wichtiger Aspekt, den Elias hervorhebt, ist, dass ein Roman „bis zu einem gewissen Grad das Idiom seiner Zeit bewahrt.“ (Norbert Elias und John Scotson, *Etablierte und Außenseiter* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993), 295.)

<sup>322</sup> Laut Kuzmics und Mozetič ist jenen Vorwürfen, „die sich aus literaturwissenschaftlicher Sicht gegen die ‚realistische‘ Interpretation eines Romans formulieren lassen“ entgegenzusetzen, „daß [sic!] der innerliterarische Verweisungszusammenhang und der fundamental konstruktivistische Charakter von Belletristik eine ‚realistische‘ Lesart gerade dann nicht ausschließen kann, wenn man sich ihrer bewußt [sic!] ist und daher nativ-realistische Darstellungen vermeiden kann“ (Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 289.)

tiert und in Verbindung mit anderen Quellen, Daten und Deutungen gesetzt, wissenschaftliches sowie alltägliches Vorwissen zu Rate ziehend.<sup>323</sup> Die Verwendung von Literatur für die soziologische Forschung könne also trotz starker Gegensprecher:innen – das Realismusargument der Soziologie einerseits und die Kritik der Literaturwissenschaft, ein rein soziologischer Blick verfehle gänzlich das, was Literatur im Kern ausmacht, andererseits<sup>324</sup> – erstaunlich unproblematisch vollzogen werden und Literatur und Soziologie könnten sich so durchaus „auf eine Weise ergänzen, die weder die Forscherin beunruhigen noch den Dichter verraten muß [sic!].“<sup>325</sup>

Die im ersten Teil dieser Arbeit dargestellten Theorien und Überlegungen bilden die Grundlage der nun folgenden literatursoziologischen Analyse im zweiten Teil. Beleuchtet und interpretiert werden drei Romane von jungen deutschsprachigen Literatinnen der Generation Y, in denen die Protagonistinnen, ebenfalls Millennials, mit Angstgefühlen und depressiven Verstimmungen kämpfen. Die wissenschaftlichen Darstellungen von Depressionen werden mit den literarischen abgeglichen – ein (eventueller) Erkenntnisgewinn soll aufgedeckt und dargelegt werden.

---

<sup>323</sup> Vgl. ebda, 293.

<sup>324</sup> Diesen Standpunkt vertritt etwa Vladimir Nabokov, der eine literatursoziologische Analyse als weder interessant noch wichtig befindet, im Gegenteil: „The study of the sociological or political impact of literature has to be devised mainly for those who are by temperament or education immune to the aesthetic vibrancy of authentic literature, for those who do not experience the tell-tale tingle between the shoulder blades.“ (Vladimir Nabokov, *Lectures on Literature*, hrsg. von Fredson Bowers (San Diego: Harcourt Brace & Co, 1982), 64.)

<sup>325</sup> Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 303.

## 6. Interpretationen

### 6.1 Friederike Gösweiner – *Traurige Freiheit*

Friederike Gösweiners mit dem österreichischen Buchpreis prämierter Debütroman *Traurige Freiheit*<sup>326</sup> erzählt ein Jahr im Leben der 29-jährigen Protagonistin Hannah Weiss, in dem sie versucht, in Berlin als Journalistin Fuß zu fassen. Der Roman wird als ‚Generationenroman‘ gehandelt: Der Klappentext verspricht, der Roman biete einen genauen Blick „auf das Wechselspiel von Hoffnungen, Resignation und Aufbruch in der Generation der 30-Jährigen“. Die Kritik betrachtet dieses Vorhaben als gelungen: „Wer selbst noch jung ist, wird sich wiedererkennen. Wer nicht, der lernt verstehen, was es heißt, heutzutage Teil der jungen Generation zu sein.“<sup>327</sup>

Hannah trennt sich von ihrem langjährigen Freund Jakob und verlässt ihr gemeinsames Leben in der Kleinstadt, in der sie aufgewachsen ist, um ein Volontariat bei einer Berliner Zeitung anzutreten. Doch ihr Leben in Berlin verläuft nicht so erfolgreich wie erhofft: Nach Ende des befristeten Volontariats, das nicht wie gewünscht zu einer Anstellung führt, findet sie sich arbeitslos, einsam, unglücklich und in einer finanziell misslichen Lage. Nur der regelmäßige Kontakt mit ihrer Freundin Miriam, die jedoch in Moskau wohnt, gibt Hannah Halt. Die monatelange, erfolglose Jobsuche macht ihr zunehmend zu schaffen und Hannah wird depressiv. Ein Job als Kellnerin, den sie schließlich gezwungen ist, anzunehmen, löst zwar ihre akuten finanziellen Probleme, bedeutet aber nur kurz eine Verbesserung der Gesamtsituation. Hannah empfindet ihr Leben in Berlin als Niederlage. Der ältere Journalist Stein, dem sie bei der Arbeit als Kellnerin begegnet, weckt in Hannah neue Hoffnung – doch auch in dieser Beziehung wird sie schließlich enttäuscht. Während einer Panikattacke wird Hannah von einem Auto angefahren und wacht mit gebrochenem Arm im Krankenhaus auf. Ihr Berlin-aufenthalt wird dadurch beendet und sie zieht zurück in die Kleinstadt zu ihren Eltern, um sich auszukurieren. Jakob hat inzwischen eine neue Freundin und das Paar erwartet ein Kind. Ihr altes Leben und ihr altes Ich erscheinen ihr fremd, sie kann nicht mehr zurück. Am Ende des Romans zieht Hannah erneut nach Berlin, um ihrer Freundin Miriam beizustehen, die ihren Job in Moskau verloren hat. Was Hannah selbst in Berlin machen wird, bleibt offen.

Der Text wird nun auf zwei Weisen betrachtet: Erstens wird das *Erleben* der Depression der Protagonistin untersucht und herausgearbeitet, wie dieses Erleben durch die poetische Dar-

<sup>326</sup> Gösweiner, *Traurige Freiheit*. Der Roman wird im Folgenden zitiert mit der Sigle G und fortlaufender Seitenzahl.

<sup>327</sup> Christine Schimmel, „Allein durch dick und dünn,“ *Ostthüringische Zeitung*, 09.04.2016.

stellung für den Leser imaginierbar und dadurch nachvollziehbar gemacht wird. Zweitens werden die *Ursachen* der Depression betrachtet und mit den im ersten Teil der Arbeit ausgearbeiteten sozialwissenschaftlichen Theorien erhellt.

### 6.1.1 Das Erleben der Depression

Hannah scheint das Bild einer mittelschweren Depression mit Angststörung zu zeigen. Als exogene Auslöser können die Trennung von Jakob (Verlust), der Umzug in eine fremde Stadt (Entwurzelung und Einsamkeit) und die dortige Arbeitslosigkeit (belastende bzw. verarmte Umwelt) identifiziert werden. Letztere Belastung wird dadurch verstärkt, dass Hannah die Schwierigkeiten bei der Jobsuche zunehmend als eigenes Verhaltensdefizit interpretiert, das zu Selbstvorwürfen und Schuldgefühlen führt. „Immer hieß es, man habe sich für jemand anderen entschieden, aber es habe nichts mit ihr zu tun. Aber womit denn dann?“ (G 33); „Was war es, was die anderen, die sie genommen hatten, besser gemacht hatten, ihr voraus hatten?“ (G 49); Niedergeschlagenheit, Antriebsverlust (vgl. G 25), Ängste, negative Gedanken und Grübeleien durchziehen Hannahs Alltag (vgl. G 25–28, 30, 33–36, 49–55, ...), und sie hat mehrfach Panikattacken (vgl. G 37f, G 123f). In einzelnen Passagen finden sich außerdem Belege unterschiedlicher, für Depressionen typische Begleitsymptome wie Schlafstörungen (vgl. G 29) und Appetitverlust (vgl. G 28).

Auch wenn Hannahs Zustand für aufmerksame Leser:innen offensichtlich ist, bezeichnet Hannah sich nie selbst als *depressiv*. Der Begriff fällt, explizit, nur einmal, und zwar zu Beginn des Romans, als ihre Freundin Miriam Hannah warnt, sie „solle nur ja nicht depressiv werden, wenn sie jetzt so allein in Berlin sei.“ (G 24) Hannah gesteht sich, trotz eines hohen Ausmaßes an subjektiv empfundenem Leid, selbst nicht ein, eine psychische Krankheit zu haben. Als ihre Mutter schließlich vorschlägt, Hannah solle einen Psychotherapeuten konsultieren, empfindet Hannah dies als Kränkung (vgl. G 136). Dies kann einerseits daran liegen, dass Hannah sich für ihren Zustand schämt und ihn deshalb gegenüber anderen nicht thematisiert<sup>328</sup> (und wenn, dann nur in abgeschwächter Form), andererseits aber auch daran, dass sie sich mit

<sup>328</sup> In einer Untersuchung zum Zusammenhang von Wut und Scham schreiben Thomas Scheff und Suzanne Retzinger, Scham sei ein Produkt der Unterdrückung und Verdrängung des Gefühls der Wut, das im Zivilisationsprozess der Gewaltregulierung gesellschaftlich nur mehr äußerst begrenzt erlaubt sei. Wut werde nur mehr in Code-Wörtern verbalisiert: „[P]eople are ‚anxious‘ about anger, or ‚uncomfortable‘, ‚embarrassed‘ or ‚guilty‘ about it.“ (Thomas Scheff und Suzanne Retzinger, *Emotions and violence: Shame and Rage in Destructive Conflicts* (Toronto: Lexington Books, 1991), 19.) Dieses Nicht-Fühlen- und Nicht-Ausdrücken-Dürfen bzw. -Können bestimmter Emotionen führe zu einer ‚conspiracy of silence‘ (ebda). Diese wiederum führe zu Kommunikationsproblemen, auch mit den uns Nahestehenden, die in Isolation und Entfremdung münden können: „Insecure bonds generate and are caused by indirect and inadequate communication. [...] The isolated form of alienation is usually accompanied by silence or destructive conflict; engulfed by the form of conformity and the withholding of ‚negative‘ information.“ (Ebda, 30). Dieser Vorgang könnte bei Hannahs misslingender Kommunikation eine Rolle spielen: Hannah ist über die von ihr als ungerecht empfundene Behandlung am Jobmarkt und die fehlende Unterstützung von Jakob wütend, kann diese Wut aber nicht ausdrücken. Deshalb entwickelt sie Scham- und Schuldgefühle, die sie ebenfalls nicht ausdrücken kann und deren Unterdrückung und Verdrängung zu Entfremdungsgefühlen, Ängsten und Depressionen führt.

ihrem Zustand nicht identifizieren kann. Sie versucht trotz allem, optimistisch zu bleiben, nach Lösungen zu suchen und, wenn möglich, Handlungen zu setzen, die ihre Situation verbessern. Ihre negativen Gefühle scheinen so stark mit ihrem aktuellen Umfeld verbunden zu sein, dass sie nur durch das Erleben von konkreten Situationen wiedergegeben werden. Man findet Hannah also nicht über die Sinnlosigkeit des Lebens oder die Unausweichlichkeit des Todes philosophierend, sondern enttäuscht und unglücklich über eine abgelehnte Bewerbung.<sup>329</sup> Hannah kann ihre negativen Gefühle nicht angemessen kommunizieren, geschweige denn um Hilfe fragen, weil sie sich ihre Schwere nicht eingestehen will. Sie nimmt ihren Zustand als transitorisch wahr, rechnet anfangs jederzeit damit, dass er bald aufhört, und hofft es später verzweifelt. Sie merkt erst zum Ende des Romans, nach einem Jahr erzählter Zeit, wie tiefgreifend ihre Erlebnisse waren, wie sehr sie in ihren Grundfesten erschüttert wurde und dass sich sogar ihre Persönlichkeit verändert hat.<sup>330</sup>

Durch die personale Erzählperspektive sind die Leser:innen nah an Hannahs Gedankenwelt – also auch nah an ihren Verdrängungsmustern. Um Hannahs Seelenleben vermitteln zu können, aber gleichzeitig ihre darüber empfundene Verwirrung und ihr Unverständnis auszudrücken, wählt Gösweiner die wiederkehrende Metapher des Fallens und des Absturzes. Hannah begegnet dem Motiv in verschiedenen Situationen und durch unterschiedliche Medien: durch ein YouTube-Video, einen Traum, ein Plakat, ein Kind und auf einer Dachterrasse. Ihre Begegnungen mit dem Motiv sind Schlüsselmomente, es ermöglicht ihr, scheinbar Kontakt mit ihrem Inneren aufzunehmen, denn die Stärke ihrer Reaktion auf das Motiv ist ein Maßstab ihres Befindens. Die durch so häufige Wiederholung erzeugte, allgegenwärtige Bedrohlichkeit hat, wie *Zeit*-Rezensentin Ursula März anmerkt, durchaus etwas Unheimliches.<sup>331</sup>

### ***Der Beginn der Depression***

Nach der Trennung von Jakob ist das Ende des Volontariats der zweite negative Einschnitt in Hannahs Leben. Der Abschied von der Zeitung fällt ihr schwer: Die letzten Schritte durch die Redaktionsräume fühlen sich „seltsam an, unwirklich und ein wenig traurig“ (G 19). Sie beschreibt den Weg zu ihrem Platz, den sie jeden Tag gegangen ist, die Kollegen, die sie immer begrüßt hat, die Kaffeetasse, aus der sie täglich getrunken hat. Den Leser:innen wird Hannahs Alltag der vergangenen Wochen visuell, auditiv und gustatorisch geschildert, um die Intensität ihres Fühlens zu illustrieren. Der Chefredakteur hält eine Abschiedsrede, es wird mit Sekt angestoßen und Brötchen gegessen (vgl. G 20); erneut werden also mehrere Sinne gleichzeitig angesprochen. Diese für den Fortgang der Geschichte eher nebensächlichen Erwähnungen von

<sup>329</sup> Es scheint sich bei Hannah um eine prinzipiell gesunde und lebensfähige junge Frau zu handeln, die erst an äußeren Bedingungen zu scheitern droht.

<sup>330</sup> Solomon bezeichnet Depression als Verlust des eigenen Ichs, was bedeutet, dass das Ich nach einer depressiven Phase erst wieder aufgebaut werden müsse (vgl. Solomon, *Saturns Schatten*, 20.).

<sup>331</sup> „In Hannahs Fallgeschichte dringt die Motivik des Unheimlichen ein.“ (Ursula März, „Traurige Freiheit. Geburtstag wird nicht gefeiert,“ *Die Zeit*, 04.08.2016, <https://www.zeit.de/2016/31/traurige-freiheit-friederike-goesweiner-roman-debuet>.)

Essen, Trinken o. Ä. sind von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit: Es sind ‚Trigger‘, die die Imagination der Leser:innen anregen. Sinnlich konkret erlebt das Individuum, also auch die literarische Figur, die Welt, und nur wenn ein solches Erleben sprachliche Gestalt annimmt, ist ein imaginativer Nachvollzug durch die Lesenden möglich. Die Darstellung von Hannahs Leiblichkeit bildet also eine Brücke zur Imaginierbarkeit von Hannahs Gefühlswelt, um die es hier geht. Hannah realisiert, dass ein anderer Praktikant bessere Chancen auf eine Fixanstellung hat als sie selbst und ist neidisch, zwingt sich aber sofort, positiv zu denken und die Hoffnung nicht aufzugeben (vgl. G 22). Die Passage, die durch den Einschub vieler Nebensätze und Wortwiederholungen in einem hektischen Sprachduktus gehalten ist, präsentiert bereits erste Anzeichen von Hannahs späterer Problematik: Hannah, die negative Gefühle aufgrund der (hier angedeuteten) Ablehnung am Arbeitsmarkt erlebt, die versucht, die negativen Gefühle zu unterdrücken, stark zu bleiben und dabei doch erste Anzeichen von Panik (hier ausgedrückt durch Hektik) erlebt. Die Leser:innen begleiten Hannah dabei, wie sie den News-room verlässt, aber vor der Eingangstür stehen bleibt und innehält: „Ihr Plan hatte exakt bis hierher gereicht, bis hierher und nicht weiter.“ (G 22) Sie „wusste nicht, was sie machen sollte“ (G 23), weder an diesem angebrochenen Nachmittag noch in den nächsten Wochen. Die Unsicherheit erstreckt sich von der Handlungs- auf die Gefühlsebene: Hannah reflektiert, „sie wusste nicht, wie es ihr ging, das war die Wahrheit“ (G 23). Beobachtet man jedoch Hannahs Verhalten von außen, gibt es bereits erste Anzeichen für depressive Verhaltensweisen. Hannahs Bewegungen deuten eine für Depressionen typische psychomotorische Hemmung an; ihr Gehen ist langsam (vgl. G 22) und ihre Blicke verharren in einem Starren (vgl. G 22). Sie sitzt mit einem Tall Chai Latte und einem Blaubeermuffin – zwei gute Requisiten, die die Imagination der Leser:innen sowohl auf gustatorischer als auch visueller (groß, blau) Ebene anregen – in einem Starbucks, „starrte gedankenverloren auf das Treiben auf dem Platz draußen“ (G 25). Es werden zwei weitere depressive Verhaltensweisen antizipiert: einerseits das Grübeln, das Depressive in einer negativen Gedankenspirale gefangen hält, andererseits der soziale Rückzug und die Isolation. Hannah trennt eine Glasscheibe vom Treiben der Stadt; das Leben spielt sich draußen ab, während sie sich, einsam und wartend, auf der ‚falschen‘ Seite der Scheibe befindet. Hannah vermisst ihr altes Leben: „[S]o wie ihr im Moment zumute war“ (G 25), würde sie eigentlich gern den ersten Zug nach Hause und zu Jakob nehmen, doch etwas hält sie zurück. Es wird also nicht explizit verbalisiert, wie unerträglich Hannah ihre gegenwärtige Situation findet, aber implizit durch folgende Szene umso deutlicher gemacht: Hannah verlässt irgendwann das Café und spaziert grübelnd, „in Gedanken versunken“ (G 25), durch das winterliche Berlin, ohne recht zu realisieren, wo sie sich überhaupt befindet. Sie landet beim Holocaust-Denkmal, berührt eine der eiskalten Steinsäulen mit ihrem Gesicht und ihrer bloßen Hand und muss feststellen, dass ihr der Kälteschmerz Erleichterung verschafft: „Sie schloss die Augen [...] und zum ersten Mal an diesem Tag wurde sie ruhig, spürte nur den Schmerz der Kälte, der immer unerträglicher wurde, ihren Kopf ganz ausfüllte, keine anderen Gedanken mehr zuließ.“ (G 26) Diese starke Diskrepanz zwischen Handlung – bewusster Selbstverlet-

zung – und sprachlicher Beschreibung ihrer Gefühlslage durch Phrasen wie „ein bisschen traurig“ (G 22) ist signifikant und entspricht dem Muster, das oben beschrieben wurde: Hannah scheint verdrängen zu wollen, wie wenig positiv sie ihrer risikooffenen, potenziell chancenreichen, aber unsicheren Situation trotz gedanklicher Bemühungen (vgl. G 22) in Wirklichkeit gegenübersteht. Wenn die Lesenden bisher nicht wussten, wie es sich anfühlt, allein, verängstigt und ohne Job in einer fremden Stadt zu sein, so erfahren sie durch diese Stelle, dass es sich schlimmer anfühlen könnte als der – den meisten durchaus bekannte – körperliche Schmerz extremer Kälte. Das Unbekannte dieser Situation wird durch diese Textpassage, ganz im Sinne Meyers<sup>332</sup>, auf etwas Bekanntes zurückgeführt, was Hannahs Erleben (auch wenn sie es selbst nicht in Worte fassen kann) für die Leser:innen nachvollziehbar macht. Am selben Abend geht es Hannah noch schlechter: Als Jakob in einer langen E-Mail die Endgültigkeit ihrer Trennung bestätigt, muss Hannah akzeptieren, dass der Weg in ihr gemeinsames, altes Leben nicht mehr möglich ist. Hannah fühlt sich einsam, zerrissen zwischen alter Sicherheit und neuen Chancen und muss heftig weinen (vgl. G 28). Um sich zu beruhigen und einschlafen zu können, nimmt sie die „Tabletten, die ihr in den ersten Wochen nach der Trennung geholfen hatten“ (G 28).

Diese ersten Anzeichen depressiver Verhaltensweisen manifestieren sich über die nächsten Wochen. Einsamkeit, Enttäuschung und Versagensgefühle – sie wurde von der Zeitung nach ihrem Praktikum nicht angestellt, weitere Bewerbungen bei anderen Zeitungen werden abgelehnt – und daraus resultierendes schlechtes Selbstwertgefühl setzen Hannah zu. Die Tabletten (wahrscheinlich Schlaftabletten) nimmt sie fast jeden Abend und steht erst mittags auf – einerseits, weil die Tabletten sie benommen machen, andererseits, weil sie keine Motivation hat aufzustehen: „Sie hatte keine Arbeit, sie wurde nirgendwo erwartet, sie fehlte niemandem“ (G 30). Ihre einsame Morgenroutine ist ihr so unangenehm, dass sie sie täglich so lange wie möglich hinauszögert. In einem Dämmerzustand und wie im Bett gefangen kann Hannah nur daran denken, was sie eigentlich tun müsste,

*„dass sie jetzt aufstehen müsse, wozu sie zunächst die Bettdecke zurückschläge und dann zuerst den rechten Fuß auf den Boden setzte, dann den linken. Dann ginge sie Richtung Küche, dafür bräuchte sie elf Schritte. [...] Sie stellte sich alles sehr konkret vor: Wie es plötzlich kalt werden würde, wenn sie die Decke zurückschläge, wie dann der Dielenboden unter ihren Füßen knarren würde, das Geräusch des Wassers, wenn sie es in den Wasserkocher füllte, die Gefahr, dabei den Wasserhahn zu plötzlich zu fest aufzudrehen und eiskalte Wasserspritzer auf der rechten Hand und dem rechten Unterarm zu spüren. Das alles erschien ihr kümmerlich und traurig, so dass sie es nicht über sich brachte, tatsächlich die Bettdecke zurückzuschlagen, und stattdessen noch einmal ihren Kopf tiefer ins Kissen vergrub. Sie war nicht bereit für diese Kälte, für das Knarren des Dielenbodens, kaltes Wasser auf ihrer Haut.“ (G 30)*

<sup>332</sup> Vgl. Meyer, *Stilgesetz der Poesie*, 36.



Besonders gedrückte Stimmung am Tagesanfang, das sogenannte ‚Morgentief‘, trete bei Depressionen sehr häufig auf.<sup>333</sup> Diese auf den ersten Blick unscheinbare, leise Textstelle ist äußerst bereichernd für das Verständnis des Zustandes – denn die durchschnittliche Depression ist nicht plakativ und krass: In den meisten Fällen gibt es keine dramatischen Selbstmordversuche oder blutige Selbstverletzungen und nur manchmal kommt es zu Panikattacken oder lauten Weinkrämpfen. Das Leben mit Depressionen ist in seiner Beschaffenheit viel treffender dargestellt durch jenen alltäglichen Kampf, sich in der Früh aufzuraffen, und sich trotz Niedergeschlagenheit, Antriebslosigkeit und Ängsten der Welt zu stellen (oder daran zu scheitern und liegenzubleiben) als durch jene kurzen, dramatischen Momente, in denen Trauer, Sorgen und Ängste beizeiten eskalieren. Die Imagination der Lesenden wird, wie bereits zuvor bemerkt, durch die mimetische Darstellung sinnlicher Wahrnehmung (auditiv und taktil) angeregt; das Erzähltempo ist langsam und ermöglicht einen mimetischen Nachvollzug des Gehens in Hannahs Küche, des Einschaltens des Wasserkochers usw. in Echtzeit.<sup>334</sup> Gösweiner verwendet diese Techniken erfolgreich, um die mediale Einschränkung der Schriftlichkeit gegenüber dramatischer Darbietung auszugleichen; Hannah tritt als lebendige Person auf und die Leser:innen sind nah an Hannahs Empfinden. Erneut wird erfolgreich eine Brücke zum besseren Verständnis einer fremden Gefühlslage geschlagen: Durch Bezugnahme auf eine bekannte Situation, das hin und wieder jeden ereilende Nicht-Aufstehen-Wollen an einem besonders kalten Wintertag – hin zu einer unbekannten Situation, der Depression, gekennzeichnet durch das täglich wiederkehrende Nicht-Aufstehen-Wollen über einen längeren Zeitraum von mehreren Wochen, an dem sich jeder Tag wie jener seltene, besonders unangenehme Wintertag anfühlt.

In diesem Zeitraum der strukturlosen, isolierten ersten Wochen in Berlin ist auch Hannahs erste Panikattacke angesiedelt. Um irgendeine Art von Tagesstruktur zu haben, geht Hannah jeden Tag auf die Staatsbibliothek, nutzt das Internet, schreibt Bewerbungen und skypt mit ihrer Freundin Miriam. In einem solchen Gespräch antwortet Hannah auf Miriams Frage, wie es ihr gehe, mit „Weiß nicht... Nicht so gut“ (G 34). Der immer noch regelmäßige SMS-Kontakt mit Jakob tue ihr nicht gut, doch sie könne sich nicht von ihm lösen, und die Jobsuche laufe nach wie vor schlecht: „wenn ich wenigstens irgendwo ein paar Artikel unterbringen könnte... Aber das klappt ja auch nicht!!! :-“ (G 34) Durch die wörtliche Wiedergabe von Hannahs und Miriams Chat entsteht eine in die Welt der neuen Medien verschobene Version jener direkten Rede, die Vellusig als unerlässlich für poetische Darstellungen betrachtet, um aus fiktiven Personen sagende – in diesem Fall tippende –, glaubende, hoffende Gestalten werden zu lassen.<sup>335</sup> Die dem Kommunikationsmittel eigene Zeitlichkeit, also das wie-

<sup>333</sup> Vgl. Payk, *Depression*, 34.

<sup>334</sup> Interessant ist, dass die Leser:innen auf zwei Imaginationsebenen wandeln: Sie imaginieren Hannahs Realität (Hannah, die im Bett liegt), und darüber hinaus Hannahs Imagination (Hannah, die sich den Weg in die Küche bahnt).

<sup>335</sup> Vgl. Vellusig, *Das Erlebnis und die Dichtung*, 23f.

derholte Warten auf eine Antwort zwischen den einzelnen Kurznachrichten, wird von Gösweiner als mimetisches Darstellungsmittel aufgegriffen. Der:die Leser:in begleitet den Nachrichtenaustausch in Echtzeit und fühlt sich dadurch beinahe selbst als Teil des Chat-Verlaufs: „Es kam ein Smiley und dann, nach ein paar Sekunden, die Frage“; „Der Cursor blinkte eine Weile, weil keine der beiden schrieb, dann tippte Hannah“; „Hannah wartete auf Miriams Antwort. Irgendwann tippte sie: ‚Bist du noch da?‘ [...] Sie schickte noch ein Fragezeichen“. (G 34f) Das Verwenden der für Chat-Kommunikation typischen, typographischen Stilistik (Emojis, emphatische Interpunktion) unterstützt ebenfalls die mimetische Darstellung des Skype-Gesprächs. Dieser trotz trauriger Emojis und emphatischer Rufzeichen immer noch eher harmlose Chat-Verlauf ist die konkreteste und expliziteste, an eine andere Person gerichtete Verbalisierung von Hannahs negativer Gefühlslage im gesamten Roman. (Man erinnere sich: Hannah nimmt täglich Beruhigungstabletten und hat sich bereits ein Mal selbst verletzt.) Die Chat-Verbindung bricht ab, bevor Miriam antworten kann und Hannahs leiser, aber für ihre Verhältnisse äußerst vehementer Hilferuf bleibt ungehört. Hannah empfindet ein Gefühl der Aussichtslosigkeit (vgl. G 36). In dieser besonders negativen Ausgangsstimmung ereilt Hannah ihre erste Panikattacke.

### ***Die Angst vor dem Absturz und depressives Verstummen***

Ein YouTube-Video eines verunglückten Basejumpers, auf das sie beim Browsen stößt, löst in Hannah derart starke Angstgefühle aus, dass sie aus dem Bibliothekssaal auf eine Toilette flüchten muss.

*„Ihr Herz klopfte. [...] Sie konnte nicht mehr atmen. Ihr war, als drücke ihr jemand gewaltsam die Kehle zu. Sie schnappte ein-, zwei mal vergeblich nach Luft. [...] Ihr ganzer Körper schien sich innerlich zusammenzukrampfen. [...] Ihr wurde schwarz vor Augen und sie glaubte schon, jeden Augenblick ohnmächtig zu Boden zu sinken, auf den Fliesenboden zu knallen, sich dabei zu verletzen, am Kopf, selbst zu sterben, jetzt, hier, allein.“ (G 37f)*

Hannah hat ihre erste heftige Panikattacke. „Immer wieder hatte Hannah in diesen Wochen solche kleinen Anfälle von Atemnot gehabt, zuhause, wenn sie im Bett lag und versuchte, einzuschlafen“ (G 39), doch noch nie so stark wie jetzt. Die Beschreibung der Panikattacke knüpft, neben der vordergründigen Darstellung von Atemlosigkeit und Herzzrasen durch kurze, scheinbar nebensächliche Einschübe zusätzlich an die Sinneswahrnehmung des:der Leser:in an: Hannah hört die Tür der Toilette „ins Schloss fallen“ (auditiv), Hannah „wurde schwarz vor Augen“, ihre „Knöchel traten weiß hervor“ (visuell), sie spritzt sich „eiskaltes Wasser ins Gesicht“ (taktil) (G 38). Gösweiner versucht mittels dieser Strategien mimetischer Darstellung auch jene Leser:innen in ihrem imaginatorischen Bann zu halten, die Panikattacken nicht kennen. Warum Hannah so heftig reagiert, lässt sich wie folgt erklären: Der stür-

zende Basejumper ist als Sinnbild von Hannahs Angst vor dem Absturz zu verstehen. Was Hannah bisher zu verdrängen versucht hatte, wird ihr nun bildlich vor Augen geführt: ihre Angst, in Berlin zu scheitern. „Eben hatte [der Basejumper] noch in die Kamera gegrinst“, heißt es, nur wenige „Augenblicke später war er nach unten aus dem Bild gefallen, er war nicht mehr geflogen, er war gefallen. Er musste den Fels touchiert haben.“ (G 37) Die Leser:innen erinnern sich an jene Hannah zu Beginn des Romans, die dem Volontariat freudig entgegentritt, die stolz ist, mutig genug zu sein, den „Absprung“<sup>336</sup> nach Berlin zu wagen. Und nun, gefühlt nur wenige Augenblicke später – das Volontariat verging unwirklich schnell (vgl. G 19) –, sehen sie die Hannah der Gegenwart, die, arbeitslos und allein, kurz vor dem sozialen und finanziellen Absturz steht. Denn ohne Job ist Hannah gezwungen, jeden Euro abzuwägen, den sie ausgibt (vgl. G 30), und ohne Arbeitskontakte oder Geld für Freizeitangebote findet sie, als weitere Konsequenz, keinen sozialen Anschluss. Hannah empfindet ihre eigene Lage offenbar, denn sonst hätte sie keine Panikgefühle, bereits als gefährlich. Doch sie kann und will sich dies nicht eingestehen und es deshalb auch nicht mitteilen. Selbst mitten in der Panikattacke achtet Hannah darauf, sich nach außen hin normal zu verhalten, um kein Aufsehen zu erregen: „Sie bemühte sich [beim Verlassen des Bibliothekssaals], nicht zu laufen, damit man ihr nicht nachsah“ (G 38). Und doch wünscht sich ein Teil von ihr, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen, von irgendjemandem in ihrer Not erkannt zu werden, um endlich über ihre Gefühle sprechen zu können (vgl. G 39). Ein Traum macht Hannahs Angst- und Schamkomplex noch deutlicher: Hannah wird zum Sprung in den Tod, zum Basejump ohne Wingsuit, gezwungen. Sie wird von einem fremden Mann ergriffen und:

*„wollte sich wehren, aber sie war zu schwach, sie wollte sprechen, etwas zu ihm sagen, aber sie konnte nicht. Kein Wort brachte sie über die Lippen [...] Sie waren dem Abgrund bereits nah gekommen. Warum unternahm niemand etwas? Warum half ihr niemand? Es sahen doch alle, dass sie nicht springen wollte. Sie schrie. Sie schrie aus voller Kehle“* (G 39f)

– doch niemand hilft ihr. Hannah hat im Traum genau wie im echten Leben Kommunikationsprobleme: Sie kann sich ihrem Exfreund Jakob nicht offenbaren, weil sie sich ihres Versagens wegen schämt, denn immerhin ist aufgrund ihrer Entscheidung, das Risiko des Absprungs zu wagen, ihre Beziehung kaputt gegangen (vgl. G 94f). Miriam öffnet sich Hannah zwar am meisten, aber nie ganz – denn die Freundschaft scheint für eine solche emotionale Bedürftigkeit noch nicht erprobt, da Jakob jahrelang ihre erste Bezugsperson war (vgl. G 104f). Die wenigen, leise hilfesuchenden Textnachrichten (wie im obigen Chat-Verlauf), die sich

336

Die Metapher lässt sich weitertreiben: Hannahs ‚journalistische Technik‘ (vs. ‚sportliche Technik‘) reicht am Jobmarkt offenbar nicht aus, um den ‚Absprung‘ in einen karrierebedingten ‚Höhenflug‘ zu verwandeln.

Hannah zugesteht und verschickt, bleiben in ihrer Dramatik unerkannt, werden nicht ernst genug genommen und die Reaktion ihrer Empfänger:innen ist nicht das, was Hannah sich erhofft. Manchmal lassen sich diese mit dem Antworten außerdem Zeit: Der Topos des Wartens auf eine tröstende Antwort, der wiederholte Blick auf den Computer oder das Handy, um etwas Aufmunterndes oder Ablenkendes zu lesen, durchziehen den Roman. Das Herstellen sozialer Kontakte mit Gleichaltrigen in Berlin ist Hannah ebenfalls nicht möglich, da sie es nicht schafft, mit ihnen zu kommunizieren (vgl. G 48 und G 51). Dieses Phänomen beobachtet Kristeva als häufige Symptomatik depressiver Ausdrucksweise: Depressive verstummen.<sup>337</sup> Laut schreien kann Hannah nur im Traum.

Im Frühling wird Hannah zu einem Bewerbungsgespräch bei einer großen Berliner Tageszeitung eingeladen. Sie freut sich sehr über die neue Chance, die man ihr gibt, und das Interview verläuft gut (vgl. G 46). Vor dem Gebäude der Zeitung befindet sich ein Plakat, das ein Foto eines fallenden Mannes zeigt. *La chute, der Fall*, ist der Titel des Fotos, und es wirbt für eine Fotoausstellung namens *Variation sur le thème du saut dans le vide – Variation über das Thema des Sprungs in die Leere*. Das Foto ist kurz vor dem Aufprall geschossen, der Mann fällt mit dem Kopf voran und hat keine Chance mehr, sich zu retten. Die Szenerie ist städtisch, vielleicht ist er von einem Haus gestürzt (vgl. G 46f) – die Bedrohung des Aufpralls rückt dadurch noch näher in Hannahs Lebenswelt als durch das Video des Basejumpers in den Bergen, das sie sich noch „so viele Male auf YouTube angeschaut hatte“ (G 47). Als wäre das Plakat vor dem Zeitungsgebäude ein schlechtes Omen gewesen, erhält sie wenige Tage später eine Absage. Hannah ist darüber unglaublich enttäuscht. „Was machte sie hier überhaupt? [...] Sie hatte so gehofft, dass man sie nehmen würde, dass dieser Zustand endlich aufhörte – endlich. [...] [E]s hatte ja alles doch keinen Sinn, es war hoffnungslos, man wollte sie nicht.“ (G 49) Hannah erinnert sich an das Plakat vor dem Redaktionsgebäude und versetzt sich dabei aktiv in die Rolle des Stürzenden:

„Wie sich das wohl anfühlen würde, der Aufprall? Aber es würde ihr ja nicht gelingen, sich so wie dieser Mann fallenzulassen, kopfüber, ohne die Hände schützend vor sich auszustrecken. Ihr Gehirn würde sie übertölpeln, es würde ihre Arme vorschnellen lassen, den Aufprall abzufangen versuchen.“ (G 54)

In diesem dunklen Moment der erneuten Ablehnung und Enttäuschung hat Hannah zum ersten Mal Selbstmordgedanken – auch wenn sie sich den suizidalen Akt (noch) nicht zutraut. Die Situation ist eingebettet in einen Spaziergang in der Natur, die Sonne scheint, der Wind weht, die Vögel zwitschern und Hannah denkt, „es wäre schön, sich hier ins Gras fallen zu lassen.“ (G 54) Gösweiner schafft es durch diesen kurzen Satz, wieder eine Brücke von Altem

<sup>337</sup> Vgl. Kristeva, *Schwarze Sonne*, 43 und 263.

zu Neuem, von Bekanntem zu Unbekanntem zu schlagen. Die Metapher des Absturzes ist an dieser Stelle bereits etabliert und für den:die Leser:in kognitiv verständlich. Was hier hinzukommt, ist die Erlebnisebene, das imaginative *Erleben* des Fallens durch die Leser:innen: Die meisten dürften sich schon einmal an einem warmen Sommertag ins Gras fallen lassen haben, wenn auch vielleicht nur als Kind, und wissen, wie sich ein solcher Fall anfühlt (das entspannte Loslassen, der angenehme, kurze Kick, bevor man vom warmen Gras aufgefangen wird). Gösweiner überträgt dieses bekannte Gefühl des Fallens auf Hannahs düstere Situation und auf ihren Wunsch, in den Tod zu fallen. Die Leser:innen werden von Gösweiner in dieser, ihnen wahrscheinlich unbekannten Situation des Suizidwunsches und seiner potenziellen Umsetzung in ihrer Imagination so gekonnt angeregt, wie unter den gegebenen Umständen nur möglich.

Um ein Ventil für ihre Wut und Ohnmacht zu finden, schneidet sich Hannah am selben Tag die Haare kurz ab (vgl. G 55f) – ein Topos, der Veränderung andeutet. Passend nimmt Hannah am nächsten Tag einen Job als Kellnerin in einem Café an. Gefühle der Sinnlosigkeit und der Hoffnungslosigkeit treten in den Hintergrund – der „Zustand“ (G 49) hat endlich aufgehört, ihre Gemütslage bessert sich und bleibt über die nächsten Wochen stabil; Hannah hat eine geregelte Tagesstruktur, steht früh auf, braucht keine Tabletten mehr und hat durch Chef und Gäste sozialen Kontakt (vgl. G 59). Erst ihr 30. Geburtstag bringt ein erneutes Tief – ihr aktuelles Leben erscheint ihr wie eine Niederlage, als Journalistin hat sie versagt, sie hat keinen Partner, wenige Freunde und ist aus Geldnöten dazu gezwungen, ihren alten Studentenjob auszuführen. Niemand außer Miriam meldet sich bei ihr, sie wandert allein durch Berlin. Es taucht, denn jeder emotionale Tiefpunkt Hannahs wird dadurch markiert und verstärkt, erneut das Motiv des Fallens auf: Hannah beobachtet ein kleines Mädchen bei ersten Gehversuchen. „Es fiel hin. Es blieb am Boden liegen. Es schrie. Niemand kam.“ (G 81) Als kurz darauf doch jemand kommt, hört das Kind auf zu weinen und fängt an zu lachen. Im Gegensatz zu Hannah bekommt das Kind sofort Hilfe, da es schreit. Hannah erinnert sich, dass sie, wenn sie als Kind hingefallen war, sofort wieder aufgestanden ist, allein und ohne zu schreien. Vielleicht hat Hannah also nie gelernt, um Hilfe zu rufen. Dies hat sich im Erwachsenenalter nicht geändert – „es wurde nur mit jedem Mal mühsamer und schien länger zu dauern, bis man wieder hochkam“ (G 81). Abends erfährt Hannah in einem Telefonat, dass Jakob aus der alten, gemeinsamen Wohnung ausgezogen ist, muss weinen und verliert endlich ihre „Haltung, die sie den ganzen Tag über zu bewahren versucht hat“ (G 91). Es werden Dialoge zwischen Hannah und Jakob wiedergegeben, am Telefon und dann per SMS, ein mimetisches Poetisierungsmittel wie oben beschrieben. Hannah ist wütend und wirft alte, gemeinsame Fotos im Raum herum, zusammen mit Kissen, einer Decke und beinahe auch einer Flasche Wein. „Laut klirren sollte es, dachte Hannah, wie sie das erleichtern würde, wenn es ganz laut klirren würde und alles in Scherben läge, alles.“ (G 94f) Hannahs wütende Verzweiflung ist durch das Verwenden des bekannten Topos der expressiven Zerstörung von Glas oder Keramik – visuell, aber vor allem auditiv unterstützt – eingängig imaginierbar.

### ***Der finale Zusammenbruch und Remission***

Hannahs letzter – und größter – Zusammenbruch bedeutet das vorläufige Ende ihres Berlin-aufenthaltes: Der ältere Journalist Stein, den Hannah im Café kennenlernt und den sie über mehrere Wochen hinweg trifft, bedeutet für Hannah die letzte Chance, doch noch – über ‚Beziehungen‘ – den Einstieg in eine erfolgreiche Journalist:innenkarriere zu schaffen. Als sich diese Chance (die, wenn auch von sekundärer Wichtigkeit, ebenfalls als Chance auf eine neue Liebesbeziehung nach ihrer Trennung darstellt) nach mehreren Anläufen endlich als Sackgasse herausstellt (vgl. G 117ff), hat Hannah wieder eine Panikattacke: „[D]as alte Gefühl war plötzlich da, keine Luft zu bekommen“ (G 123). Ihr ist schwindelig, sie ist desorientiert, läuft deshalb unbedacht vor ein Taxi, wird angefahren und stürzt (vgl. G 124). „Hannah fiel“ (G 124), heißt es, und diesem kurzen Aussagesatz wird eine eigene Zeile eingeräumt, um ihn visuell im Textbild hervorzuheben, vom Lesefluss durch Absätze – Atempausen – leicht abzuheben und dadurch seine Wichtigkeit zu markieren. Endlich hat sich die Drohung, die Prophezeiung des Fallens und des Sturzes, bewahrheitet – wenn auch anders als erwartet –, in der noch verzeihlichen Form eines gebrochenen Armes. Die Panikattacke selbst ähnelt in ihrer poetischen Darstellung jener in der Bibliothek. Was die Leser:innen hier außerdem in Hannahs Erlebniswelt eindringen lässt, ist der imaginative Nachvollzug ihrer desorientierten Bewegungen in Echtzeit, als sie, den Heimweg suchend, den Bahnhofsvorplatz durchquert (vgl. G 124). Im Krankenhaus hat Hannah am nächsten Tag erneut eine Panikattacke. Jakob schreibt ihr, dass er Vater geworden ist, und sie fügt sich selbst körperlichen Schmerz zu, um sich von ihrer Wut und ihrer Trauer abzulenken (vgl. G 129f). Als Hannah zuhause bei ihren Eltern ihren Bruch auskuriert, ist ihr Verhalten apathisch: „Sie war auf dem Balkon in der Sonne gesessen oder im Schatten, hatte in die grüne Gegend gestarrt, schweigend und wie versteinert war sie dagesessen, während sie darauf wartete, dass ihr Arm wieder heil wurde“ (G 134). Sie isst kaum, redet wenig und lacht nicht (vgl. G 136) und ihre Eltern machen sich zunehmend Sorgen. Sie scheint von der Depression eingenommen zu sein: „Es tat ihr leid, dass sie ihren Eltern Kummer machte, doch etwas in ihr ließ sie trotzdem weiterschweigen und in die Ferne starren“ (G 136) – so, als wirke eine fremde Macht auf Hannah ein. Ihren Eltern war „ihre eigene Tochter so rätselhaft geworden in diesem letzten Jahr“ (G 137), und auch Hannah findet, „sie hatte kaum noch etwas mit dem Mädchen zu tun [...], das sie gewesen war, als sie vor fast einem Jahr nach Berlin gekommen war“ (G 140). Hannah muss nach dieser Phase der Depression ihr eigenes Ich erst wieder aufbauen, das die Krankheit in Teilen zerstört hat.<sup>338</sup> Und dieser Prozess beginnt in dem Moment, als Miriam ihren Beistand braucht, weil ihr gekündigt wurde. „[P]lötzlich war Hannahs Agonie vorbei und sie dachte, die ganze Zeit hatte sie gar nicht darauf gewartet, dass ihr Arm heilen würde, sondern darauf, dass Miriam sie

<sup>338</sup> Man denke an Solomons Eichenbild – wenn der Schmarotzer Depression entfernt wird, muss die Eiche erst neue Triebe bilden (vgl. Solomon, *Saturns Schatten*, 18.).

brauchte.“ (G 136) Nachdem Jakob sie nicht mehr gebraucht hatte, der Arbeitsmarkt sie nicht brauchte und sie scheinbar für die ganze Gesellschaft überflüssig war, fühlt sich Hannah, „[a]ls wäre sie ein neuer Mensch“ (G 137), da sie als Person gefragt ist.<sup>339</sup> Als sie also nach Berlin zurückkehrt, um Miriam beizustehen, ist Hannah optimistisch, einen Neubeginn zu schaffen und die Ereignisse des letzten Jahres hinter sich zu lassen: „Von hier nehmen, das musste man das Leben“ (G 141).

### ***Die Auflösung des zentralen Motivs und das Ende der Depression***

Die finale Szene des Romans zeigt Hannah auf der Dachterrasse von Miriams Wohnung, Miriam würde erst am nächsten Tag kommen. Ein letztes Mal wird das zentrale Motiv des Fallens aufgegriffen – und aufgelöst. An der Balustrade stehend ist Hannah erneut fasziniert von der meterweiten Leere unter sich. Ihr Ausblick gleicht, wortwörtlich ident beschrieben (G 47 und G 141), der Szenerie auf dem Foto *La chute*. Der Ort der Gefahr und der suizidalen Faszination war also von Anfang an auf (meta-)physische Weise mit ihr verbunden – er war immer in ihrem Wohnhaus. Durch diese Enttarnung wird deutlich, wie nah Hannah dem Absturz – metaphorisch und realweltlich – die ganzen Monate in Berlin über war; gleichzeitig verliert das Motiv durch die konkrete Verortung jedoch auch seine Bedrohlichkeit. In Erwartung Miriams fühlt Hannah kein echtes Verlangen mehr zu springen und kann sich endlich davon distanzieren: „Sie dachte an Miriam, die jetzt in Moskau ihre Sachen packte und in ein paar Stunden im Flieger nach Berlin sitzen würde. Sie hatte versprochen, sie vom Flughafen abzuholen, sie hatte versprochen da zu sein. Und mit einem Ruck zog Hannah ihren Oberkörper zurück.“ (G 141) Die Angst vor und gleichzeitig der Wunsch nach dem Absturz, dem Fall, dem Aufprall und dem Tod betrifft Hannah nicht mehr. Die Depression endet nun, da Hannah endlich wieder vom Leben gebraucht wird.

#### **6.1.2 Die Ursachen der Depression**

Zu Beginn des Romans findet sich ein Zitat des Soziologen Zygmunt Bauman, das als literarisches Motto mit proleptischer Funktion zu sehen ist: Den gesellschaftlichen Forderungen der individualisierten Spätmoderne nachzukommen, „[b]eing an individual *de jure*, means having no one to blame for one's own misery, seeking the causes of one's own defeats nowhere except in one's own indolence and sloth, and looking for no remedies other than trying harder and harder still.“ (G 5)<sup>340</sup> Die Autorin zeichnet ihre Protagonistin im Verlauf des Romans als Prototyp eines solchen *individual de jure*: Man denke an Hannah als Kind, das nach jedem Sturz wortlos wieder aufgestanden ist, ohne getröstet werden zu wollen – man denke an die erwachsene Hannah der Gegenwart, die die Schuld für ihr ‚Versagen‘ am journalistischen Jobmarkt

<sup>339</sup> Der Psychiater Viktor Frankl sagt, ein Gefühl von Sinnlosigkeit und damit verbundenem psychischen Leid ließe sich verringern oder sogar auslöschen, wenn man die Erfahrung macht, vom Leben gebraucht zu werden. (vgl. Viktor Frankl, *Wer ein Warum zu leben hat: Lebenssinn und Resilienz* (Weinheim: Beltz, 2017).)

<sup>340</sup> Zygmunt Bauman, *Liquid Modernity* (Cambridge: Polity Press, 2000), 38.

nur bei sich selbst sucht und trotz wiederholter Absagen und zunehmend schlechter psychischer Verfassung nicht aufhört, sich immer wieder zu bewerben. Die Wahl des Zitates zeigt außerdem, dass Gösweiner sich mit dem Thema des Romans nicht nur literarisch beschäftigt, sondern sich ihm auch sozialwissenschaftlich angenähert hat – was gleich zu Beginn der Lektüre den Fokus auf die Rolle der Gesellschaft in Bezug auf jene ‚traurige Freiheit‘ legt, die für Hannahs Geschichte titelgebend ist. Die Hypothese dieser Arbeit, nach der gesellschaftliche Prozesse der Spätmoderne als primäre Ursache depressiver Erkrankungen vieler Millennials zu identifizieren seien, scheint hier bewusst literarisch inszeniert zu sein.<sup>341</sup> Andeutungsweise bestätigt findet sich diese Vermutung immer wieder im Laufe des Romans, am deutlichsten aber in folgender Passage: Als sich Hannah an einem ihrer größten emotionalen Tiefpunkte befindet (von einer großen Berliner Tageszeitung erneut abgelehnt, enttäuscht und voller Selbstzweifel) und sogar Selbstmordgedanken hat (vgl. G 49ff), reflektiert sie über die Lebenswelt ihrer Generation und offenbart damit die Verwobenheit ihrer Depression mit der Generationsthematik. Die Textstelle fällt unter die Kategorie „Literatur als Analyse“<sup>342</sup> nach Kuzmics und Mozetič; das folgende Zitat lässt sich mit den zuvor ausgearbeiteten theoretischen Begrifflichkeiten der Sozialwissenschaften verbinden und um sie ergänzen, doch die Hauptursache von Hannahs Depression ist hier bereits reflektiert und ausgedrückt:

*„Als Hannah jünger war, hatten alle Erwachsenen<sup>343</sup> immer gesagt, sie sei glücklich, gehöre zu der Generation, der alle Wege offenstünden. Man könne alles werden, alles sein, hieß es, alles sei möglich, das sei die totale Freiheit. Aber das stimmte nicht, dachte Hannah, das stimmte überhaupt nicht. Niemand brauchte sie. Niemand wollte sie. Sie war zu nichts nütze.“ (G 52)*

<sup>341</sup> Gösweiner, die nicht nur Schriftstellerin, sondern auch Literaturwissenschaftlerin ist, beschäftigt sich in ihrer Dissertation mit dem Phänomen der Einsamkeit in der Postmoderne, verfügt also über umfassendes soziologisches Wissen zum Thema. (Friederike Gösweiner, *Einsamkeit in der jungen deutschsprachigen Literatur der Gegenwart* (Innsbruck: Studien-Verlag, 2010).)

<sup>342</sup> Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 26f.

<sup>343</sup> Es fällt auf, dass die Bezeichnung „die Erwachsenen“ recht allgemein gehalten ist und so stellvertretend für die ganze Gesellschaft stehen kann. Hannahs eigene Eltern scheinen ein solches Bild nicht zu vermitteln. Sie sind zwar stolz auf Hannahs Bemühungen in Berlin, darauf, dass „sie nicht unterzukriegen sei“ (G 90) und unterstützen Hannahs Entscheidung, sich als Journalistin in Berlin zu versuchen, sogar indirekt finanziell durch eine private Pensionsvorsorge, weil ihre „aktuelle Situation diese Art Weitblick unmöglich macht“ (G 90) – doch sie scheinen keine unrealistischen Erwartungen auf Hannah zu übertragen. Im Gegenteil, als sie gegen Ende des Romans merken, wie schwer der von ihr eingeschlagene Weg für Hannah ist, wünschen sie sich eher, Hannah würde noch eine Ausbildung machen und „etwas Handfestes“ (G 135) lernen. Die zuvor herausgearbeitete These, Millennials seien überbehütet von ihren Eltern und hätten deshalb ein verzerrtes Selbstbild, scheint in Hannahs Fall nicht, oder in nur sehr geringem Maße zuzutreffen. Zutreffend ist jedoch, dass Hannah wie viele Ypsilonen:innen aufgrund ihrer offenen Lebensläufe und unsicheren Lebenssituationen noch im Alter von 30 Jahren finanzielle Unterstützung ihrer Eltern annimmt.



Die scheinbare ‚totale Freiheit‘ wird für Hannah zur ‚traurigen Freiheit‘, denn sie ist eine Illusion, wie sowohl Hannah als auch Ehrenberg feststellen. Hannah, Prototyp einer Ypsilonerin, *kann* nämlich nicht nur alles werden, sondern *muss* diese Chance, dieses ‚Glück‘ nutzen, sich selbst zu verwirklichen. Hannah unterliegt dem von Ehrenberg formulierten Selbstverwirklichungszwang<sup>344</sup> und trifft demnach die Entscheidung, nach Berlin zu ziehen, nicht – oder nicht gänzlich – aus sich selbst heraus. Diese Fremdbestimmtheit ist nicht sofort zu erkennen, weder für die Leser:innen noch für Hannah selbst, denn eingangs formuliert sie klar den Wunsch, nach Berlin zu gehen: „Ich möchte doch nur sehen, ob ich überhaupt gut genug bin. Ob ich eine Chance habe in Berlin“ (G 7), „[e]s ist eine Wahnsinnschance für mich, verstehst du? [...] Das ist großartig“ (G 11), sowie stärker: „Sie wollte tatsächlich weg von hier“ (G 10). Gleichzeitig erfolgt jedoch die Entscheidung, die berufliche Selbstverwirklichung endgültig über ihr Privatleben, ihre Beziehung zu stellen und sich zu trennen, in einem Zustand der Entfremdung<sup>345</sup>:

*„[E]s war Hannah [...], als spräche jemand anderer an ihrer Stelle, sie wusste nicht, woher die Entschlossenheit in ihrer Stimme plötzlich kam. Irgendwas in ihr hatte sie diesen Satz sagen lassen [...], als sei sie sich sicher, dass sie sich beide trennen sollten. Dabei wollte sie das doch gar nicht [...] Sie sah sich selbst zu wie einer fremden Person [...] Was tat sie denn da überhaupt?“ (G 13f)*

Von auf Hannah von außen einwirkenden Prozessen und Zwängen zu sprechen, scheint also durchaus berechtigt. Gleichzeitig ist Hannah mit jenem Phänomen konfrontiert, das Hurrelmann und Albrecht als besonders problematisch für die Generation Y aufzeigen: Die Situation am Arbeitsmarkt ist so schwierig, dass Hannah das Gefühl hat, von der Gesellschaft nicht gebraucht zu werden und in ihr keinen Platz zu haben. Und das, obwohl sie sich bemüht, allen Forderungen des Arbeitsmarktes gerecht zu werden. Hannah möchte hart arbeiten, sie akzeptiert die Prämissen der Eigeninitiative, der Originalität, der Motivation und der Positivkonditionierung inmitten des harten Konkurrenzkampfes (explizit gemacht in den Reden ihrer Chefredakteure in G 20: „Für Sie heißt es jetzt: Kämpfen! [...] [L]assen Sie sich etwas einfallen, seien Sie originell“ und G 45: „Bei der Fülle an Bewerbern müsse man [durch abschreckend niedrige Bezahlung] selektieren. [...] Ihnen gehe es darum, dass an dem Programm nur dieje-

<sup>344</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 4.

<sup>345</sup> Die Entfremdung von den eigenen Handlungen führt Hartmut Rosa auf den Prozess der sozialen Beschleunigung zurück (vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 100) und die Macht des Zeitregimes auf die heutige Gesellschaft spielt auch für Hannah eine entscheidende Rolle: Hannah wird bald 30 Jahre alt, dieses Jahr in Berlin ist also vielleicht ihre letzte Chance, im Bewerbungsdschungel erfolgreich zu sein, bevor sie irgendwann ‚zu alt‘ ist. Der Raum ist der Zeit in Hannahs Entscheidung untergeordnet, wie Rosa es ebenfalls beobachtet (vgl. ebda, 21): Ein Umzug nach Berlin ist kaum nennenswert, solange man die Zeit dort effektiv nutzt.

nigen teilzunehmen, die das auch richtig wollten“). Hannah akzeptiert auch die Spielregeln der „Generation Praktikum“<sup>346</sup>: „Sie war Volontärin und würde alles tun, was man ihr sagte, von der ersten bis zur letzten Minute, und zwar bestmöglich, mit vollem Einsatz, gutgelaunt.“ (G 20) Hannah will nichts mehr, als sich zu beweisen: Sie zieht das Arbeiten an Artikeln freizeitlichen Aktivitäten vor (vgl. G 19) und ist stolz, wenn sie aus Arbeitseifer heraus primäre Bedürfnisse wie Essen oder Trinken vergisst (vgl. G 46). Hannah verhält sich also völlig systemkonform, handelt so, wie es die spätmoderne Arbeitsgesellschaft, skizziert durch Ehrenberg und Han, verlangt: Sie beutet sich selbst aus, scheinbar aus eigenem Willen, ohne Fremdzwänge, sie ist Arbeiterin und strenge Aufseherin in einem. Hannah, das unbeirrbar *individual de jure* ist der Prototyp des gespaltenen Leistungssubjektes.<sup>347</sup> Depressiv wird Hannah nicht durch die Arbeitsanstrengung an sich, sondern dadurch, dass sie ihr Ziel, sich als erfolgreiche, junge Journalistin selbst zu verwirklichen, trotz aller Bemühungen und Opfer nicht zu erreichen vermag. Es gibt nicht unendlich viele Stellenangebote im Journalismussektor,<sup>348</sup> und es *kann* sich nicht jede:r, die:der den Wunsch danach hat, als Journalist:in behaupten. Das Versprechen ‚totaler Freiheit‘, mit dem Hannah und der Rest ihrer Generation aufgewachsen sind, erweist sich also, mit den realen Umständen konfrontiert, als nicht einlösbar. Es ist eine kapitalistische Strategie, eine Täuschung, mit dem Ziel, den dadurch entstehenden Konkurrenzdruck der Bewerber:innen auszunutzen und die Arbeitsumstände noch menschenunwürdiger, aber gewinnerträglicher zu gestalten. Hannah macht also freiwillig im ausbeutenden System der unterbezahlten Praktika mit, da sie denkt, dass sie all das wirklich will – und merkt nicht, dass sie vor allem als fleißige und billige temporäre Arbeitskraft ausgenutzt wird.

Einzelne Biografien erfolgreicher Gleichaltriger müssen als trügerischer Beweis herhalten, um die Illusion der ‚totalen Freiheit‘ aufrechtzuerhalten – was bewirkt, dass die Nicht-Erfolgreichen nicht anders können, als die Schuld für ihr Versagen bei sich selbst und der eigenen Leistung zu suchen, da Erfolg ja offenbar *möglich* ist.<sup>349</sup> Auch Hannah kennt solche Menschen in ihrem Alter, „die es geschafft hatten“ (G 53) und die sie als Maßstab verwendet: „Jakob etwa. Keinen Tag arbeitslos. Und eine Schulfreundin, Elisa, hatte ihr kürzlich gemailt, dass sie im Herbst ihren Freund [...] heiraten würde und dass ihr die Arbeit bei EADS nach wie vor sehr gut gefiele.“ (G 52f) Vor allem ihre Freundin Miriam ist durch ihre Erfolge als Journalistin in Berlin und Moskau ein solches Vorbild (vgl. G 16). Hannah, die es nicht schafft, ebenso erfolgreich am Jobmarkt Fuß zu fassen, fühlt sich im Vergleich mit jenen, die

<sup>346</sup> Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 28.

<sup>347</sup> Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 23.

<sup>348</sup> Geht man davon aus, dass der Arbeitsmarkt für bestimmte Jobs generell momentan eher gesättigt ist, scheint es so, als würde sich der Kapitalismus trotz dieser Sättigung trainierte, gerüstete, allzeitbereite Ersatz-Arbeiter halten, ähnlich einem Ersatzspieler beim Fußball oder einem Berufssoldaten in Friedenszeiten, nur, um für den Fall des Wirtschaftsaufschwungs mit genügend Mannesstärke zu noch ertragreicherer Produktion bereit zu sein.

<sup>349</sup> Ehrenberg beobachtet einen Wechsel der leitenden Dichotomien „erlaubt–verboten“ in der Normativgesellschaft zu „möglich–unmöglich“ in der Gesellschaft des Spätkapitalismus (vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 8.). „Nichts ist unmöglich“ (Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 23) lautet das erschöpfende Motto der Spätmoderne.

Hurrelmann als die Leistungselite der „Macherinnen und Macher“<sup>350</sup> bezeichnen würde, als Versagerin: „Die Wahrheit war, sie war ein Nichts. Sie hatte keine Arbeit, sie mietete keine Wohnung, sie zahlte keine Steuern. Sie trug nichts zum Bruttosozialprodukt bei, sie leistete keinen Beitrag fürs Allgemeinwohl.“ (G 54) Hannah teilt somit das Schicksal vieler Millennials, die es aufgrund der schwierigen Situation am Arbeitsmarkt nicht (oder erst sehr spät) schaffen, den Entwicklungsschritt ‚Bilden und Qualifizieren‘ nach Hurrelmann und Quenzel erfolgreich abzuschließen und dadurch ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft zu werden.<sup>351</sup> Doch anstatt die Gründe für diesen Umstand systemisch betrachten zu können, verurteilt sie sich selbst für ihr vermeintliches Versagen, hat ein zunehmend schlechtes Selbstwertgefühl und wird depressiv.

Um die kapitalistische Täuschung, von der oben die Rede war, vollführen zu können, braucht es noch eine weitere Strategie – und auch deren Existenz deckt Hannah in ihrer Reflexion über ihre Generation auf, auch wenn sie sie nicht zu identifizieren vermag: „Alles war möglich, immer wieder hatte sie das gehört. Aber nie hatte sie daran gedacht, dass das auch Scheitern implizierte. Niemand dachte daran, dass auch Scheitern eine Möglichkeit war. [...] Wie konnten das alle nur vergessen?“ (G 53) Die Antwort findet sich im von Beck formulierten Risikozwang: Die Möglichkeit des Scheiterns wird nicht kollektiv vergessen, sondern verdrängt – so wie grundsätzlich alle möglichen negativen Konsequenzen einzugehender Risiken zugunsten der Verfügbarkeit des Individuums am Arbeitsmarkt verdrängt werden.<sup>352</sup> Wie stark dieser Verdrängungsprozess ist, wird deutlich, als Hannah unmittelbar nach Ende des Volontariats vor dem Redaktionsgebäude steht und nicht weiß, wohin sie gehen soll (vgl. G 23) – und ihre Depression beginnt. Dass Hannah in der Konjunktur der Risikogesellschaft gefangen ist, manifestiert sich in der Sprache nur indirekt: Da Risiken ein „Vermeidungsgut“<sup>353</sup> sind, wie Beck es ausdrückt, deren Nicht-Existenz bis auf Widerruf angenommen wird, kommt das Wort „Risiko“ nur einmal explizit vor: Zu Beginn des Romans spricht Hannah vom Risiko, die Beziehung mit Jakob durch ihre Entscheidung, nach Berlin zu gehen, aufs Spiel zu setzen (vgl. G 9). Der erste, große Schritt, nach Berlin zu gehen, wird also durchaus als riskant wahrgenommen – wenn auch die möglichen negativen Konsequenzen der Einsamkeit, der Depression und auch der finanziellen Unsicherheit weitgehend ausgeblendet werden. Dass Hannah jedoch eine riskante Entscheidung trifft, nach der abgelaufenen Frist des Volontariats in Berlin zu bleiben und sich der großen Unsicherheit am Jobmarkt auf unbestimmte Zeit auszusetzen, wird nicht benannt. Um die Unsicherheit ihrer Situation zu beenden, muss Hannah neue Chancen ergreifen, die mit neuen Risiken verbunden sind<sup>354</sup> – und diese Risiken

<sup>350</sup> Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 180.

<sup>351</sup> Vgl. Hurrelmann und Quenzel, *Lebensphase Jugend*, 28.

<sup>352</sup> Vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 45.

<sup>353</sup> Ebda.

<sup>354</sup> Hieraus ergibt sich ebenjener Prozess, den Beck die „Reflexivität der Moderne“ (ebda, 28) nennt – immer neue Risiken müssen eingegangen werden, um die negativen Konsequenzen der vergangenen Risiken auszugleichen – ein Teufelskreis.

werden, um den negativen Aspekt zu unterschlagen, als Chancen getarnt und bezeichnet (vgl. G 11, G 41). Die letzte große ‚Chance‘ stellt der verheiratete, ältere Journalist Stein dar: Hannah ist, als sie ihn trifft, durch die Potenzierung negativer Konsequenzen wieder und wieder eingegangener Risiken bereits so verzweifelt, dass sie ihn fast gar nicht mehr als Menschen, sondern in erster Linie als Chance wahrnimmt: „Das erste, was ihr durch den Kopf ging, [...] war, dass er ihr helfen konnte, nein: musste“ (G 63). Er sei ihr „Joker beim Kartenspielen“ (G 65), „etwas Besseres könne ihr karrieretechnisch nicht passieren“ (G 68). Ihre Verzweiflung übertüncht sogar ihr Moralempfinden: Sie ist bereit, den verheirateten Mann zu verführen, zu locken und dann doch hinzuhalten (vgl. G 118f; G 120), bis er ihr endlich hilft, in ein neues, erfolgreiches Leben hinüberzugleiten (vgl. G 115). Dass sie dabei riskiert, einer anderen Person – seiner Ehefrau – zu schaden, verdrängt Hannah. Als diese letzte Chance wieder zu nichts führt, ist Hannah so enttäuscht, dass sie eine folgenschwere Panikattacke hat (vgl. G 123); das offenbar hohe Risiko, das die Beziehung zu Stein durch ihr übergroßes Machtgefälle von Anfang an barg, wurde von ihr verdrängt und die negativen Konsequenzen bringen sie schließlich sogar ins Krankenhaus. Gleich zwei Mal stellt Hannah ihre Karriere über eine (potenzielle) Liebesbeziehung: Zuerst durch die Trennung von Jakob, um die Stelle in Berlin anzunehmen, da sie denkt: „[N]atürlich kann es nicht nur um Arbeit gehen. Aber es kann auch nicht nur um die Beziehung gehen. [...] Man hat ja keine Garantie, dass die Beziehung ewig dauert“ (G 11f) – immerhin war ihr Jakob bereits einmal untreu gewesen (vgl. ebda). Später stellt sie Stein als personifizierte ‚Gelegenheit‘ über Stein als Person, als Mann, der ihr, zumindest äußerlich, prinzipiell gut gefallen würde: „Sie fand ihn attraktiv, er sah gut aus“ (G 67), aber „[i]m Grunde kam es überhaupt nicht infrage, mit Stein etwas anzufangen“ (G 118), „er sollte ihr helfen, dazu sollte ihre Beziehung gut sein“ (G 119). Ihr Verhalten entspricht der von Hurrelmann und Albrecht für Ypsiloner:innen festgestellten typischen Egotaktik<sup>355</sup> – inklusive des von den Autoren genannten Risikos der Einsamkeit, das Hannah schließlich auch ereilt. Auch wenn Hannah die Einsamkeit zusetzt, es bleibt trotzdem der Gedanke, dass ihr beide Männer keine guten, wahrhaftigen Partner gewesen wären: Stein ist verheiratet und will wohl sowieso nur ein bisschen Abwechslung. Ihr langjähriger Partner Jakob ist, obwohl er Hannah liebt, nicht bereit, Kompromisse einzugehen, um Hannah in ihren Entscheidungen zu unterstützen, sondern erwartet immer noch, dass sich das Leben der Frau um die männliche, also seine, Arbeitsmarktbioografie zu drehen hat (vgl. G 7 und G 10). Dass Hannah sich emanzipieren und selbstbestimmt leben will, statt sich von Jakob noch abhängiger zu machen (finanziell und emotional), ist nachvollziehbar. Vielleicht befindet sich Hannah in jener von Beck-Gernsheim beschriebenen „unglücklichen Zwischenphase“<sup>356</sup>, bis Beziehungsmodelle sich wirklich an die moderne Rollenverteilung angepasst hätten und eine echte Partnerschaft möglich sei. Vielleicht ist Hannah, trotz aller Enttäuschungen und Niederlagen, trotz des erlebten Leids zum

<sup>355</sup> Vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 31.

<sup>356</sup> Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 90.

Ende des Romans bessergestellt als zu Beginn: ohne egoistischen Partner, sondern mit einer echten Freundin und Kameradin an ihrer Seite.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass Hannah aufgrund einer Kombination von Faktoren depressiv wird, die für viele Ypsiloner:innen psychisch beanspruchend sind: Hannah beeinflussen die auf kapitalistischen Prinzipien beruhenden Zwänge der Selbstverwirklichung, der Beschleunigung und des Risikos, die sie zu einer überstürzten, entfremdeten Entscheidung bringen, nach Berlin zu ziehen, wo sie an den negativen Konsequenzen des nicht bewusst eingegangenen Risikos zu leiden hat. Arbeitslosigkeit, Geldprobleme, sozialer Ausschluss und Einsamkeit sind die Folge – wodurch Hannah schließlich depressiv wird. Sie hat, wie viele Millennials, die Erwartungshaltung ihrer Generation verinnerlicht, dass ihr alle Türen offen stünden und wird damit konfrontiert, dass dieses Versprechen nie realistisch war – sondern ihr, zur Förderung kapitalistischer Produktionsmaximierung, nur vorgetäuscht wurde. Eine mögliche Interpretation, die Hannah nicht jegliche Entscheidungsfreiheit aberkennt, wäre, ihre Wünsche, sich zu emanzipieren und in der Welt auszuprobieren, als etwas im Kern Echtes und Eigenes zu betrachten – doch anzunehmen, dass ihr Beschluss, für ein unbezahltes Volontariat jegliche soziale und finanzielle Sicherheit aufzugeben, stark durch die genannten kapitalistischen Strategien beeinflusst wird.

## 6.2 Antonia Baum – *Vollkommen leblos, bestenfalls tot*

Antonia Baums 2011 erschienenes, für den Ingeborg-Bachmann-Preis nominiertes Romandebüt *Vollkommen leblos, bestenfalls tot*<sup>357</sup> handelt von der 19-jährigen Ich-Erzählerin Julia, die versucht, sich in der Großstadt selbst zu finden und zu verwirklichen, doch daran scheitert und der „kaputten Gesellschaft“ die Schuld gibt. „Antonia Baum verleiht jener Generation eine Stimme, die in den unendlichen Möglichkeiten des Glücks und der Selbstverwirklichung verloren ist“, sagt der Klappentext. Die Meinung der Kritik ist gespalten, Cornelia Fiedler von der *Süddeutschen Zeitung* spricht von einer hellsichtigen Gesellschaftsanalyse,<sup>358</sup> Oliver Jungen von der *FAZ* verleiht den Roman als pubertären Thomas-Bernhard-Abklatsch voll ausgedachter Befindlichkeiten.<sup>359</sup>

Julia verlässt nach dem Schulabschluss fluchtartig ihr gutbürgerliches, aber durch Scheidung und Ehekrieg zerrüttetes Elternhaus in der Provinz, um in der Freiheit der Großstadt ein selbstbestimmtes Leben zu beginnen und endlich ‚etwas zu werden‘. Doch ohne Geld und ohne Studienplatz ist sie gezwungen, sich von einem älteren Mann, dem Designer Patrick, aushalten zu lassen, der im Gegenzug für Kost und Logis beinahe völlig über sie bestimmt. Nur durch Alkohol und Drogen kann sie aus diesem

<sup>357</sup> Baum, *Vollkommen leblos, bestenfalls tot*. Der Roman wird mit der Sigle B und fortlaufender Seitenzahl zitiert.

<sup>358</sup> Cornelia Fiedler, „Der Kopf ist ein stickiges Frauenwohnzimmer“, *Süddeutsche Zeitung*, 10.11.2011.

<sup>359</sup> Oliver Jungen, „Banale Phase oder Die Dilettanten des Wunders“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25.10.2011.

Gefängnis ausbrechen. Sie ist unglücklich, doch zu ihren Eltern will sie auf keinen Fall zurück. Patrick verhilft ihr zu einem Praktikum bei dem Kunstmagazin, bei dem er arbeitet, doch Julia widert die oberflächliche Kulturschickeria bald an und sie verlässt Patrick und das Magazin. Sie lernt Johannes kennen, einen älteren Schauspieler, und zieht zu ihm. Julia liebt ihn, aber er ist bereits nach kurzer Zeit nicht mehr an ihr interessiert. Als Julia unterwartet schwanger wird, trennt er sich von ihr und sie treibt ab. Nach Trennung und Schwangerschaftsabbruch ist Julia emotional sehr labil, wird magersüchtig und beginnt sich zu ritzen. Sie bekommt nun doch einen Studienplatz, bricht das Studium aber nach wenigen Monaten ebenso ab, da die Universität ihr ebenso scheinheilig und oberflächlich erscheint wie die großstädtische Kulturszene. Julia ist von der Gesellschaft angeekelt und vom Leben enttäuscht, sie hat keine Perspektive und beschließt, sich umzubringen. Die letzte Szene zeigt sie auf einem Häuserdach stehend – ob sie springen wird, bleibt offen.

### 6.2.1 Das Erleben der Depression

Baums Prosa ist zwar durchaus als realistische Literatur zu bezeichnen, doch die realitätsnahe Darstellung wird regelmäßig durch verfremdende Elemente durchbrochen. Der Roman besteht einerseits aus vor Übertreibungen strotzenden, wütenden Tiraden, die stark an Thomas Bernhard erinnern und den Realitätsgehalt des Geschriebenen alsbald verzerren. Ihre Sprache weist außerdem starke Stilelemente des Expressionistischen, des Grotesken und des Surrealen auf. Mehrmals gehen Situationen fließend in surreale, alpträumhafte Sequenzen über, sodass das, was geschieht und was sich die Protagonistin nur vorstellt, nicht immer mit vollkommener Sicherheit auseinandergehalten werden kann. Die Handlung bleibt dennoch gut nachvollziehbar und die depressive Symptomatik der Protagonistin ist eindeutig zu erkennen. Julia leidet zu Beginn der Geschichte bereits an einer leichten Depression mit Angstelementen, die sich im weiteren Verlauf zu einer schweren Form entwickelt und von Komorbiditäten der Magersucht und der Selbstverletzung begleitet wird.<sup>360</sup> Während der Umzug in die Großstadt (Entwurzelung und städtische Lebenswelt, vgl. B 196), die unsichere Zukunft (vgl. B 12 und B 221) und ihre aktuelle unsichere Lebenssituation (ihr „Lebenschaos“ B 25) Julia psychisch stark belasten, ist ihre „problematische Kindheit“ (B 137) durch Ehekrieg und Scheidung der Eltern, emotionale Deprivation und kindliche Schuldgefühle (vgl. B 7f, B 18, B 69, B 168) wahrscheinlich als erste Ursache der Depression zu nennen. Das Erleben von zwei großen Verlusten, der Trennung von Johannes und der Abtreibung, ist der Auslöser für die oben

<sup>360</sup> Julia ist etwa 19 Jahre alt, also noch in der Lebensphase der Adoleszenz, und die Begleiterscheinung depressiver Verstimmung durch vermehrten Alkohol- und Drogenkonsum (vgl. B 38), Selbstverletzung und Essstörungen (vgl. B 209) sind, vor allem bei Mädchen, durchaus typisch für das Krankheitsbild depressiver Erkrankungen in dieser Lebensphase (vgl. Beate Herpertz-Dahlmann, Katharina Bühren und Helmut Remschmidt, „Erwachsenwerden ist schwer: Psychische Störungen in der Adoleszenz,“ *Deutsches Ärzteblatt* PP 12, Nr. 7 (Juli 2013), 325ff.).

beschriebene starke Verschlechterung ihres psychischen Zustandes (vgl. B 209). Das Leben wird von Julia als immer sinnloser und unerträglicher empfunden und sie beschließt, es zu beenden (vgl. B 195ff).

### **Die problematische Kindheit**

Julia ist bereits zu Beginn des Romans unglücklich. „Meine Eltern hätten sich nie kennenlernen dürfen“ (B 7) ist der erste, den Grundstein für Julias Leidensgeschichte legende Satz des Romans – aus dem man schließen kann, dass sie selbst ihres Erachtens nach nie geboren werden hätte sollen.<sup>361</sup> In ihrem Elternhaus sei „kein Mensch zu keinem Zeitpunkt jemals glücklich gewesen“ (B 10), sowohl das Haus als auch ihre Eltern und die neue Freundin des Vaters bezeichnet Julia als „tot“, als „erstickt“ und „zersetzt“ (B 10, B 11). „Die Zersetzung hat genau genommen ja schon mit der Familiengründung eingesetzt“ (B 11), bemerkt Julia – beinahe so, als sei sie selbst allein durch ihre Geburt und ihre Existenz an der Zersetzung schuld. Hier wird ein Umstand angedeutet, den die Leser:innen erst etwas später im Buch erfahren: Die Schwangerschaft ihrer Mutter war ungeplant und Julia meint zu wissen, dass sie sich im Nachhinein wünsche, sie hätte sie abgetrieben („[t]atsächlich hätte ich niemals ihr Kind werden sollen, denn sie wollte nicht [...], sie hat es zutiefst gehasst“ B 69), weil die Geburt die Beziehung ihrer Eltern zerstört und ihre Mutter in eine Alkoholsucht und Depression getrieben habe (vgl. B 169). Die Beziehung zu ihrer Mutter bezeichnet Julia als „Katastrophe“ (B 166), ihre eigene Existenz als „Unfall“ (B 166), denn dieses Gefühl tiefer (Selbst-)Ablehnung hat ihre Mutter ihr durch ihr abweisendes Verhalten von Anfang an vorgelebt:

*„Carmen, die Schweigsame, die Starre, die Ablehnende [...]. Carmen, die keine Zeit hat, weil sie aus dem Fenster ins Leere sieht, Carmen, die ihre Ruhe braucht, weil sie ein Buch lesen muss [...], die genervt ist, weil sie dabei gestört wird. Carmen, [...] der die Tränen [...] das Gesicht runterrinnen, Carmen, die Weinflaschen versteckt, Carmen, der traurige Vogel, der im Familienkäfig sitzt [...] zusammen mit mir, die den Carmen-Vogel unentwegt anstarrte, ihm etwas Gutes zu tun versuchte, es dadurch aber nur noch schlimmer machte, weswegen der Vogel zu kreischen begann und dann lange verstummte.“ (168f)*

Das Titelzitat „Vollkommen leblos, bestenfalls tot“ lässt sich also auf Julia als Fötus anwenden, der – nach eigenem Ermessen – besser gestorben wäre, um Carmens Leben nicht derart zu zerstören. Erst als diese Mann und Kind verlässt, ist sie wieder glücklich (vgl. B 167f) – Julia bleibt durch die jahrelange, völlige Ablehnung traumatisiert zurück. Auch wenn die Leser:innen also erst viel später von den genauen Umständen von Julias Schuldkomplex erfah-

<sup>361</sup> Später im Roman ergänzt durch „denn sie haben zusammen ja nur Unheil angerichtet“ (B 70), was die erste Assoziation bestätigt.



ren, ist seine Tragweite bereits durch mehrfache Andeutungen ab der ersten Seite spürbar. In ihrem Elternhaus wird, so heißt es dort, schon immer andauernd gestritten und geweint; zu-erst streiten Vater und Mutter und nach der Scheidung der Vater und die neue Freundin Ast-rid. Nur der Rückzug in ihr Zimmer und die eigene Gedankenwelt verschaffen Julia Erleichte-rung: „[D]as Rauchen auf der Fensterbank hat dir schon tausend Mal das Leben gerettet, ja, denke ich, ohne das Indenhimmelgucken und das Rauchen auf der Fensterbank wärest du nämlich längst von der Fensterbank runtergesprungen“ (B 8) – denn ihre ‚verrückten‘ Eltern hätten auch Julia „mit ihren [...] psychologischen Verrücktheiten vollkommen verrückt ge-macht“ (B 17). Julia hasst ihre Familie (vgl. B 17), aber sie liebt sie trotzdem, und das hält sie für gefährlich: „Man ist in einem Liebes-Gefängnis<sup>362</sup> eingesperrt, und das ist der Grund, aus dem man sich an Familien so schmerzhaft entzünden kann, weil man sie liebt, weshalb man sich unbedingt von ihnen entfernen muss“ (B 18) – was sie mit ihrem überstürzten Umzug in die Großstadt sofort nach dem Abitur auch tut, ohne ihren Eltern Bescheid zu sagen oder finanzielle Unterstützung zu beanspruchen.<sup>363</sup> Nicht nur das Elternhaus, sondern auch die Schule ist für Julia belastend. Sie bezeichnet sie als „Angst-Anstalt“ und „Terror-Anstalt“, auf deren „Terror-Fluren immer Angst vor der Zukunft verbreitet wurde, die ich dann auch be-kam, je länger ich über die fensterlosen Terror-Flure habe gehen müssen, desto mehr Angst bekam ich.“ (B 12) Schuld daran sind ihre Lehrer:innen, die ihren Schüler:innen Angst vor ihrer beruflichen Zukunft machen. Außerdem vermitteln sie Julia ein schlechtes Selbstwertge-fühl, indem sie sagen, dass sie „nicht für das Gymnasium geeignet“ (B 15) wäre; als sie im Unterricht den Wunsch zu studieren äußert, wird sie von einem Lehrer sogar ausgelacht (vgl. B 14):

*„[D]ie gesamte Lehrkörperschaft muss einen kranken Zukunfts-Floh im Ohr sitzen haben [...], eine nervöse Zukunfts-Krankheit [...]. Herr Wolf war derjenige, dessen Lehrkörper am meisten von der Zukunfts-Krankheit befallen war und der den größten Aufwand be-trieben hat, sie auf uns zu übertragen. [...] [Er war] von seiner Krankheit völlig schwach-sinnig geworden. [...] Haha, so hat das menschenverachtende Zukunfts-Regime in Form von Herrn Wolf gelacht, der sich nicht geschämt hat, dem Klischee des dummen Ein-schüchterungs-Lehrkörpers derart perfekt zu entsprechen.“ (B 13f)<sup>364</sup>*

<sup>362</sup> Die Metapher des „Liebes-Gefängnisses“ hat mehrere Funktionen und Bedeutungsebenen: Einerseits ist das Gefängnis ein bekannter Gemeinplatz, aus dem ‚auszubrechen‘ als die sinnvollste Entscheidung gilt, wodurch Julias Umzug in die Stadt für die Lesenden als prinzipiell gerechtfertigte Entscheidung bewertet wird. Zweitens impliziert das Gefängnis das Konzept von Schuld und Strafe, wodurch nach der Zersetzungsüberlegung das zweite Mal Julias problematische Beziehung zu ihren Eltern mit der Emotion Schuld in Verbindung gebracht wird.

<sup>363</sup> Die Beziehung Julias zu ihren Eltern ist fern der idealisierenden Symbiose, die Hurrelmann und Albrecht als eine typische Millennial-Eltern-Kind-Beziehung ansehen (vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 30.)

<sup>364</sup> Hier lässt sich eine – sowohl stilistische, als auch inhaltliche – Parallele zu Thomas Bernhards Aussagen über seine eigene Schulzeit ziehen: „Diese Professoren waren nichts als Kranke, deren Höhepunkt als Krankheitszu-



In der Darstellung der ihr verhassten Schule und Lehrer:innen verwendet Baum Stilmittel der Wiederholung (der Begriffe „Angst“, „Terror“, „Zukunft“, „Krankheit“ und „Lehrkörper“) und der Übertreibung („Terror“ statt „Nervosität“, „völlig schwachsinnig“ statt „debil“), denen eine emotionalisierende, emphatische Funktion zugrunde liegt. Wiederholt wird, was für die Aussage besonders wichtig erscheint, um die entsprechenden Gefühle bei den Leser:innen – in diesem Fall vor allem Angst, aber auch bis ans Lächerliche grenzende, immense Verachtung – hervorzurufen. Die emotionalen Botschaften werden – nicht nur hier, sondern im gesamten Roman sichtbar – ins Bewusstsein der Leser:innen regelrecht eingehämmert, so, als müssten sie auswendig gelernt werden, um Julias weiteres Schicksal überhaupt verstehen zu können. Die manchmal wenige Absätze, manchmal mehrere Seiten füllenden Tiraden erinnern, wie bereits erwähnt, stark an Thomas Bernhard und es ist durchaus denkbar, dass Baum diese stilistische Anlehnung deshalb gewählt hat, um durch die intertextuelle Referenz ein mächtiges, im Bewusstsein der mit Bernhard vertrauten Leser:innenschaft bereits verinnerlichtes Gefühl der Wut erneut zum Schwingen zu bringen, und dadurch den eigenen wütenden Tiraden noch mehr Kraft zu verleihen.

Die Belastung durch Schule und Elternhaus und das ereignisarme Leben in der Kleinstadt (vgl. B 15) will Julia also endlich hinter sich lassen und in die Stadt ziehen, „in die ich immer wollte“ (B 16). Julia ist optimistisch, in der Stadt ein gutes Leben führen zu können und dort endlich die Möglichkeit zu haben, sich, entweder als Studentin der Theaterwissenschaften oder der Schauspielkunst, selbst zu verwirklichen (vgl. B 14): „Man kann alles machen. Ich will was werden. Ich weiß noch nicht genau was, aber ich will. Ich schaue in den Himmel, ich habe ein eigenes Glück, denke ich, worauf ich aufpassen werde, und ich wünsche, bitte, bitte, bitte, dass es gut wird.“ (B 16) Voller Hoffnung und Optimismus, trotz starker emotionaler Vorbelastung, zieht Julia also in die Großstadt. Doch ihr Plan zu studieren, geht nicht auf: Ihre Bewerbung wird von der Universität abgelehnt (vgl. B 48) und sie steht der in der Schule prophezeiten – und gefürchteten – unsicheren beruflichen Zukunft gegenüber.

### ***Das Scheitern der Emanzipation***

Aus einem emotionalen und finanziellen Defizit heraus geht Julia die Beziehung mit dem älteren Mann Patrick ein, einer Art Vaterersatz – sie haben nie Sex und einmal nennt sie ihn, halb ironisch, halb treffend „Vati“ (B 25) –, zu dem sie, ähnlich wie zu ihrem Vater, ein gespaltenes Verhältnis hat. Sie denkt, dass er sich um sie kümmert, „er kocht, er ist da, er hilft

---

stand immer der Unterricht gewesen ist, und nur Stumpfsinnige oder Kranke wie Stumpfsinnige und Kranke sind Gymnasialprofessoren, denn was sie täglich lehren und auf die Köpfe ihrer Opfer schütten, ist nichts als Stumpfsinn und Krankheit und in Wahrheit ein jahrhundertealter faul gewordener *Unterrichtsstoff* Geisteskrankheit, in welchem das Denken jedes einzelnen Schülers ersticken muß [sic!].“ (Thomas Bernhard, *Die Ursache. Eine Andeutung* (Salzburg, Wien: Residenz Verlag, 1998), 95f.) Bernhard bezeichnet die Institution Schule als „Geistesvernichtungsanstalt“ (ebda, 82), analog dazu Baum als „Terror-Anstalt“ und „Angst-Anstalt“ (B 12).

mir bei Bewerbungen, er denkt sich Sachen für meine Zukunft aus“ (B 25), und durch diese emotionale Zuwendung und die Deckung ihrer primären Bedürfnisse durch Bereitstellung von Essen und einer sicheren Wohnumgebung schafft er es, ihre Angst zu mindern: „Angst. Deckt er mir zu, dieses fleischrote, teerverklebte Loch da in der Mitte.“ (B 25) Diese wirkungsvolle Metapher vermag es, das Gefühl der Angst als Schmerz, der seiner Intensität nach dem einer tiefen Fleischwunde gleicht, für die Lesenden erfahrbar zu machen, auch wenn sie eine solche Angst vielleicht selbst noch nie verspürt haben. Patricks Hauptfunktion ist es also, Julias Existenz- und Zukunftsängste zu mildern; eine weitere Funktion ist die des Einführens von Julia in die elitäre Kunst- und Kulturszene, wovon sie anfangs profitiert, da sie in der Stadt sonst noch keine sozialen Kontakte hat (vgl. B 26). Umgekehrt ist Julia auf solchen kulturelitären Events und Partys Patricks Begleitung und hat die Funktion eines Statussymbols: „Wir schmücken mich und tragen meine Lebensblüte spazieren“ (B 26) – wobei Julia dabei nicht authentisch sein darf, sondern Patricks Vorstellungen zu entsprechen hat. So sollte Patricks optimale Begleitung, in diesem Fall also sie, unbedingt ein Mädchen sein, keine Frau (vgl. B 32),

*„eines, das unterhalb der Wimpern kein einziges Haar hat, [...] das unbedingt frisch gewaschen ist, geruchlos, am besten körperlos eigentlich [...], kurz: es sollte vollkommen leblos und bestenfalls tot sein. Ein kulturelles, nichtrauchendes, nichtriechendes, niemals über die Stränge schlagendes, zurückhaltendes Talent, ein schönes Talent, ein schönes und totes Talent“<sup>365</sup>, und jeder darf es von außen sehen, jeder darf es von außen bewundern.“ (B 33)*

Doch Julia kann so nicht existieren: Ein solch oberflächlicher, nur am gesellschaftlichen Status orientierter, sich selbst verleugnender – sogar den eigenen Körper verleugnender – Seinszustand droht bereits hier damit, sie als Konsequenz „vollkommen leblos, bestenfalls tot“ (B 33) werden zu lassen. Eine immense Diskrepanz zwischen der Innenwelt, ihren Wünschen und Hoffnungen auf der einen, und der Außenwelt, gesellschaftlichen und beruflichen Forderungen auf der anderen Seite wird hier angedeutet, die später noch mehrmals im Text vorkommt. Es ist in Ordnung, innen tot (also innerlich leer, psychisch krank, depressiv) zu sein, solange nach außen alles konform und ansprechend aussieht. Julias zweite Funktion aus Patricks Perspektive, sogar ihre Hauptfunktion, ist die der „Anwesenheit. Er will, dass ich da bin“ (B 25): Nicht nur auf Partys, sondern vor allem auch in seiner sonst leeren Designerwohnung, da er

<sup>365</sup> Außerdem ist bezeichnend, dass Julias wünschenswertester gesellschaftlicher Status – denn Patrick steht in seiner dezidierten Durchschnittlichkeit als exemplarisch für die Gesellschaft – der eines ‚Talents‘ zu sein scheint – denn bei einem Talent handelt es sich um etwas noch nicht Fertiges, sondern noch Formbares; um nichts Verwirklichtes, sondern etwas Potenzielles. Doch der Verwirklichung ihres Potenzials nachzugehen, erscheint Julia bereits in dieser frühen Überlegung als unmöglich; sie scheint schon in der Vorstellung von einer solchen Erfüllung sterben zu müssen, was als Vorausdeutung auf den weiteren Fortgang der Geschichte gesehen werden kann.

seit der Trennung von seiner Exfreundin an der „Krankheit des Alleinseins“ (B 23) leidet, die sich in Unruhe und Schlaflosigkeit äußert.<sup>366</sup> Nur mit Julias Anwesenheit kann Patrick schlafen (vgl. B 25), weshalb sie in der Nacht um jeden Preis für ihn verfügbar sein muss. Patrick nutzt die Macht, die er durch seine finanzielle Überlegenheit über Julia hat, bis hin zum leichten körperlichen Missbrauch aus: „Wir gehen in einer halben Stunde, ja?, schreit er. [...] Patrick hält meinen Arm und gräbt seine Finger in meine Haut, um anzuzeigen, dass sie seine ist, ich ziehe an meinem Arm, wir starren uns an, es tut weh.“ (B 29) Die gesamte Beziehung gründe sich, so Julia, auf einem „Kaufvertrag“ (B 24), einem „perversen Mädchen-Gesellschaftshandel“ (B 25); es ist eine hasserfüllte Zweckbeziehung, auf gegenseitigen Vorteilen beruhend, „wobei jeder dem anderen seinen Vorteil am liebsten abhacken würde“ (B 26). Auch Julia nutzt ihre Macht aus und misshandelt Patrick „regelmäßig das kleine, das entzündete Herz“ (B 27), wenn sie die Gelegenheit dazu hat. Anstatt sich also an diesem neuen Ort, in der Großstadt, weit weg von zuhause entfalten zu können, wie Julia es sich sehnlichst gewünscht hatte, ist sie erneut in einem schmerzhaften, auf der Angst vor dem Alleinsein gegründeten ‚Liebes-Gefängnis‘ gefangen: „[E]s klammern sich zwei panische Ängste aneinander und versuchen sich gegenseitig zu erwürgen“ (B 36) – nur um nicht einsam zu sein. Julias Reaktion auf ihre Situation ist einerseits also die „Zerstörungswut“ (B 37) gegen Patrick, ausgedrückt durch aggressives Vokabular: Sie will ihm etwas ‚abhacken‘, ihn ‚misshandeln‘, ihn ‚erwürgen‘ usw. Doch der Wut gegen Patrick liegen andere Emotionen zugrunde, und zwar die der Scham und der Schuld: „Nach meinen Misshandlungsfeldzügen ist es immer mein schlechtes Gewissen, das mich wieder zurück in sein Bett legt, [...] weil ich meine Mietschuld abbezahlen will, denn ich schäme mich tief für meine Mietschuld, und er verlangt es so.“ (B 27) Sie schämt sich wegen ihres Versagens, noch immer nicht auf eigenen Beinen zu stehen und stattdessen in ein altes Rollenklischee zu fallen: „Mein Kopf ist ein aus der Vergangenheit hierher getragener, und auf meine zeitgenössischen Kleider draufgesetzter, [...] er ist ein stickiges Frauenwohnzimmer mit lauter gehäkelten Lügen darin“ (B 34). Sie traut es sich aber nicht zu, völlig emanzipiert und dadurch vielleicht einsam zu sein, weshalb sie in dieser für sie schamvollen Beziehung verweilt, was sie aber psychisch stark belastet. In der nun folgenden Passage wird Julias tiefsitzendes Schamgefühl noch stärker verdeutlicht.

### ***Niedrige soziale Stellung und Scham***

Julia entwischt dem kontrollsüchtigen Patrick und geht mit einem anderen Mann auf eine Party, wo sie große Mengen an Alkohol und Drogen konsumiert (vgl. B 38). Die Beschreibung der schambehafteten Szene fängt realistisch an und geht in eine surreale Traumwelt über, die aus Julias Rauschzustand resultiert – und diesen erkennbar macht. Die Leser:innen finden sie

<sup>366</sup> Auffällig viele Figuren haben psychische Probleme oder sogar psychische Krankheiten: Der einsame Patrick, der depressive Schriftsteller (vgl. B 28), die depressive und alkoholranke Mutter (vgl. B 69 und B 168f), Julias an Burnout erkrankte Vorgesetzte Sue (vgl. B 100) und der drogensüchtige und bindungsunfähige Jo (vgl. B 137, B 143 und B 202). Jo, Götz (vgl. B 71 und B 171) und der Chefredakteur Sven (vgl. B 91) weisen außerdem Tendenzen einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung auf.

unter einer Bar am Boden liegen (vgl. B 38), eine Lokalisation, die eine Vielzahl an Assoziationen hervorruft. Diese lässt an die Redewendung ‚am Boden sein‘ denken, die auf einen schlechten Gesamtzustand hinweist; sie ist ein Hinweis auf Julias Trunkenheitsstatus und suggeriert, dass sie gestürzt ist und nicht mehr aufkommt, und allgemein scheint sie auf einen niedrigen Status in der Hierarchie der Anwesenden zu verweisen. Julia und ihr Begleiter, ein weinender, seit Jahren depressiver Schriftsteller (vgl. B 28 und 38), befinden sich als einzige ‚unten‘, am Boden, während das ausgelassene, ununterbrochen lächelnde Partyvolk in aufrechter Position, also ‚oben‘ ist (vgl. B 39). In dieser vulnerablen Stellung beobachtet Julia das ihr als gezwungen erscheinende, fröhliche Feiern und Tanzen der anderen<sup>367</sup> und ein plötzlicher „Tritt trifft mich in die Seite“ (B 39). Sie versucht, davonzukrabbeln, doch kommt nicht weit, „weil jemand auf meinem Brustkorb steht und zu hüpfen beginnt“ (B 40) – hier beginnt die Szene surreal zu werden und in einen rauschhaften Traumzustand überzugehen. Sie wird mehrfach in den Kopf getreten, verliert ihre Zähne und will sie als Pillen verkaufen, liegt bewegungsunfähig „unter den Füßen“ (B 40) der Partygäste, jemand reißt ihre Kopfhaut vom Schädel, die „über den Boden rutscht, wo sie von einem Paar neongelber Turnschuhe zertrampelt wird“ (B 41). Julia droht zu sterben, kann sich aber wieder aufraffen (vgl. B 41). Die der Fantasie zugrunde liegende Metapher ‚am Boden liegend mit Füßen getreten werden‘ lässt sich interpretatorisch in den Schuld-Scham-Komplex einordnen und die Leser:innen Julias offenbar im Unterbewusstsein verankerte, intensive Scham nachempfinden. Dass die (Alb-)Traumscene unmittelbar und ohne Überleitung auf eine intensive gedankliche Auseinandersetzung mit Patrick und ihrer aktuellen Lebenswelt – kein eigenes Einkommen, von einem Mann völlig abhängig, von der Universität abgewiesen, perspektivenlos, Versagensgefühle (B 21–B 38) – folgt, suggeriert, dass diese der aktuelle Hauptauslöser für die Gefühle ist.<sup>368</sup> Die Traumsequenz zeigt außerdem, dass Julia sich von der Gesellschaft ausgeschlossen fühlt und als Andere gegenüber einer Gruppe sieht, in der alle ‚funktionieren‘ und fröhlich sind, während sie selbst dazu nicht in der Lage ist. Ihre geringe hierarchische Stellung in der Fantasie sowie die Tatsache, dass sie sich der imaginierten Erniedrigung über einen langen Zeitraum – sechs Romanseiten – hingibt, weist auf ihr sehr niedriges Selbstwertgefühl hin. Julia fehlt das Vertrauen, eine Berechtigung und einen Platz in dieser Welt zu haben, da ihr dieses Gefühl in ihrer Kindheit nie gegeben wurde – man kann von einem Gefühlsdefizit sprechen. In einem familiären Defizit begründet Julia später, immer noch im Rauschzustand, ihre Beziehungsunfähigkeit: „Ich kann dich nicht reinlassen, irgendwas ist da bei mir rausgerissen und nicht wieder eingebaut worden, frag mich nicht, was, frag lieber meine Eltern, und ich will gerne sofort meinen ganzen komplizierten Charakter hier vor dir auf der Bar ausbreiten.“ (B 42) Wenn Julia im weiteren Verlauf des Romans erwähnt, dass sie sich schämt, und es

<sup>367</sup> Trotz ihrer schwachen Position verurteilt Julia die lächelnden Partygänger, denn Techno sei die „Marschmusik zum gemeinsamen Dummsein“ (B 39), was sie in einer seitenlangen Bernhard’schen Tirade ausführt.

<sup>368</sup> Es ist durchaus denkbar, dass Julia unterbewusst vielleicht sogar bestraft werden möchte, um ihre Schuld zu sühnen und Erleichterung zu erfahren, diesen Wunsch aber nur im Traum leben kann.

aus der konkreten Situation heraus nicht ersichtlich ist, wofür, dann ist es ein komplexes Schuld-Scham-Konglomerat, das diese interpretatorische Leerstelle füllen kann – ganz im Sinne von Kristevas Beobachtung, nach der solche kommunikativen Ellipsen typisch für depressive Sprache seien.<sup>369</sup> Ein Beispiel bietet folgende Textstelle: „Als ich an einer Ampel stand, passierte vor meinen Augen plötzlich ein Auffahrunfall, und ich fühlte mich augenblicklich schuldig. Gut, ich versuchte mir meine Schuld auszureden. Du bist nicht schuld, sagte ich mir“ (B 47). Und doch hat Julia sofort das Bedürfnis, Sühne zu leisten, indem sie einem Obdachlosen in der Nähe des Unfallortes Geld und Zigaretten schenkt (vgl. B 48). Ihr mächtiges, tief verinnerlichtes Schuldempfinden liegt der Handlung zugrunde. In weiteren, für Julia primär angstbehafteten Situationen scheint Scham ebenfalls eine große Rolle zu spielen:<sup>370</sup> Als sie ihren Vater Götz in der Stadt bei einem Essen treffen soll, ist Julia sehr nervös: „Ich habe Angst. Nach dem Telefonat mit Götz bin ich sofort ins Bad gekrabbelt, das Blut raste, die Stirn was nass, ich habe mich geschämt und geschminkt.“<sup>371</sup> (B 46) Auf dem Weg zum Treffen, auf dem sie auch den oben beschriebenen Verkehrsunfall beobachtet und sich schuldig fühlt, „war die Angst besonders groß gewesen, ich hatte ein inneres Zittern und schreckliche Angst, und da dachte ich, ich sollte es einfach sagen“ (B 48). „Es“ steht für das ihrer Familie gegenüber bis dato vorenthaltene Scheitern in der Großstadt oder mit Julias Worten, „wie katastrophal ich mein Leben gemacht habe“ (B 65). Julia wünscht sich, dass ihr Vater auf ein mögliches Sich-Öffnen ihrerseits mit Hilfe und Unterstützung reagiert: „Vielleicht sollte ich ihm das einfach sagen. Ich brauche ein Leben, aber ich habe keins, kein Oben und kein Unten“ (B 48). Beim Treffen stellt bereits die Begrüßungssituation eine erneute Lüge dar, als Julia behauptet, es gehe ihr gut (vgl. B 50) – und sofort ist sie wieder in alten Mustern der familiären Fehlkommunikation gefangen. Julia verzweifelt darüber und merkt, dass sie es auch diesmal nicht schaffen wird, sich zu öffnen: „Es wird eine Katastrophe, [...] meine Worte werden den Weg aus mir heraus nicht zu Götz finden, ich werde an ihnen ersticken.“ (B 52) Julias Stimmung ist so schlecht, dass sie Suizidgedanken hat, die, zu diesem Zeitpunkt der Geschichte, noch einen Hilfeschrei bedeuten: „Ich sitze am Kopfende und will mich loswerden. Ich will sterben und davor gerettet werden, denke ich, nur das macht einen Selbstmord interessant“ (B 45) – am

<sup>369</sup> Vgl. Kristeva, *Schwarze Sonne*, 263.

<sup>370</sup> Man kann hier von einer „Scham-Angst“ sprechen, der „Angst vor möglichen Schamerlebnissen oder Beschämungssituationen, die eintreten *könnten*“. (Jens Tiedemann, „Die intersubjektive Natur der Scham“ (Diss., Freie Universität Berlin, 2007), 16.)

<sup>371</sup> Weshalb sich Julia schämt, wird erneut nicht expliziert; hier kann die Tatsache gemeint sein, dass sie nach einer durchgeführten Nacht nur zwei Stunden geschlafen hat und sich für ihr erschöpftes Aussehen schämt, oder aber für ihre gesamte ihr unangenehme Lebenssituation, für welche das exzessive Party-Machen als Ablenkung symptomatisch ist. Die Fortbewegung durch „krabbeln“ kann erneut mit einem geringen Selbstwertgefühl und mit Erniedrigung assoziiert werden, aber auch mit Kindlichkeit. An einer anderen Stelle, während einer Konferenz beim Design-Magazin, krabbelt Julia unter einen Tisch (vgl. B 91), was wohl gleichzeitig eine Unterwerfungssymbolik ist, aber auch ein subversiver Akt sein könnte: Sie überlegt, ihre kindliche, ‚niedrige‘ Position auszunutzen, um dem Chefredakteur, der älter und weiter oben in der Hierarchie steht, zu schaden, indem sie ihm die Schuhbänder zusammenknotet (vgl. B 91).

liebsten will sie von ihrem Vater gerettet werden (vgl. B 72). Das ganze Essen lang, an dem auch die neue Frau und ein alter Freund ihres Vaters teilnehmen, ringt sie mit sich – doch sie schafft es nicht, über ihren Schatten zu springen. Anstatt sich zu öffnen, macht Julia das Gegenteil: Sie lügt alle an, sagt, sie sei „übrigens auf der Schauspielschule aufgenommen worden“ (B 66) und gibt ihrem Vater damit keine Chance, sie zu retten – denn sie hat Angst, sich emotional zu entblößen und in dieser schmachvollen Situation von ihm verletzt zu werden. Doch dieses aus Selbstschutz gewählte Verhalten erweist sich als kontraproduktiv:<sup>372</sup> „[I]ch sage gar nichts mehr, ich starre nur auf die Essens-Teilnehmer und habe meine Angst im Bauch, die durch die Lüge nur noch größer geworden ist.“ (B 67) Die Szene ist in eine sinnliche Umgebung eingebettet: „Um uns sind Bücherwände. [...] [V]on der Decke fließt warmes Licht, in der Mitte steht der Tisch“ (B 50). Es wird eine „perverse Wurstwarenplatte“ (B 46) serviert, Wein und Schnaps getrunken und dabei Jazz gehört; Julia riecht das Rasierwasser ihres Vaters (vgl. B 50f). Die Imagination der Leser:innen wird durch diese Beschreibungen auditiv, visuell und olfaktorisch angeregt, sie können sich Julia, am Kopfende des Tisches sitzend, geschminkt und hübsch, trotz katerbedingter Übelkeit trinkend, die meiste Zeit schweigend<sup>373</sup> – „ich verstehe nichts und kann deswegen nichts sagen“ (B 62) – und wahrscheinlich unglücklich dreinblickend, gut vorstellen.

### **Sinnsuche und Enttäuschung im Beruf**

Julia will, wie bereits anfangs erwähnt, unbedingt „was werden“ (B 16). Da sie aber nicht weiß, was es genau ist, das sie werden will, wird sie Praktikantin bei Patricks Design-Magazin (vgl. B 96) – und das, obwohl sie Patricks „ganze dumme Branche“ (B 19) eigentlich hasst. Doch mit ihrer aktuellen Lebenssituation als reinem Statussymbol eines Mannes ist sie derart unzufrieden, dass ihr jede Abwechslung entgegenkommt. Ein Job in der Medienbranche lockt außerdem mit Geld und sozialer Anerkennung (vgl. B 96), also auch der ihres Vaters, denn „Götz erwartet eine Bezeichnung für mich“<sup>374</sup> (B 96), und die Bezeichnung „Praktikantin“ bei einem renommierten Kunst-Magazin wäre für den Moment in Ordnung. Julia macht sich dort gut: Ihr Chef lobt sie und eine Festanstellung steht im Raum (vgl. B 106). Anfangs ist Julia motiviert und freut sich über die neue Aufgabe, auch wenn sie sie nicht ganz ernst nehmen kann: „Ich lief über den Gang und wurde immer schneller.“<sup>[375]</sup> Es war ganz leicht. Ich hab mich beeilt, ich war nett zu allen, und ich wollte schon immer Teil einer Jugendbewegung sein.“<sup>376</sup>

<sup>372</sup> Vgl. Scheff und Retzinger, *Emotions and Violence*, 30.

<sup>373</sup> Hier setzt ein, was Kristeva als depressives Verstummen erkennt (vgl. Kristeva, *Schwarze Sonne*, 43).

<sup>374</sup> Bei ihrer Geburt wünscht sich ihr Vater Götz, sie würde Leistungssportlerin werden (vgl. B 84), doch auch jede andere Art von Erfolg ist in Ordnung, jedes erhaltene „Abzeichen“ auf der „Abzeichen-Jagd“ (B 85), die für ihn das Leben bedeutet. Man kann hier keinesfalls von einem typischen Millennial-Vater sprechen.

<sup>375</sup> Hier wirkt die von Rosa beobachtete Beschleunigung in der Moderne (vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 8.)

<sup>376</sup> Das Zitat ist eine intertextuelle Referenz auf das systemkritische, aber auch selbstironische Lied der deutschen Indie-Rock-Band Tocotronic mit dem Titel „Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein“. (Titel 17 auf Tocotronic, *Digital ist besser*, L'âge d'or, 1995, CD.)

(B 96) Doch der Job kann sie nicht erfüllen, obwohl sie alles gibt: Sie rennt täglich immer schneller über den Flur, den sie als „Laufband“ bezeichnet, in dem Willen, den Plan zu erfüllen, „mich bis an den Rand aufzufüllen“ (B 101) – und trotz der erhofften und nun erhaltenen sozialen und beruflichen Anerkennung fühlt sich Julia mit der Zeit innerlich immer leerer. Diese innere Leere wird symbolisch dadurch ausgedrückt, dass Julia alles um sich herum ‚essen‘ muss: „Ich esse alles, aber ich schmecke nichts.“ (B 75) Sie isst ihre Dr. Hauschka Seife (B 94), Patricks Burberry Mantel (B 77) und Steak (B 95), Geld (B 96), den Relaunch des Magazins und Salat (B 101), Pressemappen (B 106), RRS-Feeds und Streams (B 111) und die Wange von Patricks Exfreundin (B 75). Der Akt des Essens soll vorrangig Julias innere Leere füllen, ist aber auch ein Gewaltakt, Julia ‚zerbeißt‘ (vgl. B 75) und ‚isst‘ größtenteils, was sie verachtet – Statussymbole der Kulturschickeria. Die Imagination des:der Leser:in wird durch die in den eigenartigen Konsum untergemischten echten Nahrungsmittel, die, poetisch-mimetisch dargestellt, mit Messern geschnitten und gekaut werden, auf trügerische Art und Weise angeregt: Denn geht es darum, in ein Stück Seife zu beißen, ist eine zu lebhaftes Vorstellung beinahe ein Gewaltakt an der Leser:innenschaft – doch genau diese Irritation ist es, die Julias befremdliche, verzweifelte Wut für diese erlebbar macht. All dieses Essen macht Julia nur noch unzufriedener und ‚hungriger‘, sie sei „satt bis an den Rand, und es ist diese Satttheit bei schmerzhaftem Hunger, denke ich, die dich letztlich dazu veranlasst hat, die Katastrophe zu verursachen.“ (B 95) Julia wird immer wütender, wegen ihrer Entscheidung, ihre eigenen Werte verraten und sich dem System untergeordnet zu haben, das sie zeit ihres Lebens verachtet hat. Denn eigentlich wollte sie niemals so oberflächlich und kalt werden wie Götz oder Patrick, sie wollte ihre eigene Wahrheit leben, ihr „eigenes Glück“ (B 16) hüten, was sie sich selbst versprochen hatte, bevor sie in die Stadt zog – und nun droht sie, dieses eigene, einzige Glück zu verlieren. Julias Wut drückt sich in Zwangsgedanken und Gewaltfantasien aus, die sowohl gegen andere als auch gegen sich selbst gerichtet sind.<sup>377</sup> Sie verurteilt ihre Arbeitskolleg:innen, die in ihren Äußerungen nur Klischees reproduzieren, doch diese Art ‚kritischer‘ Gedanken empfindet sie als genauso unoriginell. Den Klischees etwas Wahrhaftiges entgegenzusetzen, „eine Aussage zu treffen, eine richtige, ernst gemeinte Aussage“ (B 90), gelingt Julia nicht – wofür sie sich selbst am härtesten verurteilt. Stimmen in ihrem Kopf, stellvertretend für ihre hohen und idealistischen Ansprüche an sich selbst, „beleidigen mich [...] quasi sekundlich“ (B 90), weil sie es nicht schafft, die Welt um sie herum zu verstehen und eine Haltung zu entwickeln (vgl. B 98). Weder ihre Klischee-Gedanken noch ihre Gewaltfantasien sind freiwillig: „[M]ein Kopf produziert ständig solche Scheiße in mich rein“ (B 102). Julia ist offensichtlich zunehmend ent-

<sup>377</sup> Patricks Kopf möchte sie zerquetschen, „in einen Schraubstock reinlegen, bis die Augen platzen und auslaufen“ (B 77) und so auch den Kopf ihres Chefredakteurs, „der perverseste und krankeste, auch ihn willst du in einen Schraubstock legen“ (B 79) oder, alternativ, „von seinem Hals herunterschießen“ (B 87), einen Kollegen will sie auftrennen, ausnehmen und seine Gliedmaßen entfernen (vgl. B 88) – weil sie alle als verlogen und oberflächlich empfindet.



fremdet von ihren eigenen Gedanken und Handlungen.<sup>378</sup> Ihr Versuch, in der Medienwelt als beruflich erfolgreiche, junge Frau an Patricks Seite glücklich zu werden, ist gescheitert. Sie bezeichnet ihr Verhalten als „ferngesteuert“, was sie zuvor an Patrick – er sei ein „ferngesteuerter Gärtner“ (B 30) – und ihrem Vater (vgl. B 109) stark kritisiert hat; sie hat sich selbst in eine „ferngesteuerte Ameise“<sup>379</sup> (B 108) verwandelt.

*„Dafür, dass ich eine ferngesteuerte Ameise war, [...], wenn ich an den anderen Ferngesteuerten vorbeirannte, hasste ich mich, und ich war nicht nur eine ferngesteuerte Ameise, ich war auch eine korrupte [...], eine aus tiefstem Herzen religionsfanatische [...], denn es ist ja das schnelle Rennen, die Verehrung des Schnellrennens, die Gier nach dem Segen, der sich durch das schnelle Rennen und die Verwandlung in das ferngesteuerte Ameisen-dasein hoffentlich erwirtschaften lässt, welche der ferngesteuerten Ameise ein Oben und Unten machen“ (B 108).*

Julia strebt also, in ihrer Aufgabe als Praktikantin, nach Sinn und Orientierung, und dieses Streben ist ihr zuwider. Sie bezeichnet sich als „autoritätshörig“ und „urteilssüchtig“ (B 108f) – „denn das ist es, wonach die ferngesteuerte Ameise in ihrem Innersten strebt, sie strebt nach einem Urteil, das ihr sagt, sie sei richtig“ (B 108). Weil sie ihre eigenen Werte, selbstbestimmt und idealistisch zu handeln, für ein solches Urteil verraten hat, bezeichnet sie sich als korrupt und sogar ‚gefährlich‘ (vgl. B 109) – gefährlich für das Behalten ihrer Identität, ihres ‚eigenen Glücks‘ (vgl. B 16). Als sich das erhoffte Sinngefühl trotz ‚Segnung‘ und aller erbrachten Opfer nicht eingestellt hatte, wurde die Ameise, also Julia, ‚depressiv‘ (vgl. B 108f). Den:die in einem großen System mit einer klaren Hierarchie eingebetteten Arbeiter:in als Ameise in einem Ameisenhügel darzustellen, ist eine für die Leser:innen gut nachvollziehbare und bekannte Metapher. Der Ameisenstaat als Ganzes dient demnach als Sinnbild für den Kapitalismus, und dass die einzelne Arbeiter-Ameise unglücklich werden kann, weil ihre individuellen Wünsche im sie ausbeutenden, übergroßen System nicht zählen, ist die der als Parabel zu bezeichnenden Metapher zugrunde liegende Kapitalismuskritik.<sup>380</sup> Die Ameisenparabel kategorisiert Julias Depression also als gesellschaftliches Problem und macht Julias Geschichte zu einer Kapitalismuskritik, was später noch ausführlicher beleuchtet werden soll. Doch Julias Situation ist

<sup>378</sup> Vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 120f. Julia handelt entfremdet – und schnell (vgl. B 108).

<sup>379</sup> Anknüpfend an das vorherige Kapitel, kann auch die Ameisenparabel als ‚beschämend‘ gedeutet werden: Die kleine, unwichtige Ameise, die von Menschen oft zertreten wird, die von unbedachten Kindern sogar mit einer Lupe verbrannt werden kann und die auch im eigenen Staat einer Königin untersteht, ist in der Rangordnung wiederum sehr weit unten.

<sup>380</sup> Die kapitalismuskritische Ameisenparabel ist spätestens seit Ende der 90er-Jahre durch die erfolgreichen Animationsfilme *A Bug's Life* und *Antz* geläufig geworden und fast schon zu einem Topos avanciert. (*Antz*, Regie von Eric Darnell und Tim Johnson (1998; USA: DreamWorks Pictures, 1998), DVD und *A Bug's Life*, Regie von John Lasseter (1998; USA: Walt Disney Pictures und Pixar Animation Studios, 1999), DVD.)



komplexer als die der Ameise, die aus dem restriktiven Ameisenstaat ausbrechen will, um sich draußen in der Welt selbst zu verwirklichen, denn Julia empfindet die ganze Welt als ihr gegenüber feindlich gesinnt – nicht nur ihren persönlichen Ameisenhügel, das Design-Magazin. Klein und ohnmächtig sitzt die Ameise Julia „vor der spitzen Ansammlung von Welt [...], die sie nicht versteht“ (B 110), zwischen „Zähnen, Zacken, Häusern“, wo sie „immerfort mit Gegenteilen beschmissen“ (B 109) wird. Julias Unbehagen wird für die Leser:innen nicht nur visuell (Größenunterschied, spitze Formen) und taktil imaginativ erfahrbar gemacht (Zähne und Zacken sind spitz und wahrscheinlich scharf; das ‚Beschmissen-Werden‘ evoziert ein Gefühl von Gefahr und Schmerz), sondern auch durch die lautliche Darstellung erlebbar: Die Eindringlichkeit der alveolaren Affrikate ([ts] in „spitz“, „Zähne“, „Zacken“) wirkt – auf unterbewusster Ebene – hart und bedrohlich. Julia Kristeva spricht explizit von der Wichtigkeit der Prosodie als Mittel emotionalen Ausdrucks in der inhaltlich oft reduzierten Sprache Depressiver.<sup>381</sup> Solche Besonderheiten auf semiotischer Ebene, die Kristeva als charakteristisch für depressive Sprache erachtet, sind auch in der folgenden Passage zu finden. Julia ist durch die Arbeit beim Magazin also noch orientierungsloser, verwirrter und unglücklicher als zuvor, weshalb sie beschließt, das Magazin und damit auch Patrick endgültig zu verlassen. Wütend über ihre negative Erfahrung möchte sie nicht einfach kündigen, sondern vorher noch so viel Schaden wie möglich anrichten, und exekutiert die „Anal-sex-mit-Kindern-in-SS-Uniform-Katastrophe“ (B 114): Sie arbeitet heimlich pädophiles und nationalsozialistisches Gedankengut in die neueste Ausgabe des Magazins ein, was dessen Ruf und die Karriere der dort Arbeitenden für immer zerstören soll. Die Phrase „Anal-sex-mit-Kindern-in-SS-Uniform-Katastrophe“ kommt im Laufe des gesamten vierten Kapitels, in dem Julia die Tat plant, von ihrer Umsetzung berichtet und an sie zurückdenkt, zwölfmal vor (B 75 und B 107–B116). Hier ist ebenfalls eine semiotische Besonderheit nach Kristeva erkennbar: Es handelt sich um obsessive Wortwiederholungen, die für den depressiven Sprechgestus typisch sind. An Depressionen Erkrankte greifen in ihrer Unfähigkeit, ihr Inneres wahrhaftig auszudrücken, auf scheinbar redundante Wiederholungen einzelner Phrasen oder Sätze zurück, denen, durch die entstehende eingängliche Rhythmik, jedoch eine zusätzliche, emotive Bedeutungsebene unterstellt werden kann: Wortwiederholungen im Sinne eines die Sprache strukturierenden, immer wiederkehrender Refrains oder sogar eines die Handlungen fokussierenden Mantras. Dies funktioniert auch auf vordergründig lautlicher Ebene, wie hier mittels der Abkürzung „SS“ (B 112f) – einer bedeutungssträchtigen Buchstabenkombination, die durch intensive, auf semantischer Ebene redundante Wiederholung an ein subtil spannungssteigerndes, leicht bedrohliches Schlagwerk in einem Orchester erinnert.

Den schließlich stattfindenden ‚katastrophalen‘ Akt der Produktmanipulation untermalt Baum durch eine, parallel zur Veröffentlichung des Magazins stattfindende, Fanta-

---

<sup>381</sup> Vgl. Kristeva, *Schwarze Sonne*, 74.

sie-Splatter-Orgie, in der Julia Patrick auf brutalste Art und Weise mit einem Steak-Messer ermordet:

„[I]ch drehe das Messer in seinem Bauch, es schmatzt, er würgt und spuckt Blut und Gelbes auf sein weißes Armani-Hemd. [...] Dann versetze ich ihm zwei gezielte Stiche in die Augen, sie platzen [...] und schneide sein lächerliches Geschlecht aus, bis nur noch eine große, spuckende Wunde übrig ist, aus der das Blut quillt, in Bächen auf den Boden fließt [...] Sein Gestank wird mir langsam zu viel.“ (B 117f)

Julia öffnet Patricks Körper, um endlich die oberflächliche Fassade aufzubrechen und zu sehen, was dahinter ist. Hinter den oberflächlichen Werten der Kulturschickeria steckt, sinnbildlich, nichts als Gestank. Baums Stil erinnert hier an die Stilmittel des Grotesken in der expressionistischen Literatur, die verwendet werden, um durch schockierende Emotionalisierung – durch Angst oder Ekel – die Leser:innen ‚aufzurütteln‘.<sup>382</sup> Dieser „Literatur des Disharmonischen, des Hässlichen, Grotesken und Pathologischen“<sup>383</sup> liegt programmatisch ein Erkenntnisanspruch auf Wahrheit und Authentizität zugrunde, was auch bei Baum mehrmals explizit formuliert wird, und an dessen unmöglicher Umsetzung schließlich Julias Existenz scheitert. In der Psychoanalyse beschreibt man dieses Prinzip des Ekels vor gesellschaftlich Verworfenem als Abjektion<sup>384</sup>. In Julias Umfeld wird das Innere, Wahre – vielleicht manchmal Negative – als abjekt erachtet und verworfen, und die oberflächliche, immer positive Scheinwelt ist gewünscht. Das Öffnen des Körpers und das Hervorrufen des Ekels bei den Zuseher:innen (und Leser:innen) geht also mit Julias Wunsch, die Oberflächlichkeit der Szene zu entblößen, einher.<sup>385</sup> Literaturwissenschaftler Frank Degler beobachtet in gegenwärtiger Popliteratur einen diesbezüglichen Trend: eine „überrepräsentierte Thematisierung der Zirkulation, Stauung und Eruption jedweder nur denkbaren Körpersekrete“ als „ästhetische Praxis des Hässlichen und Ekelhaften [...], die in entschiedenem Widerspruch zum üblicherweise entworfenen Bild dieser literarischen Strömung (Markenfetischismus, Lifestyle und glänzenden Oberflä-

<sup>382</sup> Vgl. Thomas Anz, *Literatur des Expressionismus*, 2., aktual. und erw. Aufl. Sammlung Metzler 329 (Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 2010), 169.). Auch den Vertreter:innen der Bewegung ging es um das Sein unter der Oberfläche, weshalb die Körperlichkeit des Menschen, seine Organe, Körperflüssigkeiten usw. beliebte Ausdrucksmittel waren. So etwa in Alfred Döblins *Die Ermordung einer Butterblume*: „Und von oben, aus dem Körperstumpf, tropfte es, quoll aus dem Halse weißes Blut [...] Und daneben im Rasen fault der Kopf. [...] Ein gelber stinkender Matsch wird aus ihm, grünlich, gelblich schillernd, schleimartig wie Erbrochenes.“ (Döblin zitiert nach ebda, 170.) Es sind durchaus stilistische Parallelen zu Baums Prosa erkennbar.

<sup>383</sup> Ebda, 167.

<sup>384</sup> Zum Begriff der Abjektion vgl. Julia Kristeva, *Pouvoir de l'Horreur: Essai sur l'abjection* (Paris: Ed. du Seuil, 1980).

<sup>385</sup> Frank Degler, „Sekrete Kommunikation: Das Motiv der Körperflüssigkeit in der Neuen deutschen Popliteratur“, in *Epochen / Krankheiten. Konstellationen von Literatur und Pathologie*, hrsg. von Frank Degler und Christian Kohlroß (St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2006), 265-287.

chen) steht“.<sup>386</sup> Dies hat nach Degler die Funktion, die Restwiderstände des Körpers in einer Welt aufzuzeigen, die durch den Überfluss an „Konsummöglichkeiten, Nahrungs- und Genussmitteln, Glücksversprechen [und] sexuellen Lüsten und Freiheiten“ (ebda, 284f) scheinbar keine anderen Widerstände mehr bietet. Baums Roman, besonders jene Passagen über das Design-Magazin, weist deutliche popliterarische Elemente auf (Konsumkultur, häufige Markennennung, Leben im Überfluss, Alkohol- und Drogenmissbrauch usw.), weshalb diese Referenz durchaus interessant ist. Exemplarisch kann der folgende Satz genannt werden, auch wenn es hier noch unmittelbarer um die Öffnung des Körpers geht, nicht nur um die Eruption von Körperflüssigkeiten: „Ich habe Sue vorhin ein Stück aus ihrer Wange gebissen, ich trage eine Hose von Herr von Eden, Schuhe von Acne, und mein Lipgloss ist von Chanel.“ (B 76)

### ***Sinnsuche und Enttäuschung in der Liebe***

Julia lenkt sich, nachdem sie sich endgültig von Patrick und seiner Design-Welt gelöst hat (vgl. B 121), durch Alkohol und Feiern von ihren Problemen ab. „Geld, das ich nicht habe, Patrick, Sue, Zukunft und keine Arbeit, dass ich hässliche Fehler gemacht habe, dass ich ein Fehler bin und nicht weiß, wie ich richtig werde“ (B 123), kann sie im Rausch kurz vergessen – doch ihre Existenzängste, ihr schlechtes Selbstwertgefühl, Gefühle von Schuld und Scham werden nur kurzfristig verdrängt. Ihre Depression erlebt eine echte Remission, als sie auf einer Party den Schauspieler Jo kennenlernt (vgl. B 124), sich in ihn verliebt und für einen gewissen Zeitraum glücklich ist: „Wir schlafen abends im Hotel, es ist ‚wunderschön‘ mit ‚Kerzen‘ und einem Essen für ‚Verliebte‘, wir schämen uns nicht für die Kerzen und ‚er trägt mich sogar ins Bett‘. Da haben wir ‚Sex‘, ich ‚zum ersten Mal‘ [...] und danach bin ich stolz.“ (B 138) Obwohl Julia glücklich ist, sich geborgen fühlt und sich, für den Moment, nicht mehr schämen muss – ja, sogar das Gegenteil der Emotion der Scham, die des Stolzes, empfindet – scheint sie ihrem eigenen Glück nicht ganz zu trauen. Die gesetzten Anführungszeichen um das klischeeumwobene Vokabular der Verliebten vermitteln den Leser:innen ein verbleibendes, tiefverwurzeltes Gefühl des Misstrauens. Das Gefühl wird am selben Abend bestätigt, denn Jo fordert, Ulrich Plenzdorfs *Paul und Paula*<sup>387</sup> zitierend, die Freiheit, sich durch die Beziehung nicht ewig zu binden: „Wir lassen es dauern, solange es dauert. Wir machen nichts dagegen und nichts dafür. [...] Jeder darf sein, wie er ist.“ (B 139) Es ist eine Liebe auf Zeit – doch wenigstens für eine Zeit lang ist Julia endlich ‚etwas geworden‘ – sie ist Jos Freundin geworden. Sie zieht zu ihm, kümmert sich um ihn<sup>388</sup> und er teilt im Gegenzug seine Lebenserfahrung mit ihr, gibt ihr Bücher zu lesen und hilft ihr, sich „in dieser absurden Ansammlung von Welt etwas zurecht zu

<sup>386</sup> Ebda, 268f.

<sup>387</sup> Vgl. Ulrich Plenzdorf, *Die Legende von Paul und Paula* (Filmerzählung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974), 32. Der Roman basiert auf dem gleichnamigen Film, für den Plenzdorf das Drehbuch geschrieben hat (vgl. *Die Legende von Paul und Paula*, Regie von Heiner Carol (1973; Deutschland: DEFA, 2000), VHS.)

<sup>388</sup> Julia hilft Jo beim Aufstehen – eine ironische Anmerkung, denn Patrick half sie beim Einschlafen (B 22). Der Kommentar setzt beide scheinbar so verschiedenen Beziehungen auf eine Ebene.

finden“ (B 145). Er wertet außerdem ihr Selbstwertgefühl auf, sagt ihr, dass sie ein „besonderer Mensch“ sei und „ein kluger werden könne“ (B 145). Nur durch Jo bessert sich also ihr psychischer Zustand, nur er ist der Grund, dass sie nicht schon längst „aus dem Fenster [...] gesprungen“ (B 144) ist. Die Beziehung läuft aber nicht lange gut, schon bald ist für Jo der Reiz des Neuen verflogen, er beginnt, Julia zu meiden und zu betrügen. Als Julia unvermutet schwanger wird, freut sich ein Teil von ihr, denn ein Kind könnte ihr endlich ein nachhaltiges, andauerndes Sinngefühl geben: „Dann kann ich mich um das Kind kümmern und muss mir keine Sorgen mehr machen, was aus mir wird, dann werde ich eben Mutter, dachte ich, freute mich und schämte mich<sup>389</sup> zugleich.“ (B 146) – ein anderer Teil von ihr spürt aber bereits, dass Jo das Kind nicht will. Julia entschließt sich, ihre Mutter, die mit ihrem neuen Freund zufällig gerade in der Stadt ist, wegen ihres „Schwangerschaftsproblems“ (B 155) um Rat zu fragen. Doch das entpuppt sich als Fehler, denn das Treffen reißt alte Wunden wieder auf. Julia betrachtet ihre mittlerweile glückliche Mutter, die sich ihr gegenüber immer nur traurig, kalt und ablehnend verhalten hat (vgl. B 167f), und sieht sie plötzlich als junge Frau vor sich, die vor derselben Entscheidung stand wie Julia heute:

*„Carmen, die sich das alles bestimmt anders vorgestellt hatte, [...] die bestimmt gewollt hat, dass es gut wird, die gedacht haben muss, es könnte gut werden, als sie mit mir schwanger war, die vielleicht auch müde war und dachte, gut werde ich eben Mutter, und die, wie ich auch an irgendeinem Tag dagesessen haben muss und sich gefragt hat, ob sie ihren Bauch behält oder nicht.“ (B 169)*

Als Julia ihr von der Schwangerschaft erzählt, reagiert ihre Mutter schockiert und rät ihr deutlich davon ab, das Kind zu bekommen. „[W]eil sie dich liebt und nicht will, dass dir das gleiche Unglück passiert wie ihr“ (B 172), sagt sich Julia und es scheint, als könnte sie beginnen, ihrer Mutter zu verzeihen. Doch die Entscheidung für oder gegen das Kind bekommt noch mehr Gewicht, denn sie wird durch die Parallele zur Biografie ihrer Mutter – Jo ist ihrem Vater sogar sehr ähnlich, „[e]in egomanes Arschloch, aber auch nett“ (B 171) – und ihrer eigenen, prekären Entstehungsgeschichte eine Entscheidung für oder gegen sich selbst (vgl. B 231). Als sie später Jo aufsucht und ihm von der Schwangerschaft erzählen will, erwischt sie ihn in flagranti mit einer anderen Frau in einer Bar und realisiert durch sein rücksichtsloses Verhalten, dass er auf keinen Fall dazu bereit ist, Vater zu werden. Ihre gemeinsame Liebe war, so schließt Julia, nur eingebildet gewesen, ein erneuter Versuch, die innere Leere zu füllen (vgl. B 191), eine Lüge und ein Missverständnis, und Julia beschließt, abzutreiben. „Ein Missverständnis darf kein Kind bekommen, unter keinen Umständen darf es sich an einem Kind ver-

389

Dadurch, dass Jo sich von Julia distanziert, treten erneut ihre depressiven, zwanghaften Schamgedanken auf.

greifen.“ (B 188) So wie nach der Erfahrung, in der Berufswelt keinen Sinn zu finden, weiß Julia nun, dass auch die Liebe sinnlos ist.

### ***Die Manifestation der schweren Depression***

Diese beiden Verluste, der ihrer ersten großen Liebe und der ihres ungeborenen Kindes, stürzen Julia nun endgültig in eine schwere Depression – so schwer, dass Julia im Selbstmord den einzigen Ausweg sieht.

*„Ich, gestorben am 5. März 2010, so machen wir es, das ist die beste Lösung, sich einfach umzubringen, es zu beenden, das ist für mich die beste, die konsequenteste, die einleuchtendste und vor allem die einzige Lösung, so dachte ich und denke ich noch immer, während ich durch die Straßen dieser mir durch und durch unerträglichen Stadt laufe. Keinen Tag länger will ich diese Stadt sehen, will ich hören, was ich über sie denke, was ich über sie zu denken gezwungen bin, was ich überhaupt denke, will ich keinen Tag länger mehr hören müssen, weswegen ich nun also laufe, um zu meinem Ziel zu kommen, einem Hochhaus, das Jo mir mal gezeigt hat.“* (B 195)

Die Leser:innen begleiten Julia über die letzten 40 Seiten – in die Erzählzeit bis zum Letzten ausdehnender, Thomas Bernhard'scher Manier – auf dem Weg zum Hochhaus, von dem sie sich stürzen möchte. Sie folgen in ihrem Bewusstsein nicht nur ihren Schritten und überqueren mit ihr Straßen und Plätze, sondern auch ihre Gedanken, die durchzogen sind von Reflexionen über ihre Situation und Erinnerungen an jene Erlebnisse, die sie zu dieser Entscheidung gebracht haben. Das konkrete Datum, das auch dieses letzte Kapitel einleitet, kann für die Lesenden einen Schock darstellen – gerade noch war Julia in einer verrauhten Bar, wo ihre Beziehung und Schwangerschaft ein Ende gefunden haben, und eine Seite später ist die Entscheidung, dass Julia sich umbringen wird, schon so sicher, dass ein Datum feststeht. Die dramaturgische Nähe der Ereignisse der Trennung und der Abtreibung zur Verkündung des Selbstmordes suggeriert, dass sie der Hauptgrund für Julias Selbstmord sind – so wie auch der Umstand, dass sie einen mit Jo verknüpften Ort für die Tat aussucht. Dass der Selbstmord für sie „die beste, die konsequenteste, die einleuchtendste und vor allem die einzige Lösung“ (B 195) sei, wird von Julia auf dem Weg zum Hochhaus wie ein Mantra wiederholt, mit steigender Frequenz, je näher sie dem Zielort kommt (vgl. B 211, B 217, B 226, B 227, B 233, B 234, B 236) – wohl um sich selbst zu beruhigen, in ihrer Entscheidung zu versichern und sich nur auf dieses eine Ziel zu fokussieren. Für die Leser:innen wirkt die exzessive Wiederholung in gewissem Sinne persuasiv, fast wie eine durch Parolen exekutierte Gehirnwäsche – aber auch bedrohlich, wie das immer schneller werdende Ticken einer zu explodieren drohenden Bombe. Julia betont also, „[d]ie beste Lösung ist, sich umzubringen, und dafür gibt es Gründe“ (B 196) – diese Gründe zählt sie über diese letzten Seiten auf. Zuerst macht Julia die Stadt, in die

sie gezogen ist, für ihren Zustand verantwortlich, denn in ihr kann sie nicht existieren. „Diese Stadt hat alles Lebendige in dir, sie hat jeden deiner Wünsche erfolgreich geschluckt und sorgfältig zermalmt“ (B 196), denkt Julia, wobei ‚Stadt‘ einerseits als Metonym für Gesellschaft zu interpretieren ist und andererseits für den realen Ort steht, mit dem Julia nur negative Erfahrungen verbindet. Sie hasst die Stadt, doch sie ist zu schwach, um wieder fortzuziehen: „Du bist in das vollgestopfte Gefängnis einbetoniert, in die gleichgültigen Häuser, die kilometerlangen aufgerissenen Mäuler, die dich immer angeschrien haben“ (B 205) – Julia resümiert, die Stadt mache die Menschen schlecht (vgl. B 197). Als weitere ‚Gründe‘ für ihre Entscheidung, sich umzubringen, nennt sie belastende Beziehungen (vor und nach dem Umzug): den Konflikt mit ihren Eltern (vgl. B 204 und 238f), die negativen Erfahrungen mit ihren „ignoranten Mitmenschen“ (B 206) wie Patrick und den anderen Angestellten des Design-Magazins (vgl. B 220ff), die Beziehung zu Jo (vgl. B 196 und B 228f) und die daraus resultierende Abtreibung (vgl. B 188). Julia hat, so wird hier deutlich, große Schwierigkeiten, den Schwangerschaftsabbruch zu verarbeiten. Einerseits weiß sie, sie hat sich richtig entschieden, denn der unverantwortliche und drogensüchtige Jo wäre kein guter Vater geworden und sie, so glaubt sie, auch keine gute Mutter. Es sei außerdem unverantwortlich, ein Kind einzig aus egoistischen Gründen zur persönlichen ‚Sinnbewältigung‘ zum Leben zu zwingen, da das Kind in Folge nur erneut der sinnlosen Welt gegenübergestellt werden würde und sich das ursprüngliche Problem der Sinnlosigkeit nicht gelöst, sondern nur auf einen weiteren Unschuldigen übertragen hätte (vgl. B 203).<sup>390</sup> Doch auch wenn sie das Erlebnis rational rechtfertigt, sitzt der Schmerz auf emotionaler Ebene tief und nagt, was bereits zuvor angedeutet wurde, aber hier explizit gemacht wird, an den Wurzeln ihrer eigenen Existenz: „Carmen [...] hat dir geraten den Bauch nicht zu behalten, du hast abgetrieben, und gewissermaßen hast du damals nichts anderes getan, als dich selbst abzutreiben.“ (B 231) Julias ‚Existenzrecht‘, das bedingungslose Wissen, einen Platz im Leben zu haben, das ihr, durch fehlende Liebe und Zuwendung ihrer Eltern, als Kind nicht mitgegeben wurde und das sie nur durch persönliche Stärke erwerben konnte – „ihr eigenes Glück“ (B 16) – dieses fragile Existenzrecht scheint sie mit ihrer Entscheidung endgültig verwirkt zu haben. Die Entscheidung zur Abtreibung bedeutet, dass sie sich, hätte sie sich in Carmens, der ihrigen so ähnlichen Situation befunden, wohl im Gegensatz zu ihrer Mutter *für* einen Schwangerschaftsabbruch entschieden hätte – und sie selbst somit nie existiert hätte. Als Reaktion auf diese traumatische Erfahrung wird Julia magersüchtig.

*„Nach Jo, nach der Abtreibung, [...] verbrachte ich einige Monate damit, erstens die Wände in meiner neuen Wohnung anzustarren, zweitens [...] mir Möglichkeiten zu überlegen, wie ich mich umbringen könnte, und drittens mir dabei zuzusehen, wie ich*

<sup>390</sup> Diesen Übertragungsprozess vergleicht Julia mit einem Staffellauf, die ganze Menschheit sei nichts anderes als eine lächerliche „Sinnbewältigungs-Stafette“ (B 203).

*immer dünner wurde, denn es ging nicht: Essen, leben, sich erhalten, weitermachen ging nicht.“ (B 209)*

Das Nicht-Essen wird zu Julias neuem „Leistungssport, denn irgendetwas muss man doch leisten, und es war gerade sonst nichts da, also konzentrierte ich mich darauf.“ (B 209) Die Magersucht gibt ihr einen Lebensinhalt<sup>391</sup>, eine Struktur – „man braucht irgendein Gelände“ – und eine Identität – „irgendetwas, das einem sagt, was man ist“ – erlebbar nicht zuletzt durch die Abgrenzung von den „Essenden“, den „Lebensbejahern“ (B 209). Durch schnell auftretende ‚Erfolge‘ bessert sich Julias Stimmung (vgl. B 209), da sie sich in diesem neuen Bereich ihres Lebens als zielstrebig, diszipliniert, kontrolliert und fähig erlebt, was ihr Selbstwertgefühl stärkt.<sup>392</sup> Sie traut sich wieder mehr zu, verlässt ihre Wohnung – „ich wollte raus, in die Sonne, was ich sonst gar nicht mehr gewollt hatte“ (B 210) – und bewirbt sich erneut an der Universität, wo sie diesmal auch genommen wird. „Es war das Nichtessen, was mir letztlich die Universität ermöglicht hat“ (B 209), ist sich Julia sicher. Doch auch in diesem Kapitel ihres Lebens wird Julia enttäuscht: Von Anfang an empfindet sie die Universität als beängstigend und bezeichnet sie als „Einschüchterungsgebäude“ (B 211), als „ein Angst-, ein Macht-, ein Angeber-Gebäude“ (B 212), wobei durch die verwendete Begrifflichkeit sofort Parallelen zu Julias negativen Schulerfahrungen in der „Terror-Anstalt“ (B 12) gezogen werden können. Trotz der aufkommenden Angstgefühle bemüht sich Julia, der Universität gegenüber positiv eingestellt zu sein, denn sie soll sie aus ihrer Depression „rausholen, an ihr wollte ich mich hochziehen und hinstellen, als irgendwas dastehen, das ich rumzeigen kann“ (B 213) – als Studentin. Doch bereits bei der ersten Hürde zu Semesterbeginn, sich im Gewirr aus Räumen und Gängen zurechtzufinden, droht sie zu verzweifeln: „[W]enn du nicht in der Lage bist, selbständig eine Zimmernummer in einem Gebäude zu finden, wirst du es insgesamt nicht weit bringen können, und ich wollte mich schon da unter den Linoleum-Boden legen<sup>393</sup> und nicht mehr aufstehen.“ (B 214) Mit diesem frustrierenden Erlebnis, einen bestimmten Raum an einer Universität oder in einem Verwaltungs- oder Amtsgebäude nicht zu finden – vielleicht an einem Tag, an dem man sowieso schon gestresst und eher empfindlich ist – können sich wahrscheinlich die meisten Leser:innen identifizieren, was die Situation gut imaginierbar

<sup>391</sup> Vgl. hierzu Anke Kochs Studie zum Erleben von Magersucht mit biografischen Berichten von Erkrankten: „Dünnsein impliziert ein Lebensgefühl, eine Existenzberechtigung, eine Identifizierungsgrundlage, die für die Betroffenen zum Lebensinhalt wird.“ (Anke Koch, „Über das Erleben von Magersucht: Eine psycho-morphologische Studie zur Anorexia Nervosa“ (Diss., Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, 2013), 56) Man richte sich, so beschreibt Koch die Situation, in der neuen Welt ein, habe man doch endlich einen Platz gefunden, eine Identität und etwas, was man „könne“ (vgl. ebda, 60).

<sup>392</sup> Erfolgreiche Gewichtsabnahme kann bei Magersüchtigen zu positiven Gefühlen wie dem subjektiven Empfinden von Stärke, Kontrolle, Disziplin und Macht führen (vgl. ebda, 61ff.).

<sup>393</sup> In ihrer Anfangszeit in der Stadt, in der schambehafteten Alptraumsequenz, befindet sich Julia unter der Bar, noch am, respektive über dem Boden (vgl. B 38). Nun, da sich ihr psychischer Zustand weiter verschlechtert hat, reicht ‚am Boden‘ zu sein nicht mehr als Ausdruck ihrer Befindlichkeit und sie bettet sich, metaphorisch, darunter.



macht.<sup>394</sup> Und obwohl die Intensität von Julias emotionaler Reaktion ungleich höher ist als die eines psychisch Gesunden – depressive Denkmuster lassen sie an ihrem Selbstwertgefühl unverhältnismäßig stark zweifeln und sich sogar den Tod wünschen – kann dieses Erlebnis eine Brücke zum Erleben von Julias emotionalem Zustand bilden, ganz nach der von Meyer und Vellusig proklamierten poetisch-imaginativen Strategie.<sup>395</sup> Dass sie sich nach einigen Monaten besser zurechtfindet, ändert nichts daran, dass sie von der Universität eingeschüchtert bleibt. Sie sieht sich selbst als Außenseiterin und den anderen Student:innen gegenüber als minderwertig:

*„Andere lieben den universitären Einschüchterungs-Komplex, [...] [i]hnen macht das alles keine Angst, dir hat es immer die größte Angst gemacht, du hast es immer gehasst, irgendetwas machst du also ganz falsch, dachte ich, und insofern ist es also einmal mehr die beste Lösung dich umzubringen“ (B 271)*

Diese Außenseiterthematik von sich als Unfähiger, Lebensmüder, Depressiver, Magersüchtiger gegenüber den Fähigen, Lebensbejahenden, Gesunden, Essenden (vgl. B 199, B 206, B 209, B 216f, B 226, B 228) ist einer der Hauptgründe in ihrer Argumentation vor sich selbst, aufgrund derer es für sie das Beste sei, sich umzubringen. Eine besonders erkenntnisreiche Passage einer solchen belastenden Gegenüberstellung birgt die Metapher des Lebens als Planschbecken: Julia zieht den Vergleich mit jenen, die ‚naiv‘ das Leben genießen, als unschuldig Planschender – sie selbst planscht nicht. „Den anderen gefällt ihr Planschbecken, tagein, tagaus, planschen sie darin und sind glücklich, du bist unglücklich, du verstehst es nicht, zu planschen, dir gefällt es nicht zu planschen, du hasst es“ (B 199). Die Phrase „du verstehst es nicht, zu planschen“ macht deutlich, welch beinahe absurde Züge die Krankheit der Depression annehmen kann, denn nicht planschen zu *können*, also zu den einfachsten Glücksempfindungen plötzlich nicht mehr *fähig* zu sein, ist, so möchte man meinen, absurd. Das Beispiel verdeutlicht den eingangs formulierten Gedanken, wie schwer Depression für Gesunde, für die ‚Planschenden‘, verstehbar ist, denn von außen betrachtet hat jeder Mensch das Zeug zum erfolgreich Planschenden – ein scheinbar unschuldiges Vorurteil, das die auf Unverständnis beruhende Stigmatisierung der Krankheit für die Leser:innen nachvollziehbar macht. Die Seminare an der Universität bezeichnet Julia als „Schweigekäfig“, denn jeder hat „panische Angst, etwas Dummes zu sagen“ (B 219) – die Stimmung an der geisteswissenschaftlichen Fakultät erlebt Julia generell als bedrückt und gehemmt, niemand grüßt sich oder redet miteinander. Auf diese Art und Weise lernt Julia auch keine neuen Menschen kennen, was sie sich gewünscht hatte – „[k]luge Men-

<sup>394</sup> Auch Solomon bemerkt, dass jede:r solche Tage kenne, an denen man auf problematische Kleinigkeiten übermäßig empfindlich reagiere – und dass Depressionen ein Aneinanderreihen dieser ‚schlechten Tage‘ über mehrere Wochen, Monate, Jahre hinweg bedeuteten (vgl. Solomon, *Saturns Schatten*, 24.)

<sup>395</sup> Vgl. Meyer, *Stilgesetz der Poesie*, 56 und Vellusig, *Das Erlebnis und die Dichtung*, 39.



schen hatte ich vor in der Universität zu treffen“ (B 213) – denn sie hat in der neuen Stadt bisher keine Freundschaften geschlossen, sondern nur misslungene Liebschaften erlebt. Die Universität sollte Julia aus ihrer Einsamkeit herausholen und ihr Leben verbessern, doch der ersehnte, positive Einfluss manifestiert sich nicht. Im Gegenteil, Julia wird immer wütender über den „Universitäts-Komplex“, denn sie empfindet das Studentenleben und seine „Besessenheit von Credit Points“ (B 220) als genauso sinnlos und oberflächlich wie die Karriere im Design-Magazin und die Professor:innen als genauso verlogen und selbstdarstellerisch wie ihre ehemaligen Kolleg:innen (vgl. B 224f). Julia merkt, dass sie auch im Studium keinen Lebenssinn finden kann und reißt sich erneut gewaltvoll los von einem System, das sie unglücklich macht (vgl. B 225f). Wie bei ihrer Flucht aus der Design-Welt denkt sich Julia auch hier ein Katastrophenszenario aus, in dem der ihr am meisten verhasste Professor bei einem Amoklauf in einem Einkaufszentrum erschossen wird (vgl. B 226f) – doch die Darstellungsweise ist viel weniger bildlich, weniger brutal, hat weniger Splatter-Elemente, und ist – gemäß der intellektuellen Umgebung, aber auch ihrer durch die schwere Depression reduzierten (Ausdrucks-)Kraft entsprechend – in Schwarz-Weiß gehalten. Julia resigniert sogar in ihrer Wut: Ein seufzendes „Ach ja.“ (B 227) folgt auf die farblose Splatter-Imitation und lässt die Leser:innen durch diesen kurzen, mimetischen Einwurf direkter Rede Julias Resignation nachempfinden.

*„[D]as alles ist, was ich keine Lust mehr habe zu denken, es ödet mich an, [...] meine perverse Katastrophensehnsucht ertrage ich nicht mehr, denn sie ist die dümme und die dekadenteste, und zu denken, sie sei dekadent, ist an sich das allerdekadenteste, denke ich und schäme mich, all das in meinem Kopf zu haben, meinen ganzen Kopf will ich nicht mehr haben, ich will nicht mehr hören, was er sagt, und deswegen ist es für mich die beste, die einzige, die von mir gewollte Lösung.“ (B 227)*

Hier wird die Problematik des ‚Klischee-Problem-Klischees‘ – die Doppelschuld – wieder aufgegriffen. Wofür sich Julia während ihrer Tätigkeit beim Magazin zwar ebenfalls geschämt und verurteilt, aber als Konsequenz ‚nur‘ selbst beleidigt hat, wird hier ungleich stärker sanktioniert – und zwar durch ein Todesurteil: „Pulsadern, Zug, Hochhaus, Gas, Aufhängen, bitte.“ (B 228) In dieser Gegenüberstellung ähnlicher Erlebnisse, aber unterschiedlicher Emotionen, wird sichtbar, dass Julia im Laufe des Romans immer tiefer und tiefer in jene für Depressionen typischen negativen Gedankenspiralen hineingeraten ist und nun endgültig in schwerstdepressiven Denkmustern feststeckt. Julia bezeichnet sich, nachvollziehbar, als Gefangene im eigenen „Kopf-Gefängnis“ (B 235), eine wirkungsvolle Metapher, die dem Leser bei der Imagination von Julias zwanghaften, selbstzerstörerischen Grübeleien hilft: „Das Kopfgefängnis ist eine Terrorsinheit, aufgestellt in einem Hochsicherheitstrakt“, es ist „Tag und Nacht beleuch-

tet“, „gelingt es dir [...] dich dem Schlaf zu nähern, wirst du sofort von Wachen geweckt und gefoltert [...]. Das Kopfgefängnis zerlegt dich, bis von dir nichts mehr übrig ist.“ (B 234)<sup>396</sup>

### *Der letzte Werde-Versuch*

Julia zieht sich nun endgültig in die Einsamkeit ihrer Wohnung zurück: „In der Wohnung legte ich mich ins Bett, meine Haare wuchsen bis zum Boden.“ (B 228) Sowohl soziale Isolation als auch ein erhöhtes Schlaf- und Ausruhedürfnis sind typisch für die Erkrankung der Depression. Das Wachsen der Haare deutet außerdem auf einen sehr langen Zeitraum dieses isolierten Zustandes hin. Julia reflektiert über eine mögliche Chronologie ihrer Depression: „Erst war es die Stadt, die mich geschluckt hat, dann war es Jo, dann kam die Wohnung, und schließlich war es ich selbst, die mich geschluckt, die mich gefressen hat.“ (B 228) Julia versucht zunächst, das Schreiben – im Sinne Kristevas<sup>397</sup> – als Ventil für ihre negativen Gedanken zu verwenden, doch „es gelang mir nicht, hatte ich die Absicht, zu schreiben, kam ich aus dem Bett nicht raus“ (B 229). Also muss sie auf ein anderes Ventil zurückgreifen – und sie beginnt, sich zu ritzen: „[D]ie Decke war weiß, alles still [...] und dann wurde es rot. Manchmal ist es befreiend, sich zu öffnen. Arme, Beine, Bauch, Brust, Hals, Lippen, Geschlecht. [...] Ich wollte immer was werden, ich bin was geworden: Rot.“ (B 232) Die Selbstverletzung wirkt für Julia kurzfristig erlösend<sup>398</sup> und führt dazu, dass ihre Selbstmordgedanken in den Hintergrund geraten (vgl. B 233). Das Ritzen scheint auf Julia eine ähnliche Wirkung zu haben wie zuvor das Hungern, die Kontrolle über ihren eigenen Körper scheint ihr ein Gefühl von Stärke und Macht zu verleihen und ihr Selbstvertrauen zu erhöhen:<sup>399</sup> „Nachdem es mir [...] gelungen war, ein besonders großes Stück Haut [...] aus meinem Unterbauch zu schneiden, traute ich mich, einen neuen Versuch zu machen, [...] und zu schreiben“ (B 234). Kristeva sieht den von Julia hier angestrebten Prozess der Sublimation des Schmerzes durch (literarisches) Schreiben als äußerst wirkungsvolle Therapie für Depressionen an, da man sich nicht nur dem der Krankheit zugrunde liegenden erfahrenen Verlust durch Versprachlichung des Schmerzes anzunähern vermag, sondern ihn durch den künstlerischen Prozess in etwas Eigenes, Schönes und potenziell Sinnstiftendes verwandeln könne.<sup>400</sup> Doch Julia schafft es nicht, ihr „Leiden zu

<sup>396</sup> Die Metapher des Gefängnisses wiederholt sich im Verlauf von Julias Geschichte, wobei das Ausbrechen aus den unterschiedlichen Gefangenensituationen zunehmend schwieriger wird. Aus dem familiären „Liebes-Gefängnis“ (B 18) – dem „Familienkäfig“ (B 169) –, dem Angst-Gefängnis mit Patrick (vgl. B 36) und dem „Schwegekäfig“ (B 219) der Universität kann Julia entkommen. Sie kann ihnen, wenn auch nicht zur Gänze emotional, so doch räumlich entfliehen, weshalb sie als „Käfige“ bezeichnet werden – das Ausbrechen aus dem eigenen Kopf ist physisch unmöglich, was ihn zum „Hochsicherheitstrakt“ werden lässt.

<sup>397</sup> Vgl. Kristeva, *Schwarze Sonne*, 109.

<sup>398</sup> Selbstverletzendes Verhalten kann eine ungünstige, aber kurzfristig effektive Strategie zur Bewältigung von Stressoren bedeuten. Patient:innen beschreiben, dass der Schmerz ihre innere Anspannung – für einen begrenzten Zeitraum – zu lösen vermag. (Franz Petermann und Sandra Winkel, *Selbstverletzendes Verhalten*, 2. Aufl. (Göttingen: Hogrefe, 2009), 163.)

<sup>399</sup> Diese neu gewonnene Energie wird auch in Julias sprachlichem Ausdruck sichtbar, die Beschreibungen der Art ihrer Selbstverletzungen inklusive ihrer verwendeten Werkzeuge sind wieder brutal und expressiv (vgl. B 232).

<sup>400</sup> Vgl. Kristeva, *Schwarze Sonne*, 109.

benennen, zu steigern, es bis in seine feinsten Verästelungen hinein zu untersuchen“<sup>401</sup>, wie Kristeva den ‚Königsweg‘ der Versprachlichung beschreibt, denn es scheint ihr die Fähigkeit zu fehlen, ihre Gedanken zu ordnen und sich dadurch einen Überblick zu verschaffen. Julia weiß nicht, was sie wirklich sagen und ausdrücken möchte, zu jeder Aussage fällt ihr sofort das Gegenteil ein. Was trotzdem entsteht, bezeichnet Julia durchwegs als „peinlichen Mist“ (B 324). Sie scheitert daran, „etwas Ganzes, Gültiges“ (B 235) zu schreiben – weshalb sie schließlich damit aufhört und endgültig verstummt.<sup>402</sup> Julia schafft es somit nicht, sich den „sublimatorischen Zugriff auf das verlorene Ding zu sichern“<sup>403</sup> – was sie vielleicht aus ihrer Depression hätte retten können.

Als somit auch dieser letzte Selbstverwirklichungsversuch – Schriftstellerin zu werden – endgültig scheitert, beschließt Julia, ihren Suizidwunsch in die Tat umzusetzen und geht los, um das bereits erwähnte Hochhausdach zu suchen. Der Erzählkreis dieses letzten Kapitels ist nun geschlossen, die Leser:innen, die Julia auf ihrem Weg durch die düstere, regnerische Stadt begleitet und ihren Erinnerungen gelauscht haben, stehen nun gemeinsam mit dem mageren, wunden Mädchen auf dem Dach und blicken von oben auf die Stadt. Julia, die so oft in diesem Roman ‚unten‘ war, kann endlich die Perspektive wechseln. „Im Grunde, denke ich, liebe ich die Stadt von hier oben aus“ (B 236f) – eine Liebe, die nur möglich ist, weil sie nicht mehr selbst in das Leben dort ‚unten‘ involviert ist, nichts mehr tun muss, sich niemandem mehr beweisen, nichts mehr werden.

*„[E]s geht vor allem um meine Werde-Pflicht-Befreiung, denke ich, und stütze die Hände auf die Mauer. Als Befreite wäre es um mich herum schwarz und still, und dazu müsste ich keinen einzigen meiner Gedanken mehr hören, und wenn das der oberste Wunsch ist, dann ist es der Todeswunsch.“ (B 237)*

Schwarz, still und frei lässt Baum den:die Leser:in den Tod imaginieren. Julia stellt sich auf die Mauer, raucht und denkt an ihre Eltern: „Ich habe gedacht ich verstehe nicht, wie Götz und Carmen ihr Leben gemacht haben, wie sie es sich derart zur Katastrophe verunstalten konnten. [...] Jetzt stehe ich auf dem Dach und verstehe es.“ (B 238) Es schließt sich ein zweiter Erzählkreis, der damit begonnen hat, dass Julia im Jugendzimmer am Fenster sitzt, raucht und ihre Eltern hasst (vgl. B 8) und der mit der erwachsen(er)en Julia endet, die mittlerweile erkennt, wie komplex das Leben ist, und ihre Eltern nicht mehr für ihre Fehler verurteilt. Was Julia mit dieser Einsicht macht, ob sie springt oder nicht, bleibt offen – dass Julia im vielleicht letzten Moment ihres Lebens nicht an Jo, nicht an die Abtreibung, sondern an ihre Eltern denkt,

---

<sup>401</sup> Ebda, 107.

<sup>402</sup> Laut Kristeva Verstummen im Empfinden größten Schmerzes (vgl. Kristeva, *Schwarze Sonne*, 43.) – so auch Julia.

<sup>403</sup> Ebda, 107.

macht deutlich, wie stark Julias Depression mit ihrer Familiengeschichte verbunden ist, ja, wahrscheinlich in ihr ihren Ursprung findet.

### 6.2.2 Die Ursachen der Depression

Wenn man davon ausgeht, dass Julias Depression in ihrer Familiengeschichte ihren Ursprung findet,<sup>404</sup> aber in der Genese des Romans gleichzeitig feststellbar ist, dass sich ihr psychischer Zustand trotz Abgrenzung von den Eltern durch den Umzug in die Großstadt noch verschlimmert, kann man daraus schließen, dass auf Julia dort weitere Faktoren einwirken, die ihre Erkrankung verstärken. Diese können als gesellschaftliche Prozesse und Zwänge des neo-liberalen Kapitalismus identifiziert werden.

#### *Selbstverwirklichungszwang und Werde-Pflicht-Befreiung*

Nachdem Julias Todeswunsch in erster Linie ein Wunsch nach einer „Werde-Pflicht-Befreiung“ (B 237) ist, wird deutlich, dass ein Selbstverwirklichungszwang in Hinblick auf Julias Erkrankung eine große Rolle spielt. Die Werde-Thematik zieht sich wie ein roter Faden durch Julias Leben und durch den Roman.<sup>405</sup> Julias Selbstverwirklichungsmarathon scheint von Beginn an mit ‚Leistung‘ verknüpft zu sein: Sie sollte, so wünscht sich ihr Vater Götz bereits bei ihrer Geburt, ein „Geradeaus-Mensch“ werden, zielstrebig und erfolgreich; am besten ein „Leistungssportler“ (B 84). Der Leistungsdruck seitens des Vaters, in Kombination mit der Konfrontation derselben Prinzipien in der Schule, liegen scheinbar Julias für sie so belastender Werde-Pflicht zugrunde. Gleichzeitig formuliert Julia selbst den positiv besetzten Wunsch, etwas werden zu wollen (vgl. B 16), und zieht deshalb in die Großstadt – in der Überzeugung, durch individuelle Selbstverwirklichung glücklich werden zu können (vgl. B 16). Es scheinen also zwei sehr unterschiedliche Werde-Verpflichtungen gleichzeitig auf Julia einzuwirken: Einerseits der normative, durch Vater und Bildungssystem formulierte Imperativ, möglichst schnell und erfolgreich eine berufsnah Ausbildung zu absolvieren und einen Job zu finden, der finanzielle Sicherheit und soziales Ansehen verleiht. Der in Julias Innerem verankerte Wunsch, sich selbst zu verwirklichen, ist nicht klassisch normativ, scheint aber sogar noch anspruchsvoller zu sein: Sie will die Welt um sich herum verstehen lernen und ihre eigenen Werte finden (vgl. B 90) und aus diesem Verständnis heraus „etwas Ganzes, Gültiges“ (B 235) schaffen. Julia scheint eine Idealistin zu sein. Diese beiden unterschiedlichen Zugänge,

<sup>404</sup> Als familiäre, depressionsfördernde Faktoren zu nennen sind emotionale Deprivation in der Kindheit, Erfahrung von Liebe und Anerkennung der Eltern nur durch erbrachte Leistung, die Scheidung der Eltern und das damit verbundene kindliche Schuldempfinden sowie eine biologisch-genetische Prädestination, da Julias Mutter ebenfalls depressiv war und eine solche Anlage an Julia vererbt haben könnte.

<sup>405</sup> Im beruflichen Kontext wird Julia zuerst ‚Praktikantin‘ und später ‚Studentin‘ der Geisteswissenschaften. Im Privaten nimmt sie die Position als Frau an der Seite von Johannes ein, wird ‚Freundin‘ und ‚Liebende‘, und durch ihre Schwangerschaft steht sie vor der Option, ‚Mutter‘ zu werden. All diese, (größtenteils) aktiv betriebenen Werde-Versuche scheitern und lösen einen unfreiwilligen, passiven Werde-Prozess aus: Julia wird ‚psychisch krank‘, ‚depressiv‘, ‚magersüchtig‘ und ‚rot‘.

die Julia psychisch gleichermaßen beanspruchen, treffen und unterscheiden sich an der Institution des Theaters: Als Julia in der Schule erzählt, sie möchte Schauspiel studieren, wird sie ausgelacht (vgl. B 14); ihr Vater war in seiner Jugend, bevor er sich zu einem ‚egomanen Arschloch‘ entwickelt hat, Schauspieler in einer Theatergruppe (vgl. B 65) – jetzt ist er geldgeiler Unternehmensberater; Julias erster Freund Patrick, den sie verachtet, ist ein oberflächlicher, rückgratloser Journalist (vgl. B 19 und B 76), ihr zweiter Freund Johannes hingegen, den sie liebt, ist ein sensibler Schauspieler (vgl. B 125). Die Schauspielkunst gilt, für mehr als die Hälfte des Romans, als Sinnbild für die positiv besetzte Selbstverwirklichung, die Julia anstrebt, und steht der normativen Leistungsgesellschaft konträr gegenüber. Doch Johannes stellt sich schließlich als noch größeres ‚egomanes Arschloch‘ heraus als ihr Vater (vgl. B 143); ein gefeierter Drehbuchautor kapitalismuskritischer Theaterstücke als genauso geldgierig wie Patrick (vgl. B 182). Julia beginnt zu verstehen, dass die explizit formulierte Werde-Verpflichtung der Leistungsgesellschaft und der nur scheinbar persönliche, nicht minder normative Selbstverwirklichungswunsch als erfolgreiche Künstlerin näher beieinander liegen als ursprünglich gedacht. Der von Ehrenberg beobachtete, in der Mitte des letzten Jahrhunderts stattfindende Wechsel von der normativen Disziplinargesellschaft zur paradoxen Freiheit der heutigen Moderne wird hier literarisch übersetzt.<sup>406</sup> Diese beiden konträren Einflüsse, die dennoch nur zwei Facetten des von Ehrenberg formulierten Selbstverwirklichungszwangs sind,<sup>407</sup> scheinen Julia innerlich zu zerreißen: Gefühle der Verwirrung, der Orientierungslosigkeit und des Unverständnisses (vgl. B 62, B 90, B 101, B 98, B 145, B 202, B 235) prägen ihre Lebenswelt; der Begriff „Lebenschaos“ (B 41 und B 237f), den sie ihrem Dasein zuschreibt, scheint treffend zu sein. Ehrenberg führt aus, der:die Depressive sei nicht nur „erschöpft von der Anstrengung, er selbst werden zu müssen“<sup>408</sup>, sondern auch von der Anstrengung der Verortung dieses Selbst zwischen Möglichem und Unmöglichem, Erlaubtem und Verbotenem und Normalem und Pathologischem<sup>409</sup> – und genau diese Anstrengung scheint es zu sein, die für Julia psychisch so belastend ist. Sie wünscht sich so sehr, innerhalb dieses Chaos eine „Ordnung“ zu kreieren, denn, so sagt sie, „man braucht eine, man hat keine, man macht sich eine, mit aller Macht“ (B 28) – denn das Ordnen der eigenen Wünsche, Vorstellungen und Werte steht konditional noch vor der Selbstwerdung. Bis zuletzt versucht Julia verzweifelt, ihr „totale[s] Lebenschaos zu lesen und zu ordnen“ (B 238), um endlich ‚etwas zu werden‘ – muss aber erkennen, dass sie dazu nicht fähig ist, weshalb ihr nur der Selbstmord bleibt (vgl. B 238).

---

<sup>406</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 4.

<sup>407</sup> Vgl. ebda, 7.

<sup>408</sup> Ebda, 4.

<sup>409</sup> Vgl. ebda.

### Die Maus-Parabel

Genau in der Mitte des Romans, zwischen zwei konträren Werde-Versuchen<sup>410</sup> – der fremdbestimmten Arbeit als Journalistin und dem Versuch der Selbstfindung in der wahren Liebe, der Julias Wesen mehr entspricht – wird eine Parabel präsentiert, in der der komplexe und vielschichtige Druck, den Julia spürt, für die Leser:innen verdeutlicht wird:

*„Zum besseren Verständnis gucken Gott und ich einer Maus zu. Sie nimmt eilig Grabungen auf ihrem Quadratmeter vor, dessen Himmel ein Ziffernblatt ist, auf dem zwei Schwerter die Uhr anzeigen. [...] [Sie gräbt] an einem Loch in der Erde, das fertig werden muss und ein großes Kunststück werden soll, größer als sie selbst.“ (B 126)*

Die Maus steht für Julia, und ihr eifriges Graben ist Sinnbild für ihre Versuche, sich auf ihrem ‚Quadratmeter‘, der Großstadt, selbst zu verwirklichen. Sie muss etwas leisten, aber nicht irgendetwas: Es muss etwas Beeindruckendes sein, ein ‚Kunststück‘. Durch den Umstand, dass die *kleine* Maus etwas *Großes* vollbringen muss, wird bereits angedeutet, dass dieses Vorhaben sich als überfordernd herausstellen wird – was der Überforderung zugrunde liegt, ist der auf die Maus einwirkende, von Ehrenberg formulierte Selbstverwirklichungszwang.<sup>411</sup> Die Maus und Julia stehen aber nicht nur unter einem mit dem Selbstverwirklichungszwang einhergehenden Leistungsdruck, sondern auch unter Zeitdruck, sich möglichst *schnell* selbst zu verwirklichen und etwas zu leisten: Die Uhr am Himmel steht für das von Rosa identifizierte übermächtige Zeitregime der Spätmoderne.<sup>412</sup> Der Zeitdruck wird Julia sowohl von ihrem Vater als auch von Schule und Universität vermittelt; so sagt Julia über ihre Schulzeit: „[W]enig Zeit, das haben sie immer wieder gesagt, dass wir keine Zeit haben und uns beeilen müssen mit den Versetzungen, die zu einem schnellen Abitur [...] führen, [...] und danach sofort den Bachelor und dann den Master anfangen beziehungsweise bereits beendet haben müssen“ (B 12f). An der Universität aufgenommen, entdeckt Julia hier die Fortführung desselben Prinzips, und hier formuliert sie explizit, dass dieser Zeitdruck unweigerlich depressiv machen muss:

*„Der Arbeitsmarkt ist der General, der verordnet hat, die Universität in eine Rennbahn zu verwandeln. Auf der Rennbahn studiert man Karriere, auf der Rennbahn hat man keine Zeit, man rennt geradeaus, man guckt nicht zu den Seiten [...], und am Ende ist man ein vereinfachtes Kaninchen mit Perlenohrringen, das später Depressionen bekommt, oder man hat sofort Depressionen und muss Selbstmord machen, weil einem kein gerader Lebenslauf gelungen ist.“ (B 221)*

<sup>410</sup> Die Parabel ist dramaturgisch präzise positioniert, kurz nachdem Julia Johannes kennengelernt und sich in ihn verliebt hat, aber noch bevor dieser sein wahres, narzisstisches Ich zeigt.

<sup>411</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 4 und 278.

<sup>412</sup> Vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 8.

An Julias erfolgreichen, aber stark belasteten Arbeitskolleg:innen beim Design-Magazin ist die psychische Auswirkung dieses engen Zeitregimes sichtbar.<sup>413</sup> Die Metapher, die bisher scheinbar klassisch normative Zwänge darstellt, nimmt durch zusätzliche Informationen, die im folgenden Absatz wiedergegeben werden, eine unerwartete, paradigmatische Wende<sup>414</sup>:

*„Es war hier nie so, dass die Maus ihren [...] Quadratmeter nicht hätte verlassen können. Es war im Gegenteil immer so, dass alle Wege offen standen [...]. Sie hat von Beginn an jede Möglichkeit gehabt. Zu ihrer Verteidigung ist daher kaum etwas wirklich Entlastendes vorzubringen. Leider, muss man sagen, ist alles ihre Schuld. Ihr Verschulden ist es, sich nur dem Graben gewidmet zu haben, um ein großes Kunststück zu vollbringen, ihr Verschulden ist es, nicht dahin hingegangen zu sein, wo es richtig gewesen wäre.“ (B 126f)*

Die Maus ist also, wie sich herausstellt, frei, ihren Quadratmeter zu verlassen; sie kann gehen, wohin sie will, ihr stehen alle Möglichkeiten offen. Dass sie bleibt, wo sie ist, und gräbt, ist also scheinbar ihre freie Entscheidung. Was anfangs als Zwang formuliert wurde, ‚das Loch *muss* schnell fertig und großartig werden‘, wird plötzlich relativiert: Niemand zwingt die Maus, ein Kunstwerk zu erschaffen, so wie niemand Julia *zwingt*, ‚etwas zu werden‘. Hier wird jenes Phänomen sichtbar, das Ehrenberg als illusionäre Freiheit der Moderne identifiziert:<sup>415</sup> Dem Individuum wird suggeriert, es könne machen, was es wolle; die Tatsache, dass diese Entscheidung aber nach wie vor einem Handlungs- und Leistungszwang untersteht, wird unterschlagen. Als sich die Entscheidung der Maus, das Loch zu graben, als falsch erweist – inwiefern, wird nicht gesagt – liegt die Verantwortung dafür allein bei ihr. Becks Beobachtung, dass das Individuum die Schuld für negative Konsequenzen von unter Zwang eingegangenen Risiken immer selbst zu tragen habe,<sup>416</sup> ist in diesem Gleichnis ebenfalls literarisch dargestellt: Julia muss ihre Entscheidung, ohne fixen Studienplatz, also ohne eindeutigen Lebensinhalt, ohne Aufgabe, tägliche Beschäftigung oder Struktur, in die Großstadt gezogen zu sein, selbst verantworten – demnach ist sie auch an der negativen Konsequenz, der hohen psychischen Belastung durch diese Unsicherheit und Orientierungslosigkeit, selbst schuld. Und nicht nur daran: „Wiederholt wurde der erschöpft arbeitenden Maus ausgerichtet, dass es in Wirklichkeit keinen Grund zur Hast gäbe, dass es nie einen Grund gegeben habe, und das zu wissen ist

<sup>413</sup> „Patrick [...] ist in sich drinnen ein zutiefst verunsicherter, einer, dem die aktuellen Zeit-Forderungen aus seinem I-Phone raus direkt in den [...] Kopf gefallen sind, wo er ihnen Folge leistet, wo sie aber auch ein heilloses Chaos anrichten“ (B 36) und seine Exfreundin Sue erkrankt bei dem Magazin, bei dem das Motto „Seien Sie schnell, seien Sie Wasser“ (B 105) ist, an Burnout (vgl. B 100). Ihr gemeinsamer Chef Sven ist hingegen der Prototyp eines „Geradeaus-Menschen“ (B 84), der bei der Beschleunigung nicht nur mitmacht, sondern auch von ihr profitiert (vgl. B 82ff).

<sup>414</sup> Zu vergleichen mit der normativen Wende des 20. Jahrhunderts, die Ehrenberg beobachtet (vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 4.).

<sup>415</sup> Vgl. ebda, 9.

<sup>416</sup> Vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 218.

wieder ihre Schuld, vielleicht die größte“ (B 127). Die Maus hat also auch die Entscheidung, sich überhaupt nach dem Ziffernblatt am Himmel zu richten und sich mit der Fertigstellung des Kunstwerks derart zu beeilen, scheinbar allein und ohne Fremdzwänge getroffen – und ihre Erschöpfung ist folglich ebenfalls ihre Schuld. Welch psychischen Effekt und Einfluss aber die Präsenz der übergroßen Uhr auf die kleine Maus hat, wird als nichtig abgetan – obwohl ihre Zeiger aus scharfen Schwertern bestehen, die für die Maus eine echte körperliche Bedrohung bedeuten. Dass auf Julia also mehrere gesellschaftliche Zwänge einwirken und diese ihre Entscheidung, überstürzt in die Großstadt zu ziehen, maßgeblich beeinflusst haben, kann erfolgreich vertuscht werden, weil die wirkenden Strategien keine sichtbaren Spuren hinterlassen.<sup>417</sup> Diese hinter den Strategien stehende höhere Instanz allein kennt, denn das ist Teil ihrer Macht, die Regeln des herrschenden Diskurses. Im weiteren Verlauf der Parabel be- und verurteilt die Instanz die Exekution dieser, der Maus unbekannten, Regeln in einem kafkaesken, gerichtsähnlichen Verfahren<sup>418</sup>: Die Maus muss ihre ‚Versäumnisse‘ rechtfertigen, etwas ‚Entlastendes‘ zu ihrer ‚Verteidigung‘ vorbringen, und durch eine Abwesenheit solch entlastender Beweise wird schließlich ihre ‚Schuld‘ verkündet (vgl. B 126f). Wer oder was diese höhere Instanz ist, die über die Maus und über Julia herrscht, liegt nahe: Gemeint ist der neoliberale Kapitalismus. Eine weitere Strategie, die diesem zur Verfügung steht, ist die der Beschleunigung:

*„Als die Schwerter am Himmel dann so, wie es eben eintritt, schneller zu kreisen begannen, wollte die Maus trotz der Hinweise ebenfalls schneller werden. Sie entschied, ausschließlich zu graben und die Nahrungssuche vorerst einzustellen, was ihr nur gerecht erschien. Nur noch Knochen und Wirbel wurden von ihrem stumpfen Fell zusammengehalten, [...] auf dem rot gärende Wunden zu glänzen begannen. Mit kleinen Glückstränen in den Augen und dankbar für die Möglichkeit dieses erlösenden Ausgleichs grub sie tapfer weiter, bis ihr verschwindender Körper sich hinlegte, um in seinem Loch zu sterben.“* (B 127)

Der Maus wird mitgeteilt, sie müsse sich nicht beeilen – aber gleichzeitig sieht sie die bedrohlichen, immer schneller kreisenden Schwerter, und sie kann nicht anders, als sich nach ihnen zu richten und der Beschleunigung Folge zu leisten. Die sogenannten ‚Hinweise‘ sind Strategien des Kapitalismus, die Illusion der scheinbaren Freiheit aufrechtzuerhalten, während in

<sup>417</sup> Rosa erkennt in dieser Spurenlosigkeit eine große Bedrohung: Das Zeitregime der Schnelligkeit, das das moderne Subjekt reguliert und unterdrückt, wirkt unsichtbar, wodurch die Gefahr, die ein solcher Zeitdruck auf die psychische Gesundheit ausüben kann, ebenfalls viel zu oft unerkannt bleibt und nicht rechtzeitig abgewandt werden kann (vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 8.) Diese unsichtbare Wirkweise lässt sich auf die Zwänge der Selbstverwirklichung und des Risikos übertragen.

<sup>418</sup> Die Anklage der Maus durch eine unbekannte Obrigkeit erinnert an die Anklage des Prokuristen Josef K. in Kafkas *Prozess*. (Franz Kafka, *Der Prozess* (Berlin: Die Schmiede, 1925).)



Wirklichkeit harte gesellschaftliche Sanktionen – gefährlich wie die Schwerter – jenen Individuen drohen, die sich gegen das System zu stellen versuchen.

Das Verhalten der Maus, das auf diese paradoxe Befehlsgebung folgt, kann man als entfremdet bezeichnen: Sie vernichtet sich sukzessive selbst, um dem ökonomisch motivierten Selbstverwirklichungszwang nachzukommen, und betrachtet diese Selbstzerstörung als freiwillige Entscheidung. Die Maus ist das zerrissene Leistungssubjekt, das Han beschreibt – scheinbar ohne äußere Zwänge ist sie Arbeiter:in und strenger Aufseher:in in einem und beutet sich in dieser Zerrissenheit völlig aus.<sup>419</sup> Da die Maus gleichzeitig in dem Bewusstsein lebt, dass jegliches Versagen ihre eigene Schuld ist, empfindet sie die Erschöpfung, den Schmerz, den sie erfährt, und schließlich auch den Tod, als gerechtfertigte und erlösende Strafe. Wie sich dieses Szenario auf Julia übertragen lässt, ist überdeutlich. Während sie wirklich in die Stadt umziehen, das Elternhaus hinter sich lassen und studieren gehen *will* – „[I]ch versuche weiterzulesen, denn ich will. Nur noch eine Klausur, dann bin ich raus“ (B 8); „Ich will was werden. Ich weiß noch nicht, genau was, aber ich will“ (B 16), und hier noch nicht von einer entfremdeten Entscheidung gesprochen werden kann,<sup>420</sup> ist ab dem Beginn ihrer Beziehung mit Patrick von einem einmal stärkeren, einmal weniger starken Einfluss der Entfremdung zu sprechen. Den Zenit ihrer entfremdeten Handlungen erreicht Julias Verhalten, als sie, um von Vater und Gesellschaft endlich eine „Bezeichnung“ (B 96) zu bekommen, die ihr Dasein rechtfertigt, die Praktikumsstelle in dem ihr von Anfang an verhassten Kunstmagazin annimmt – und dort nicht nur vollen Arbeitseinsatz zeigt, sondern auch positiv aufgenommen und gelobt wird, also scheinbar perfekt zum Magazin passt. Julia spricht in der dritten Person von sich:

*She understands what a project is all about from the very early stages on and how it can be done quickly and effectively. The fact that she moved to this city for the internship bears testimony to her conviction and dedication to her career and shows that she doesn't flinch from changing places [...] and to take up challenges. She has tremendous passion for what she does. [...] She is a ray of sunshine and a respected colleague and SS team member. (B 97)*

Julias Gefühle der Entfremdung ob dieses Lobs von einer Gruppe, die sie eigentlich verachtet, werden durch das Stilmittel einer *Fremdsprache* im sonst durchgehend deutschen Text transportiert: Die Leser:innen erfahren während der Lektüre dieses Absatzes selbst ein subtiles

<sup>419</sup> Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 23. Hannah und ‚die Maus‘ Julia scheinen das gleiche Schicksal zu teilen.

<sup>420</sup> Julias ureigener Wunsch wurde, ähnlich wie bei Hannah, durch die Prämissen der Risiko- und Beschleunigungsgesellschaft beeinflusst, indem das Risiko eines Umzugs für einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz konsequent verdrängt wird (vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 45) und das Zeitregime der Beschleunigungsgesellschaft die Zeit über den Raum stellt (vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 21).

Gefühl der Fremdheit. Die verwendeten Begriffe entsprechen dem Bild des vom heutigen Arbeitsmarkt präferierten Individuums, wie es Ehrenberg, Han, Beck, aber auch Hurrelmann und Albrecht darstellen: Der Begriff ‚Projekt‘ fällt unter jene Begriffssammlung, die Ehrenberg als diskursbestimmend für die Arbeitswelt der heutigen Moderne beschreibt, genauso wie die Charaktereigenschaft der Hingebung und der Leidenschaft,<sup>421</sup> die Prämissen der Schnelligkeit und der Effektivität werden von Rosa formuliert.<sup>422</sup> Dass der Arbeitsmarkt zunehmend häufig einen Ortswechsel vom Individuum verlangt, beobachtet Beck – dass dieser Ortswechsel nicht als eventuell negatives Risiko, sondern als Chance in Form einer positiv besetzten ‚Herausforderung‘ wahrgenommen wird bzw. werden muss, wird sowohl in Becks Beobachtungen über die Risikogesellschaft deutlich gemacht,<sup>423</sup> als auch in Hans Kritik des heute herrschenden Positivzwangs.<sup>424</sup> Letzterem entspricht auch die Beurteilung von Julias Charakter: „[A] ray of sunshine“ ist wohl das Nonplusultra eines positiven Menschen. All diese Charaktereigenschaften in einer Person kombiniert entsprechen exakt dem Bild, das Hurrelmann und Albrecht von einem perfekten Vertreter der ‚Generation Praktikum‘ zeichnen<sup>425</sup> und dessen Realisierung manche Millennials überfordert – nicht aber Julia, die die Arbeit an sich als einfach, jedoch nicht als sinnvoll betrachtet. Julias starkes Gefühl der Entfremdung ist auch an einer anderen Stelle sichtbar: Eines Tages bemerkt sie eine „neu installierte Hauptplatine auf meinem Hinterkopf“ (B 105), die ihr offenbar für die Arbeit beim Design-Magazin eingepflanzt wurde.<sup>426</sup> Das Handeln der Protagonistin ist ein ständiges Oszillieren zwischen Entfremdung und dem Versuch, sich die Welt wieder anzuverwandeln, und ihre Geschichte ist die einer Suche nach ihrem wahren, in Kontakt mit der Welt stehenden Selbst, abseits gesellschaftlicher Zwänge und familiärer Erwartungen. Dass Julia durch Selbstverletzung in Form von Mager sucht und Ritzen die Erfahrung macht, innerhalb dieses Chaos wenigstens auf einer Ebene, der körperlichen, Kontrolle zu erfahren, ist in der Parabel der Maus ebenfalls dargestellt – so wie auch der Aspekt der erlösenden Bestrafung angesichts ihrer großen Schuldgefühle sich selbst, ihren Eltern und der Gesellschaft gegenüber. In diesem erschöpfenden Kampf zwischen Zwang und Kontrolle, Entfremdung und Resonanz, zwischen im Kapitalismus verwertbarer Leistung und wahrer Selbstverwirklichung, stirbt die Maus schließlich – und Julia droht zu sterben. Die Maus-Parabel ist somit eine *Mise en abyme* des gesamten Romans mit proleptischer Funktion.

<sup>421</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 8f.

<sup>422</sup> Vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 8.

<sup>423</sup> Vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 20 und 115f.

<sup>424</sup> Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 45.

<sup>425</sup> Vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 28 und 41. Julia wird auf dieses Verhalten in der Schule bereits trainiert: „[D]en Zukunftsunterricht haben sie erteilt in Arbeitsmarkt, Ausdauer, Ausland, Disziplin, Flexibilität, Praktika, Wirtschaftskrise“ (B 13).

<sup>426</sup> Ebenfalls verbildlicht ist die Entfremdung in der bereits erwähnten Metapher der ‚ferngesteuerten Ameise‘ (vgl. B 108), in der außerdem Julias Erkenntnis dargestellt ist, dass sie das entfremdete Handeln zunehmend depressiv macht.

### Spiegelungen

Die poetologische Technik der Spiegelung wird von der Autorin mehrfach angewandt. Sie leitet den Roman mit einer Metalepse ein: Auf der ersten Seite macht Julia Bekanntschaft mit einem Schriftsteller – vermutlich derselbe wie aus jener Nacht der Scham-Fantasie (vgl. B 38 und B 38) –, und dieser sagt, er schreibe „[k]eine Geschichten, nichts Ganzes, nur Bedeutungsloses“ (B 5) – so wie auch Julia über ihre eigenen Schreibversuche sagt, sie schaffe es nicht, „überhaupt einen ganzen Satz oder gar eine ganze Geschichte“ (B 235) zu schreiben, und auch er ist depressiv (vgl. B 28). Für sein Nicht-Schreiben-Können macht er auf zynische Weise die Gesellschaft verantwortlich: „Aber ich kann nichts dafür. Wäre ich arm, wäre ich ein Ali, würde irgendjemand eine Bombe auf mich werfen, mich wenigstens diskriminieren oder meine Menschenrechte verletzen, glaub mir, es wäre ganz anders“ (B 5). Auch dies kann als Spiegelung von Julias Erfahrung interpretiert werden: Die Welt ist für Julia ein Chaos, das sie nicht versteht – in einer der vom Schriftsteller beschriebenen (Extrem-)Situationen könnten ihre aktuellen, mit der Wohlstandsgesellschaft verknüpften Probleme der Orientierungslosigkeit und der Sinnfindung nicht aufkommen. Ein solches Leben wäre gefährlicher, aber auch klarer – denn man ist in erster Linie mit der Befriedigung der primären Bedürfnisse beschäftigt. Betrachtet man den Roman als Ganzes als Kapitalismuskritik, kann man drei weitere Textstellen als *Mise en abyme* interpretieren. Erstens eine Passage, in der der Journalist Gammelscheck und der Theatermacher Reiner über die heutige Zeit sprechen:

*„Wir durchschauen nicht nur die Technik nicht mehr, nein, auch die Systeme, die uns beherrschen, durchschauen wir nicht mehr, wir verstehen nicht mehr, was uns umgibt, niemand versteht hier mehr irgendwas, [...] und das, so Gammelscheck weiter, sei im Üb-rigen auch Thema seines Buches. Und Reiner sagt: Weltuntergang. Kapitalismus. Darum geht's auch wahrscheinlich in meinem nächsten Stück.“* (B 177)

Gespiegelt wird hier die Entität eines künstlerischen Erzeugnisses, das kapitalistische Systemkritik verarbeitet – also die Idee einer kapitalismuskritischen Schrift in einer kapitalismuskritischen Schrift. Außerdem kommen in Reiners Stücken enorm viele Körperflüssigkeiten vor, es wird „pausenlos gekotzt, geschissen, geblutet und gefickt“ (B 181), was durchaus als *Mise en abyme* auf stilistischer Ebene gesehen werden kann: das Aufgreifen der Verwendung des Stilmittels des Grotesken. Baum treibt die Spiegelung noch weiter: Julia überlegt, „[w]äre ich Reiner, würde ich Jo's und meine Geschichte, diese Un-Geschichte, wahrscheinlich als die von zwei durch-ökonomisierten Subjekten erzählen, die nicht mehr wissen, dass sie welche sind“ (B 181) und suggeriert somit eine Interpretation des eigenen Romans. Zuletzt werden Kapitalismuskritik und die Schopenhauersche Sinnproblematik – denn dieser entspricht Julias Sinnproblem – kombiniert in einer Vorlesung ihres Philosophieprofessors gespiegelt: Er spricht über den „sinnlos in die Welt geworfenen Menschen, [...] er analysierte diese Geworfenheit

[...] am Beispiel von Musil, Hofmannsthal etc. [...], um die Entfremdung, die Vereinzelung, Sinnleere des modernen Menschen am Text beispielhaft zu machen“<sup>427</sup> (B 225) – während Julia den ganzen Roman hindurch mit genau diesen Problemen zu kämpfen hat. Die wiederholten Spiegelungen, die vor allem gesellschaftliche Missstände thematisieren, scheinen die Funktion zu haben, den Roman als gesellschaftskritisch und die Depression der Protagonistin als von der Gesellschaft (mit-)verursacht auszulegen. Dies suggeriert vor allem eine letzte Spiegelung: Julia bezeichnet Reiners kapitalismuskritische Theaterstücke als finanziell profitables, „subventioniertes Einschlafgeschrei“ (B 182), das dem Publikum kritisches Denken nur vorgaukle und in Wirklichkeit nur den Systemerhalt fördere – was ebenfalls eine *Mise en abyme* ist, denn so können zynische Leser:innen Baums prämierten Roman ebenfalls auffassen – und Julia selbst bekommt von dieser Heuchelei „psychische Krankheiten, wie sie im Katalog stehen“ (B 183). Explizite Äußerungen, die besagen, dass gesellschaftliche Umstände psychische Krankheiten hervorrufen können, finden sich an zwei Textstellen: Erstens in Julias Kritik am Leben in der Großstadt, als sie ausführt, dieses zusammengepferchte, individuelle Wollen in den engen Hochhäusern und der große Konkurrenzdruck der einzelnen Bewohner:innen mache die Menschen „hektisch, sie werden krank und haben nur noch Ersatzblut in ihren Körpern“ (B 203). Nach Julia sei es generell ein „Irrsinn, einen Großteil der Lebenszeit darauf aufzuwenden, das Leben in dem überbesetzten Raum zu erwirtschaften, dafür zu arbeiten, dafür sich totzumachen“ (B 197), wo das Leben nur aus der Dualität Verlangen nach und Befriedigung durch Konsum besteht (vgl. B 198). Welche Krankheit die Menschen unter diesen Umständen ereilt und ereilen muss, spezifiziert Julia in ihrer Hassrede gegen die Universität, wie bereits oben beschrieben: nämlich Depression (vgl. B 221). Abschließend soll noch eine letzte Szene dargestellt werden, die Glück in dieser Gesellschaft als aussichtsloses Projekt interpretiert. Die Traumsequenz in der Partynacht, die zuvor als Scham-Metapher interpretiert wurde, hat eine zweite Funktion: Sie kann auch als Gesellschaftskritik, als kritische Haltung gegenüber dem von Han formulierten Positivzwang gesehen werden.<sup>428</sup> Die Außenseiter, also Julia und der Depressive, sind ausgestoßen, weil sie nicht ‚positiv‘ sein können und die Feier und das Leben in Gesellschaft nicht (naiv) mitfeiern, sondern ihr gegenüber kritisch und somit eher negativ eingestellt sind. Diese kritische Haltung ist mächtig, denn sie droht, die fröhliche Gesellschaft als Farce, als gezwungen fröhlich zu enttarnen (vgl. B 39): Auf jedem der feiern-den Gäste ist:

*„ein breites Lächeln aufgespannt [...], lässt er das Lächeln aber sein, schnellst sofort eine kleine Nadel, die an seinem Hinterkopf montiert ist, auf die Kopfhaut herunter, wo sie*

<sup>427</sup> Julia sieht ein solches ‚Verwenden‘ von Literatur als Missbrauch an (vgl. B 225); Julia würde also wahrscheinlich auch diese Masterarbeit kritisieren, ist doch ihre Kritik im Grunde nichts anderes als eine Kritik am Vorgang literatursoziologischer Textinterpretation, wobei sie die Technik der „Literatur als Illustration“ (vgl. Kuzmics und Mozetič, *Literatur als Soziologie*, 26) wohl besonders verachten würde.

<sup>428</sup> Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 45.

*ihm den Spaß draufschreibt, und die Nadel stoppt das Fräsen erst, wenn der zuckende Mensch wieder das Lächeln anfängt, also lächelt er“ (B 39)*

Durch diese Beobachtung droht ein Machtwechsel, weshalb Julia sofort auf ihren Platz unten in der Hierarchie zurechtgewiesen werden muss: Sie wird von der Masse ‚mit Füßen getreten‘ (vgl. B 39) und am Boden gehalten, was das aktuelle Machtgefüge sichert. Am Ende ihrer Fantasie, nachdem die Gesellschaft sie – metaphorisch – bereits getötet hat, Julia aber immer noch existiert, findet doch ein Perspektiven- und Machtwechsel statt: Julia schafft es, sich hochzuziehen, und betrachtet die Szenerie nicht mehr von unten, sondern von oben. Die Partygäste, die Julia „Kinder“ nennt, „liegen aufeinander gestapelt auf dem Boden, wo sie lachen und in ihrem Schweiß verfaulen, Eltern tot, denke ich, lauter gegen ihr Sterben kämpfende Kinder im Bauch, denen das Lebenschaos in den Kopf gefallen ist, so auch dir“ (B 41f). Die depressive, negative Julia steht plötzlich über den lachenden, positiven Gleichaltrigen, doch alle befinden sich im selben, tödlichen „Lebenschaos“, und es wirkt fast so, als wäre das Scheitern ihrer Generation in dieser Gesellschaft unausweichlich, egal, ob man sich oben oder unten in der Hierarchie befindet, ob man die Welt positiv oder negativ wahrnimmt – niemand hat eine Chance.

### ***Die Verortung der Depression zwischen Gesellschaftlichem und Persönlichem***

Anders als bei Gösweiners Protagonistin Hannah ist Julias Depression nicht allein durch das im Theorieteil herausgearbeitete Schema der ‚depressiven Generation Y‘ erklärbar. Auch wenn der Roman als Generationenroman eingestuft wird, sowohl vom Verlag selbst (Klappentext) als auch in den Kritiken, ist Julias Geschichte sehr viel weniger typisch, als es eine solche Zuschreibung vermuten lässt. Zwar unterliegt Julia den gesellschaftlichen Zwängen der Selbstverwirklichung, des Risikos und der Beschleunigung und hat entsprechend mit Entfremdungsgefühlen, Überforderung und Erschöpfung zu kämpfen, doch einige markante Faktoren heben sich ab. Dass Julia keinen Studienplatz bekommt, weil ihre Noten zu schlecht waren, entspricht den von Hurrelmann und Albrecht beschriebenen Hürden der ‚Generation Y‘<sup>429</sup> – ungewöhnlicherweise hat Julia aber keineswegs Probleme, einen Job zu finden: Ihr erstes Praktikum, das sie sogar durch Zufall und ohne Bewerbungsmarathon bekommen hat, verspricht bereits eine Festanstellung. Ihr Beziehungsleben entspricht ebenfalls nicht dem für Millennials typischen, sondern ist ungleich altmodischer: Julia ordnet sich ihren männlichen Partnern beinahe völlig unter, macht sich von ihnen abhängig – bei Patrick finanziell, bei Johannes emotional – und ihre Beziehungen sind dadurch alles andere als gleichberechtigt. Zuletzt entspricht das Verhalten ihrer Eltern nicht jenem Bild der Überfürsorglichkeit, das Hurrelmann und Albrecht zeichnen:<sup>430</sup> Julia wird nicht in den Himmel gelobt, sondern im Gegenteil emo-

<sup>429</sup> Vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 28.

<sup>430</sup> Vgl. ebda, 193.

tional vernachlässigt. Der Leistungsdruck, den ihr Vater auf sie ausübt, ist eindeutig normativ: Julia soll sich nicht selbst, sondern vielmehr das Konzept verwirklichen, das der Vater seit ihrer Geburt für sie im Kopf hat. Das Internet spielt in Julias Leben keine signifikante Rolle. Dass Julia aufgrund eines Ausbildungsplatzes in eine fremde Stadt zieht und im fremden Umfeld isoliert und einsam wird, entspricht dem Bild der ‚depressiven Generation Y‘ – doch ist ihr Umzug kein reines Streben nach vorne, denn den Ausbildungsplatz hat sie ja noch nicht, sondern vor allem eine Flucht vor Vergangenem, dem psychisch belastenden Umfeld ihres Elternhauses. Es gibt folglich keinen Platz, an dem Julia sich wohlfühlt: „[J]eder mir aus meinem bisherigen Leben bekannte Ort war in meiner Vorstellung vergittert, blasenhaft, taub, nicht auszuhalten, ausweglos, also gleich.“ (B 204) Und hierin liegt auch der Kern von Julias Geschichte: Sie wird nicht durch die Gesellschaft depressiv, sondern ist bereits depressiv, als sie als junge Erwachsene mit gesellschaftlichen Zwängen in Berührung kommt. Die herrschenden gesellschaftlichen Zwänge unterstreichen jene Forderungen des Vaters, die ihr ohnehin schon ihr Leben lang Druck bereiteten: Sie fühlt sich mehr als je zuvor gezwungen, ein so erfolgreicher „Geradeaus-Mensch“ (B 84) wie möglich zu werden. Diese Prämisse widerspricht jedoch Julias Persönlichkeit, die die einer sensiblen Idealistin ist, die nicht schnell und oberflächlich arbeiten und leben will, sondern in die Tiefe gehen, etwas richtig verstehen und in Resonanz mit der Welt treten – etwas, das in der beschleunigten, entfremdeten Welt der Spätmoderne auch für psychisch Ausgeglichene beinahe unmöglich ist. Sie erfährt in der Großstadt nicht, wie gewünscht, Heilung, sondern erkrankt stärker, denn die neoliberalen Forderungen fördern Julias Depression nur noch zusätzlich.

Es ist noch eine weitere Interpretation denkbar, die Julias persönliche Geschichte auf andere Art mit gesellschaftlichen Aspekten verknüpft: Das Scheitern der Beziehung von Julias Eltern kann, verglichen mit Beobachtungen von Beck und Beck-Gernsheim, durchaus auch durch gesellschaftliche Umstände erklärt werden. Julias Mutter, die sich, als sie schwanger wurde, noch im Psychologiestudium befindet, bekommt nach der Geburt zu wenig Unterstützung von ihrem Mann Götz. Anstatt das neugeborene Baby gemeinsam zu versorgen und die Kindererziehung untereinander aufzuteilen, was Julias Mutter den Studienabschluss und eine Karriere ermöglichen würde, handelt Götz egoistisch und karriereorientiert und passt sein Leben, seine „Arbeitsmarktbiografie“<sup>431</sup>, nicht an die Bedürfnisse seiner Partnerin an (vgl. B 69). Gleichzeitig wirkt aber die in der Generation der Babyboomer bereits präsente Prämisse beruflicher Selbstverwirklichung auf beide Geschlechter ein – und dass Julias Mutter dieser Prämisse nicht nachkommen kann und von Julia und Götz ‚gezwungen‘ wird, nur Hausfrau und Mutter zu sein, macht sie schließlich depressiv. Dies wird deutlich in B 69: „Sie hat es zutiefst gehasst und sich nur gelangweilt [...] in irgendwelchen Einfamilienhäusern in Flughafennähe, wo man nur verrückt werden kann und wofür sie viel zu intelligent ist.“ Carmen entspricht somit dem ‚Vorgängertyp‘ zur einsamen, berufstätigen Frau nach Beck-Gernsheim:

---

<sup>431</sup> Beck und Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 14.

der depressiven Hausfrau und Mutter, die sich nicht selbst verwirklichen konnte, obwohl sie den Druck dazu sehr wohl verspürte.<sup>432</sup> Durch diese Überlegung kann eine durchaus schlüssige Überschneidung von gesellschaftlichen und familiären Faktoren, die zu Julias Depression führten, gefunden werden – wenn auch in der Elterngeneration der Ypsiloner:innen und nicht in der Generation Y selbst. Zuletzt muss angemerkt werden, dass trotz wiederholter expliziter Gesellschaftskritik und entsprechenden verstärkenden Erzählstrategien (die Bernhard'schen Tiraden, die Parabeln und die Spiegelungen) die persönlichen Aspekte von Julias Depression (problematische Kindheit, Trennung, Abtreibung, Sinnproblematik) ungleich authentischer und stärker wirken – vielleicht genau deshalb, weil sie weniger strategisch platziert sind, sondern subtiler und vielschichtiger transportiert werden. Man könnte also durchaus argumentieren, Julias Geschichte sei vordergründiger die Geschichte eines ungeliebten Kindes als die einer mit der Gesellschaft hadernden Ypsilonerin. Doch genau diese Diversität macht die literarische Darstellung der Erkrankung so authentisch, denn Depressionen sind im echten Leben oft genauso vielschichtig und komplex wie im Roman erkennbar – und durch ihn imaginativ erlebbar.

### 6.3 Simone Lappert – *Wurfschatten*

Simone Lapperts 2014 erschienener Debütroman *Wurfschatten*<sup>433</sup> handelt von der 25-jährigen Schauspielerin Ada und davon, wie ihre Angststörung ihr Leben bestimmt. Die Reaktion der Kritik ist gespalten: Roman Bucheli von der *Neuen Zürcher Zeitung* lobt den Roman als beeindruckendes Debüt, das einerseits sprachlich gekonnt ein bewusst „bis zur Karikatur überzeichnetes, aber mit Herzverstand [...] geformtes Bild einer Generation“ darstelle, aber auch auf kunstvolle Art eine „Biografie als Krankengeschichte“<sup>434</sup> hervortreten lasse. Hannah Lühmann, Autorin der *Zeit*, kritisiert den Roman hingegen stark, die bildlich überladene Darstellung der Angst wirke forciert, beinahe programmatisch und dadurch unglaublich: „Das Grauen in Adas Welt bleibt reine Behauptung, die Handlung wirkt wie Anschauungsmaterial zur These von der Freiheitsangst“<sup>435</sup> – und habe nicht im Entferntesten etwas mit den wahren Ängsten der portraitierten Generation zu tun.

Die junge Schauspielstudentin Ada leidet seit eineinhalb Jahren an einer hypochondrischen Angststörung, die ihren Alltag beinahe völlig bestimmt: Wenn sie allein ist, erlebt sie regelmäßig Panikattacken und steht Todesängste aus. Ist sie in Gesellschaft, versteckt sie ihre Gefühle, weil sie sich sehr für ihre psychische Instabilität schämt. Ihr Ta-

<sup>432</sup> Vgl. ebda, 80ff.

<sup>433</sup> Lappert, *Wurfschatten*. Der Roman wird im Folgenden mit der Sigle L und fortlaufender Seitenzahl zitiert.

<sup>434</sup> Roman Bucheli, „Wackelkontakt zur Welt“, *Neue Zürcher Zeitung*, 22.10.2014, <https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/wackelkontakt-zur-welt-1.18408300>.

<sup>435</sup> Hannah Lühmann, „Simone Lappert. Neurotische Allergikerin“, *Die Zeit*, 19.10.2014, <https://www.zeit.de/2014/43/simone-lappert-freiheit-angst>.



lent als Schauspielerin hilft ihr dabei – niemand in ihrem Umfeld erkennt, wie schlecht es ihr geht. Sie verschließt sich immer mehr, isoliert sich, und aus Ängsten werden Depressionen. Sowohl auf privater als auch auf beruflicher Ebene scheint ihr Leben zu stagnieren: Sie schafft es nicht, prestigeträchtige Einladungen von renommierten Schauspielhäusern, die auf ihren Studienabschluss folgen, anzunehmen; stattdessen spielt sie den anspruchslosen Part einer Leiche in einer Kriminal-Unterhaltungsshow. Ein Versuch, mit ihrer Angst umzugehen, liegt im Einrichten eines Therapiezimmers: Ein leerer Raum in ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung, in dem sie Fotos von Gehirntumoren, Verkehrsunfällen usw. aufgehängt hat und dessen Betreten eine Art Konfrontationstherapie darstellt. Und genau in dieses Zimmer zieht plötzlich Juri, der Enkel ihres Vermieters, weil sie mit der Miete seit Monaten im Rückstand ist. Diese erzwungene Nähe holt Ada aus ihrer Isolation, sie öffnet sich Juri immer mehr und schließlich verlieben sich die beiden. Der Roman endet mit einem Umzug des Pärchens in eine größere Wohnung, in der genug Platz für ein neues Therapiezimmer sein wird.

Ada ist depressiv – sie leidet an einem schlechten Selbstwertgefühl, Einsamkeit, negativen Gedankenspiralen, innerer Unruhe (Agitiertheit) und Schlaflosigkeit (vgl. L 23, L 28, L 41, L 50f, L 174f, ...) – doch ihre Depression ist nicht die vordergründig thematisierte Krankheit im Roman. Im Zentrum von Adas psychischem Leid steht eine Angststörung, die sich besonders in einer hypochondrischen Störung<sup>436</sup> manifestiert (L 11, L 17f, L 31f, L 55, L 66f, 156f, ...). Ada hat große Angst zu sterben, sei es an einer ihrer (eingebildeten) Krankheiten oder auch an einem Unfall (L 14, L 18, L 32, L 38, L 45, ...). Nicht nur der erste Satz der Erzählung – „Siehst du, es schlägt noch. Ada löste ihre Fingerkuppen von ihrer Halsschlagader und ließ ihre Hand sinken“ (L 11) –, sondern auch der Romantitel verweisen auf ihre Krankheitsangst: „Ada musste an die Schatten der Passanten denken und daran, dass *Wurfschatten* die Existenz ihrer Werfer bezeugten; Schatten im Inneren des Körpers hingegen bedeuten Zysten, Tumore, Gerinnsel und gefährdeten die Existenz“ (L 18). Bereits als Kind leidet Ada an diffusen Ängsten (vgl. L 65f), die in der problematischen Beziehung zu ihrer Mutter ihren Ursprung zu finden scheinen (vgl. L 68, L 74f, L 200). Die erste heftige Panikattacke im Erwachsenenalter, die auch den Auslöser für ihre Hypochondrie darstellt, erleidet Ada kurz vor Abschluss ihres Schauspielstudiums – sie scheint sich also außerdem große Sorgen um ihre berufliche Zukunft zu machen (vgl. L 14 und L 131). Die durch ihre psychische Instabilität, insbesondere ihre Krankheitsangst ausgelösten Schamgefühle (vgl. L 45, L 53, L 56, L 156, L 160, ...) verstärken

<sup>436</sup> Diese Komorbidität ist nicht ungewöhnlich: Sowohl Depressionen als auch Angststörungen treten häufig koinzident mit einer solchen Krankheitsangst auf. Interessant ist, dass Depressionen meist *nach* der Erkrankung an der hypochondrischen Störung auftreten, eine Angststörung hingegen *davor* oder zeitgleich beginnt. In Adas Fall scheint diese Beobachtung durchaus zuzutreffen (vgl. Russel Noyes et al., „Psychiatric comorbidity among patients with hypochondriasis“, *General Hospital Psychiatry* 16, Nr. 2 (März 1994): 78.).



Adas sozialen Rückzug und dadurch ihre Depression – oder lösen diese vielleicht sogar erst aus.<sup>437</sup>

### 6.3.1 Das Erleben der Depression

Die erste Szene des Romans beschreibt Ada, wie sie in ihrem Therapiezimmer steht, aus dem Fenster starrt, nachdenkt, und dabei immer mehr in sich hineinfällt (vgl. L 13). Sie ist unfähig, den Tag zu beginnen, da „ihre Vorhaben sich in ihren Gedanken verhedderten“ (L 12). Sowohl übermäßiges Grübeln als auch Gehemmtheit, die Unfähigkeit (konstruktiv) zu handeln, können als depressive Symptomatik gedeutet werden. Obwohl Ada dagegen ankämpft, spürt sie Angstgefühle in sich aufsteigen:

*„Da war wieder diese Taucherglocke aus trübem Glas, die sie vom Tag trennte, die ihr den Kopf und das Atmen schwer machte. [...] Ada hob ihre rechte Hand [...], [sie] zitterte. Und wenn die Hand jetzt schon zitterte, dann würde es nicht mehr lange dauern, bis die Taucherglocke ihr den Kopf unter Wasser drückte, tief in ihr eigenes Angstwasser hinein. [...] Und während sie von außen betrachtet [...] nur aussehen würde, wie eine junge Frau, die etwas starräugig den Tauben auf dem Gehsteig zusah, würde sie innerlich strampeln gegen den Druck der Tiefe. Und es wäre ihr nicht anzusehen, dieses Unterwasserstehen und das Ringen nach Luft, [...] auch nicht aus der Nähe.“ (L 13)*

Diese Textstelle beinhaltet mehrere für den gesamten Roman essenzielle Aspekte. Primär wird das zentrale Thema eingeführt, Adas Angst – und ihre Angst vor der Angst. Die Beschreibung ihrer Panik erfolgt einerseits durch die mimetische Darstellung ihrer körperlichen Symptome – das Zittern der Hand, das schwere Atmen –, andererseits durch Metaphern wie die der Taucherglocke, die ihren entrückten, abgedämpften Zustand nachvollziehbar machen soll, oder den Vergleich der ihr den Atem nehmenden Angst mit dem Gefühl zu ertrinken. Die verwendeten Metaphern und Vergleiche sind, wie sich im weiteren Verlauf zeigen wird, Teil einer komplexen Wasser-Motivik, die immer mit dem Themenfeld Angst und Depression verbunden ist und die sich durch den gesamten Roman zieht. Sie beinhaltet nicht nur das Element als solches, sondern auch die in diesem lebenden Tiere – seien es Fische, Wale oder Quallen –, die Ada liebt. Sie sucht ständig ihre Nähe, weshalb Aquarien, Vivarien und Zoohandlungen ebenfalls eine große Rolle spielen (vgl. L 19, L 21f, L 78, L 182). Der als Leitmotivik zu bezeichnende Komplex hat mehrere Funktionen. Er dient, wie oben angedeutet, vordergründig als Meta-

<sup>437</sup> Schamangst spielt in Bezug auf Hypochondrie eine große Rolle. Eine 2012 durchgeführte psychologische Studie stellt eine signifikant hohe Korrelation der Angst vor Stigmatisierung – also der Angst davor, als eingedete:r Kranke:r, als Hypochonder abgestempelt zu werden – mit dem Entstehen depressiver Symptomatik fest (vgl. Marion Freidl et al., „Zusammenhang zwischen Stigmabefürchtung, depressiver und Angstsymptomatik bei Patienten mit somatoformer Schmerzstörung,“ *Psychiatrische Praxis* 39, Nr. 6 (August 2012), 263.).

pher, was durch das Determinativkompositum „Angstwasser“ (L 13) überdeutlich ist: Das Element steht durch seine potenzielle Übermacht über den Menschen als Sinnbild für Adas (Todes-)Angst, die in der Tiefe lebenden Geschöpfe repräsentieren das Unterbewusste.<sup>438</sup> Außerdem steht die verzerrte Wahrnehmung, die ein Mensch unter Wasser erlebt – die Stille, die Dumpfheit, die gebrochene Optik – für Adas durch ihre psychische Belastung veränderte Perzeption der Außenwelt.<sup>439</sup> Die dieses Gefühl versinnbildlichende Metapher der Taucherglocke wird fast jedes Mal, wenn Ada Angst oder depressive Verstimmungen erlebt, erneut aufgegriffen (vgl. L 15, L 40, L 51, L 55, L 56, L 66, L 70, L 101, ...). Die Taucherglocke erinnert an die titelgebende Glasglocke aus Sylvia Plaths Roman *The Bell Jar*<sup>440</sup> – die Verwendung des bereits bekannten Bildes hat potenziell dieselbe Wirkung wie Baums Bernhard-Referenzen: Es bringt bei den eingeweihten Leser:innen ein bereits etabliertes, bekanntes Gefühl – in dem Fall das der dumpf-entfremdeten Melancholie – erneut zum Schwingen. Der Kunstgriff kann außerdem als bewusstes Anschließen an den Kanon der literarischen Darstellung weiblicher Depression gedeutet werden. Ferner können besonders tiefe Gewässer, übergroße oder seltsam geformte Fische, ihre schuppig-schleimige Haut oder ihr spezieller Geruch Gefühle der Fremdheit, der Unheimlichkeit und sogar des Ekels auslösen – eine Wirkung, mit der Lappert ebenfalls spielt. Und nicht zuletzt soll bei den Lesenden, so scheint es, – etwas plump<sup>441</sup> – ein generelles Gefühl der ‚Tiefe‘ im Zusammenhang mit Adas (negativen) Emotionen evoziert werden. Neben dieser symbolisch-metaphorischen Komponente wird in der Textstelle ein weiterer für das Erleben von Adas Depression wichtiger Faktor deutlich: Die Diskrepanz von Innen, also ihren subjektiven Empfindungen, und Außen, ihrer Wirkung auf andere – und die Abgetrenntheit der beiden Dimensionen.<sup>442</sup> Wie sehr es Ada beschäftigt, wie sie auf andere Leute wirkt, wird später noch deutlicher werden.

<sup>438</sup> Diese These wird später noch genauer erläutert.

<sup>439</sup> Interessanterweise verwendet Susan Gustafson, eine US-amerikanische Literaturwissenschaftlerin, eine äußerst ähnliche Metapher zur Beschreibung der aktuellen Lebenswelt junger, depressiver Frauen: Diese bezeichnet sie als „modern aquarium life“ – a life that does not seem to offer them meaning“ (Gustafson, „Asymbolia and Self Loss“, 19.).

<sup>440</sup> Plath, *The Bell Jar*.

<sup>441</sup> Plump auch deshalb, weil Adas innere Vorgänge nie nur angedeutet werden, sondern immer explizit gemacht, und meistens durch Metaphern, Vergleiche oder Symbole auch noch verstärkt. Die von Lappert erwünschte ‚Tiefe‘ wird den Leser:innen also regelrecht aufgedrängt. Es wird doppelt und dreifach absichert, dass die Botschaft verstanden wird: Ada hat Todesangst, also spielt sie bei einem Schauspielengagement die Rolle einer Leiche (vgl. L 37ff); Ada hat Angst vor einer Krebserkrankung und spürt, wie sich ihre Angst ausbreitet wie ein Krebs (vgl. L 18) usw. Plump andererseits, weil sie einzelne Formulierungen, wie die der Taucherglocke, ständig wiederholt, fast so, als ständen ihr keine anderen Formulierungen zur Verfügung – was an der Glaubwürdigkeit des Gesagten zweifeln lässt. Lapperts Beschreibungen der tiefgründigen Gefühle ihrer Protagonistin erinnern an den Versuch eines Kriminellen, ein erfundenes Alibi für die Tatnacht zu verkaufen: Wer lügt, verwendet gezwungenermaßen immer dieselben Ausdrücke, weil das Konstrukt der erfundenen Geschichte nicht flexibel ist, während die Beschreibung der erlebten Realität facettenreich und variabel bleiben würde.

<sup>442</sup> Diese Diskrepanz, die Teil von Adas Depression ist, offenbart sich für den Interpretationsprozess als am interessantesten: Adas diesbezügliches Verhalten – das Spielen verschiedener Rollen – ist nachvollziehbarer und authentischer als ihre Hypochondrie, Angst oder Melancholie.

***Impulsivität und Extraversion***

Ada untersucht in der Eingangsszene des Romans, im Therapiezimmer stehend, mit einem Stethoskop besorgt den Zustand ihres Herzens – und wünscht sich statt ihres eigenen, vermutet kranken Organs „[d]as Herz eines Walfischs [...] ungeheuer stabil musste ein solches Herz sein“ (B 12) –, als plötzlich die Türglocke klingelt. Sie empfindet sofort Erleichterung, denn ihre (Krankheits-)Angst ist am stärksten, wenn sie allein ist. „Die Klingel hatte das Trennglas um ihren Kopf zerscheppert, und der Tag war wieder da“ (L 15). Ihr Vermieter, Herr Matuschek, sucht Ada auf, weil sie mit der Miete stark im Verzug ist. Trotz des unangenehmen Hintergrundes des Besuches bittet sie ihn, auf einen Kaffee zu bleiben, um nicht allein zu sein (vgl. L 16). Auch wenn dieser ablehnt, bedeutet die Frage an sich ein ungewöhnlich extravertiertes Verhalten für jemanden, der:die ansonsten eine depressive Symptomatik aufweist. Auch in anderen Situationen manifestiert sich diese Auffälligkeit: Als Ada in derselben Nacht eine Panikattacke hat – „alles drehte sich, ihre Arme kribbelten, sie verlor das Gefühl in den Beinen; so fühlt sich Sterben an, dachte sie, genau so: der Körper stellt Glied für Glied seine Funktion ein“ (L 32) –, ruft Ada Matuschek an, um sich durch eine möglichst belanglose Plauderei über Fische von ihrem Zustand abzulenken (vgl. L 33). Bei einem Abendessen mit Freunden in ihrer Wohnung – sie ist nicht sozial isoliert wie die Protagonistinnen der beiden anderen Romane – will sie diese auch zu später Stunde nicht nach Hause gehen lassen: „Sie füllte Lukas’ Glas auf und verpflichtete ihn und die anderen damit zu mindestens zwanzig weiteren Bleibeminuten“ (L 28), macht frisches Karamellpopcorn und bietet sogar an, Lukas zu tätowieren.<sup>443</sup> Adas extravertierte Art ist, so wird deutlich, ein Schutzmechanismus: Sie spielt die Rolle der Lockeren, Lebenslustigen und Unerschrockenen – einerseits, um gemocht zu werden, aber auch, um sich von sich selbst und ihren Problemen abzulenken.

*„Solange die anderen da waren, war sie noch die Frau, die Kopf voran vom Dreimeterbrett sprang, die sich am linken Unterarm selbst tätowiert hatte und das Engagement bei Mord an Bord als willkommene Auszeit betrachtete. Sobald die anderen weg waren, war sie das Mädchen, das nur bei Licht einschlafen konnte. Wenn überhaupt.“ (L 28)*

Ada zieht sich also nicht auf dieselbe Art zurück wie die Figuren der zuvor beleuchteten Romane und ist, von außen betrachtet, nicht isoliert oder einsam. Anders als Hannah, die auf eine spontane Begegnung bei einem Spaziergang nicht eingehen kann, weil sie zu gefangen in ihrer eigenen, negativen Gedankenwelt ist, um mit jemandem zu sprechen (vgl. G 51) und

<sup>443</sup> Die Imagination der Leser:innen wird während der Lektüre durch die Versprachlichung sinnlicher Prozesse, wie das Essen (gustatorisch) oder das Tätowiert-Werden (haptisch) stimuliert (vgl. Vellusig, *Das Erlebnis und die Dichtung*, 19). Diese Imaginationsstrategie tritt durch den ganzen Roman hinweg häufig auf (vgl. L 13, L 37, L 44, L 50, L 66, ...), wird hier jedoch aus Redundanzgründen nicht genauer erläutert, da sie in den vorigen Kapiteln bereits ausführlich dargelegt wurde.

anders als Julia, die sich nicht traut, in einem Seminar ein Referat zu halten und nicht zuletzt deshalb die Universität gänzlich verlässt, weil sie sich nicht blamieren will (vgl. B 225), hat Ada keine Probleme damit, neue Kontakte zu knüpfen: Sie freundet sich nicht nur mit ihrem Vermieter, sondern auch ihrer Nachbarin Maria an (vgl. L 39), hat einen festen Freundeskreis, in dem sie gern im Mittelpunkt steht (vgl. L 24) und regelmäßig Affären<sup>444</sup> (vgl. L 23). Sie gibt sich selbstbewusst, redet viel und handelt spontan – wobei ihre extreme Impulsivität oftmals zu irrationalen Entscheidungen führt, die Ada später bereut. Als Juri plötzlich vor der Wohnungstür steht, ungefragt ihr Therapiezimmer betritt und ihre Therapietapete entdeckt, wirft Ada ihr nun „angestochertes Geheimnis“ (L 57) spontan aus dem Fenster in den Innenhof, ohne an die Konsequenzen zu denken, die sie erst später ereilen werden (vgl. L 85ff). Ein zweites Beispiel ist das unüberlegte Ausgeben von Geld, trotz finanzieller Notlage: einerseits im Einladen ihrer Freunde zu einem teuren Abendessen (vgl. L 24f), andererseits im Spontankauf von zwei kostspieligen Diskusfischen, obwohl sie zuhause für diese Fischart nicht einmal genug Platz hat (vgl. L 78) und zuletzt in ziellosten Zug- und Taxifahrten, durch die ihr manchmal kein Geld für Essen bleibt (vgl. L 32 und L 109f). Adas depressive Störung unterscheidet sich also deutlich vom bisher besprochenen, durch Antriebsverlust, generelle Verlangsamung und sozialen Rückzug geprägten typischeren Depressionsbild, wie es Hannah und Julia (vor allem am Ende des Romans) aufweisen.

### **Die agitierte Depression**

Dass Ada depressiv ist, ist für ihr Umfeld nicht sichtbar, und die Behauptung ihrer Depression für die Leser:innen nicht unmittelbar nachvollziehbar. Doch man müsse sich, so heißt es in der Depressionsforschung,

*„vergegenwärtigen, dass innere Unruhe, Nervosität, gesteigerter Antrieb und Rededrang ebenso Ausdruck einer Depression sein können. Diese agitiert unruhigen Formen einer Depression bleiben häufig unerkannt, weil die Patienten vergleichsweise gut sozial funktionieren, mit Aktionismus die Kernsymptome überspielen und sich selbst selten als krank und psychiatrisch psychotherapeutisch hilfsbedürftig definieren. Echte Klagen werden kaum geäußert.“*<sup>445</sup>

Depressive, die an einem solchen Subtyp erkrankt sind, den man als „agitierte Depression“<sup>446</sup> bezeichnet, sind also scheinbar extravertiert und sozial, aber hinter der Fassade genauso ein-

<sup>444</sup> Auch in diesen spielt Ada am liebsten exotische Rollen, als italienische Gastdozentin oder französische Bäckerin, weil es „ihr die Möglichkeit gab, sich für kurze Zeit neu zu erfinden und darüber alles andere zu vergessen. Im Wesentlichen aber versuchte sie, niemandem zu nahe zu kommen.“ (L 23)

<sup>445</sup> Hermann Ebel und Karl Beichert, „Depressive Störungen bei Patienten der Allgemeinmedizin: Früherkennung und therapeutische Ansätze,“ *Deutsches Ärzteblatt* PP 1, Nr. 3 (März 2002): 131f.

<sup>446</sup> Die agitierte Depression wird zwar in der Forschung thematisiert, ist aber bis dato kein offiziell klassifizierter Subtyp der depressiven Störung. Die Ausprägung tritt nicht nur seltener auf als die antriebsgehemmte, typi-

sam und isoliert wie ‚typische‘ Depressive – doch wird dies nicht bemerkt.<sup>447</sup> Auch Ada setzt alles daran, dass ihr echter Zustand von niemandem erkannt wird, denn sie schämt sich dafür (vgl. L 45f, L 101, L 173f, ...). Sie kann jedoch ihre psychische Anspannung nicht völlig verbergen, vor allem Nachbarin Maria fällt Adas Verhalten auf. Ihr häufiges In-die-Ferne-Starren bezeichnet sie als beinahe beängstigend (vgl. L 48), mit einem liebevollen „Du und deine Sorgen“ (L 41) will sie Ada trösten. Ein anderer von Adas Freunden bezeichnet ihr impulsiv-sprunghaftes Verhalten am Abend der Essenseinladung als „seltsam“ (L 29) – ein Abend, an dem sie sich besonders Mühe gegeben hat, locker zu wirken. Doch trotz dieser leichten Auffälligkeiten sind sich alle sicher: „Ada macht das schon“ (L 27). In der kleinen Freundesgruppe, die durchwegs aus Schauspieler:innen besteht, hat Ada sogar einen hohen Status, da sie als Einzige bereits von großen Schauspielhäusern zum Vorsprechen eingeladen wurde (vgl. L 56). Sie gilt also als sehr talentiert und als – wenn auch bisher nur potenziell – erfolgreich. Wegen dieser starken Diskrepanz zwischen Innen und Außen, ihres Unvermögens, sich zu öffnen, und ihren dadurch oft nicht nachvollziehbaren Handlungen geht die Freundschaft mit ihrer besten Freundin Sophie in die Brüche (vgl. L 55f). Ada versucht, Sophie ihre Probleme zu erklären, aber sie ist nur zur Wiedergabe von Gemeinplätzen in der Lage, die Sophie nicht ernst nimmt.

*„Angst, sagte sie, wir haben doch alle Angst, wir stehen doch alle unter Druck, jetzt, vor dem Abschluss, alle reißen wir uns den Arsch auf und du sitzt hier und trinkst Cappuccino. [...] Du bist und bleibst eine Dramaqueen [...] Andere reißen sich ein Bein aus für solche Einladungen [zu Vorsprechen], ich weiß wirklich nicht, was dein Problem ist.“ (L 55f)*

Sophie fühlt sich von Ada belogen und vorgeführt. Die Erwähnung des Cappuccinos bezieht sich auf einen alten Konflikt: Sophie war früher nicht nur Adas beste Freundin, sondern auch ihre Mitbewohnerin, und Adas Angewohnheit, in die Stadt zu fahren und Cafés oder Kinos zu besuchen, statt in ihrer gemeinsamen Wohnung ihren Teil vom Haushalt zu erledigen (vgl. L 55), hatte sie stark kritisiert. Doch Ada tat dies nicht aus Vergnügungssucht oder Faulheit, wie Sophie ihr vorwirft, sondern „weil es Tage gab, an denen sie überhaupt nur unter Menschen atmen konnte, [...] wo all die Eindrücke sie die Bedrohungen vergessen ließen, die sie zu Hause umgaben.“ (L 55) Ruhelosigkeit und ein starker Aktivitäts- und Bewegungsdrang sind typisch

---

schere Variante, sie wird auch von Allgemeinärzt:innen aufgrund der ungewöhnlichen Symptome des Öfteren nicht als Depression erkannt. Nichtsdestotrotz finden sich Merkmale der agitierten Form in etwa einem Drittel der Fälle einer schweren depressiven Störung (vgl. Franco Benazzi, „Agitated depression: a valid depression subtype?“ *Progress in Neuro-Psychopharmacology & Biological Psychiatry* 28, Nr. 8 (Dezember 2004): 1279f.).

<sup>447</sup> Vgl. Ebel und Beichert, „Depressive Störungen,“ 131.

für Adas Depressionsform,<sup>448</sup> aber diese scheint ihr Verhalten selbst nicht völlig zu verstehen und gerät vor ihrer Freundin in Erklärungsnot: „[S]ie wusste nicht, [...] welches Argument Sophie widersprochen und sie überzeugt hätte und schwieg, sie schämte sich und kämpfte mit den Tränen, aber weinte erst, als Sophie das Café verlassen hatte, [...] in die Stille ihrer Hände hinein“ (L 56). Auch wenn Adas extravertiertes Verhalten von dem typischen Bild einer Depressiven abweicht, so scheint die Unfähigkeit, die eigenen negativen Gefühle zu kommunizieren, beiden Ausprägungen von depressiven Störungen gemein zu sein.

### **Enttäuschung und Rückzug**

Ada Verschlossenheit hat nicht nur psychopathologische Gründe,<sup>449</sup> sondern auch konkrete biografische Ursachen. Ada hat von ihrer Mutter in ihrer Kindheit – ähnlich wie Julia – vor allem Ablehnung erfahren, denn diese macht die Geburt ihrer Tochter für das Ende ihrer Karriere als Balletttänzerin verantwortlich. Sie lässt Ada ihre Enttäuschung darüber spüren: „Du kannst dir nicht vorstellen, wie beweglich ich war“, hatte sie gesagt, „bevor ich schwanger wurde und fett und ungelenkig“ (L 76) – „Adamine! So taufte eine Mutter den Klotz an ihren dicker gewordenen Beinen.“ (L 38) Die Mutter verfällt regelmäßig in nachmittägliche melancholisch-depressive Verstimmungen, die sie zwar vor ihrem Ehemann, nicht aber vor Ada verbirgt: Diese beobachtet ihre Mutter, wie sie vor dem Spiegel posiert, „die Füße in den rosa Schuhen durchgedrückt. Vogelfüße“<sup>450</sup>, dachte Ada [...]. Irgendwann begannen ihre Schultern zu zittern. [...] Ihre Mutter zog die Nase nicht hoch, wischte die Tränen nicht weg. [...] „Das sagen wir aber Papa nicht“, sagte sie“ (L 74f) – und verlangt von ihrer Tochter durch eine solche „Mittäterschaft“ weit mehr emotionale Unterstützung, als sie ihr umgekehrt zuteilwerden

<sup>448</sup> Am stärksten manifestiert sich dieser für die agitierte Depression so typische Bewegungs- und sogar Reisedrang in nächtlichen, ziellosen Taxifahrten, die ihr helfen, ihre Panik unter Kontrolle zu bringen (vgl. L 32 und L 109f) und in ebenso ziellosen Zugfahrten in wahllose fremde Städte, wo sie nie etwas anderes besichtigt als die Bahnhöfe, nur, um wieder umzukehren (vgl. L 64f). Belege für ähnliche rastlose Zugreisen sowie Anhaltspunkte für weitere Merkmale der agitierten Depression finden sich in der Biografie der österreichischen Kaiserin Elisabeth (1837–1889) – weshalb die Depressionsart mitunter als „Sissi-Syndrom“ bezeichnet wird (vgl. Ebel und Beichert, „Depressive Störungen“, 132.).

<sup>449</sup> Der Prozess hat auch gesellschaftliche Aspekte: Scheff und Retzinger bemerken, dass schambesetzte Themen im Zeitalter der Moderne in Konversationen – auch mit Nahestehenden – bevorzugt ausgespart werden (vgl. Scheff und Retzinger, *Emotions and Violence*, 30.). Han beobachtet eine generelle Positivkonditionierung im neoliberalen Kapitalismus (vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 45f.).

<sup>450</sup> Der Vergleich der Mutter mit einem Vogel, die nicht nur „Vogelfüße“ hat, sondern deren Zittern Ada „an einen Vogel mit Fieber“ erinnert und die sie einmal sogar wortwörtlich als „Vogelmutter“ (L 64) bezeichnet, erinnert an Julias Beschreibung ihrer Mutter in Baums Prosa: „Carmen, der traurige Vogel, der im Familienkäfig sitzt“ (B 168), der ein „feines Vogelgesicht hat“ (B 153); der „Carmen-Vogel“ (B 168). Nicht nur der Mutter-Vergleich, sondern auch die Mutter-Tochter-Beziehung ist – beinahe – ident: Die Tochter wird nicht nur von der psychisch instabilen Mutter von Beginn an emotional vernachlässigt, diese gibt ihr auch die Schuld für ihr Unglück, da die Schwangerschaft sie zwang, ihre Karriere zu beenden (vgl. B 69 und B 168f). Diese ist nicht die einzige Parallele: Ada spricht davon, dass fremde „Städte sie [...] anzogen, mit ihrem Versprechen, sie zu schlucken und zu verdauen in ihren verwinkelten Mägen“ (L 64), verwendet wird also auch hier dieselbe Metapher wie bei Baum (vgl. B 5, B 19, B 43). Und zuletzt wünscht auch Ada sich sehr stark, etwas Eigenes zu haben oder zu werden (vgl. L 49, L 70), so wie auch Julia (vgl. B 16, B 90).

lässt. Als Ada etwa als kleines Mädchen in der Nacht aufwacht und, von formlosen, unerklärlichen Ängsten geplagt, trostsuchend in das Schlafzimmer ihrer Eltern geht, ist ihrer Mutter die Angst ihres Kindes egal: „Einfach [wieder] hinlegen...“ (L 66) murmelt sie im Halbschlaf, ohne sich überhaupt zu bemühen, wach zu werden. Ada reagiert nach mehreren ähnlichen Erlebnissen zwangsläufig mit emotionalem Rückzug: „Irgendwann hörte sie auf, ihre Eltern [...] zu wecken. Sie [...] blieb einfach liegen und wartete. Darauf, dass [...] [die Angst] vorbeiging“ (L 66), denn sie weiß, „deine Mutter beruhigt dich nicht, hat dich noch nie beruhigt, sie schweigt“ (L 68).

Ein zweites, kürzer zurückliegendes Ereignis hat auf die nun erwachsene Ada eine ähnliche Wirkung. Als sie vor eineinhalb Jahren auf dem Weg zu einem Vorstellungsgespräch ihre erste Panikattacke hat – als „sie zum allerersten Mal dieses Kribbeln in den Armen gespürt hatte und wie ihr davon die Gedanken im Kopf verrutscht waren“ (L 163) –, vermutet Ada einen medizinischen Notfall. Sie bittet also, zu dem Zeitpunkt noch ohne Vorbehalt, eine Mitreisende um Hilfe – doch diese reagiert auf die panische, schwitzende junge Frau nicht nur abweisend, sondern nahezu angewidert: Noch heute erinnert sich Ada,

*„wie die Frau ihrem Blick ausgewichen war, [...] wie sie gesagt hatte: ‚Sie sollten besser zum Arzt‘, wie sie angefangen hatte, an ihrem Handy herumzudrücken, um nicht weiter mit Ada reden zu müssen, die sie wahrscheinlich für eine Verrückte hielt, eine Unberechenbare, die ihr bis nach Hause folgen könnte“ (L 164).*

Nach dieser Begegnung schwört sich Ada, nie wieder „einen fremden Menschen anzusprechen in dieser Sache“ (L 165), um nie wieder einer so beschämenden Situation ausgesetzt zu sein. Ihr in der Kindheit erlerntes Schutzverhalten, womit durch emotionalen Rückzug verletzende Abweisung vermieden werden könne, wird durch diese Begegnung erneut bestätigt und verstärkt – das Verhalten der fremden Frau ist nichts anderes als eine Steigerung des Verhaltens ihrer Mutter. Ada erzählt seit diesem Erlebnis niemandem mehr von ihren Panikattacken, egal, wie heftig diese auch ausfallen mögen – weil „ihr die Scham die Sprache verschlagen hatte“ (L 165).

Im Krankenhaus, das Ada aufsucht, um dem Kribbeln und dem Schwindel auf den Grund zu gehen, wird klar, dass sie kein körperliches Leiden hat. „Es ist alles nur in Ihrem Kopf“, erklärt die Schwester, „[e]s ist nur der Sauerstoff im Blut“ (B 164), weil Ada hyperventiliert hatte. Dieser ernüchternden Diagnose zum Trotz wird Ada in den nächsten Jahren die in diesem Moment empfundene Todesangst immer wieder ereilen – regelmäßig ausgelöst durch übertriebene, hypochondrische Introspektion, wie die Beobachtung einer scheinbaren Unregelmäßigkeit des eigenen Herzschlags oder von Schmerzen im Bein, die den Rückschluss auf einen Herzinfarkt oder eine Thrombose ‚verlangen‘ (vgl. L 32 und L 67f). Auch im Hinblick auf diese akuten, für Ada realen Bedrohungen kann sie niemanden von ihren Freunden oder



ihrer Familie um Hilfe bitten, denn sie sieht alle in ihrer Vorstellung „nur die Köpfe schütteln, [...] mitleidig lächeln und tuscheln hinter vorgehaltener Hand“ (L 32). Ihre Angst vor öffentlicher Entblößung – ihre Schamangst – nimmt in Adas hypochondrischem Kosmos der Krankheiten, Ärzt:innen und Kliniken die Angst an, im Fall eines ‚Entdeckt-Werdens‘ in eine geschlossene psychiatrische Abteilung gebracht zu werden: „Du bist krank, Ada, ernsthaft krank“ (L 69), würden sie sagen, also „jetzt hör auf zu zittern, die weisen dich ein, [...] schau dich nur an, wenn das einer mitbekommen würde, [...] die sedieren dich, die sperren dich ein“ (L 67f).

### ***Die Schamangst und ihre Symbolik***

Ada sticht sich am Tag ihrer ersten Panikattacke selbst ein Tattoo in Form eines Gespenstes – um sich immer daran zu erinnern, dass ihre Panik nicht real ist (vgl. L 165). Das Stilmittel, einem abstrakten Gefühl etwas Dinglich-Konkretes zuzuweisen, wiederholt sich mehrfach im Laufe des Romans: Beispiele sind das auf unterbewusste psychische Vorgänge referierende Leitmotiv, am stärksten konkretisiert in den Ausdrücken „Angstwasser“ (L 13) und „Fischangst“ (L 184), die durch den Besitz von Aquarien, die Besuche von Vivarien und später sogar das Angeln in die reale Welt geholt werden (vgl. L 24, L 64, L 183f) oder auch das Manifest-Machen von Adas Todesangst durch einen Friedhofsbesuch und sogar das Probeliegen in einem Sarg (vgl. L 123). Kaum ein Gefühl bleibt unübersetzt. Da Ada also, wie oben beschrieben, Angst hat, verrückt zu werden, beinhaltet ihre Therapietapete auch das Bild einer „kalfornischen Nervenheilanstalt“ (L 18), da sie Angst vor Krebs hat, Fotos von Tumoren usw. – „alphabetisch geordnet von Attentat bis Zyste“ (L 17). Die räumliche Darstellung ihrer gesammelten Ängste durch ein eigenes Therapiezimmer ist wohl die größte Manifestierung des Stilmittels. Die Angst vor gesellschaftlicher Stigmatisierung verleitet Ada in weiterer Folge dazu, nicht nur ihre psychischen Probleme, sondern auch ihre realweltliche Manifestation zu verstecken, also die Bilder wegzusperren – und umgekehrt kann der ‚Therapieraum‘, den niemand betreten darf (vgl. L 26), als Metapher für ihre Psyche gesehen werden. Als Juri das Zimmer ungebeten betritt und ihre Therapietapete, Abbild ihrer Ängste, kurz erblickt, wird dramaturgisch vorausgedeutet, dass Ada ihm eines Tages ihre realen Ängste zeigen und ihm in ihr Innerstes Eintritt gewähren wird (vgl. L 53 und L 200f). Doch auch eine negative Reaktion auf ihre eigenartige Sammlung muss Ada erfahren: Als ihre Nachbarin die nach Juris Einzug von Ada übereilt entfernte und unüberlegt aus dem Fenster geworfene Therapietapete findet, droht Adas Versteckspiel, entblößt zu werden. Das „Leintuch, voll mit dem widerlichsten Plunder“ (L 86), den Adas Freunde, die auf Besuch sind, je gesehen haben, „Bilder [...] von Erdbebenopfern und [...] Atomkatastrophen, [...] Nahaufnahmen von irgendwelchen Krebsgeschwüren, teilweise [...] vergrößert, ekelhaft sei gar kein Ausdruck“ – all das „müsse einem wirklich Sorgen machen“ (L 87). Die Freundesgruppe bezeichnet den unbekannten Urheber als „Psychopathen“ (L 87). Ada wirft ein, dass er vielleicht ein ernsthaftes Problem habe – doch die Gruppe ist sich sicher, er habe „einen Schatten“ (L 85), denn die Bilder seien „abar-



tig“ und ihr Sammeln offenbar ein „perverses Hobby“ (L 87). Ada ist durch ihre impulsive Handlung selbst die Verursacherin dieser Situation, die man als selbsterfüllende Prophezeiung bezeichnen kann – dennoch fühlt sich Ada durch das Verhalten ihrer Freunde in ihrem Rückzugsverhalten bestätigt. Durch die gemeinsamen Spekulationen über den Besitzer erkennt Juri, der die seltsamen Bilder bereits gesehen hat, dass Ada diese vor allen verheimlicht hat. Er hilft Ada aus der sehr unangenehmen Situation heraus (vgl. L 94f), was den Grundstein für ihre folgende Beziehung legt: Da Juri Ada für ihre eigenartige Gewohnheit nicht verurteilt, fasst sie Vertrauen zu ihm und der Kreislauf aus Angst, Scham und Isolation wird aufgebrochen.

### ***Die Fischangst und ihre Auflösung***

Während die Bilder von Netzhautablösungen und offenen Wunden (vgl. L 17) die konkrete, symptomatische Ausbildung ihrer hypochondrischen Angststörung darstellen, scheinen die Fische in Adas Leben – und ihr ambigues Verhältnis zu ihnen – die den Ängsten zugrunde liegenden Gefühle zu symbolisieren. Bereits seit ihrer Kindheit faszinieren sie diese fremden, schönen Wesen, ob in Aquarien, in Zoos oder in der Fischtheke im Supermarkt. Einmal kauft sie heimlich und gegen den Willen ihrer Mutter mit ihrem gesparten Taschengeld dort eine bereits tote Dorade und nimmt sie mit nach Hause. Sie streichelt ihre „kühlen Schuppen“, bewundert „die goldenen Wangen“ (L 21) und versteckt das tote Tier wie einen Schatz – bis ihre Mutter es am übernächsten Tag unter Adas Bett findet und sich sofort übergibt (vgl. L 21). Hier zeigt sich offensichtlich, dass die Fische Adas Unterbewusstsein symbolisieren. Ihre naiv-kindliche Handlung ist als – unterbewusster – Versuch zu deuten, die Aufmerksamkeit ihrer Mutter zu gewinnen, da diese Adas verbale Bitten um Hilfe ignoriert (vgl. L 65f). Durch den strengen Geruch des verwesenden Fisches wird die Mutter dazu gezwungen, sich mit dem Verhalten ihrer Tochter auseinanderzusetzen. Sowohl ihre Reaktion auf den verwesenden Fisch als solchen, als auch, in einer psychoanalytischen Deutung, auf Adas an die Oberfläche getragenes, abjektetes, weil sie brauchendes Inneres, ist schockiert und angeekelt. Adas Mutter kommt ihrem Wunsch nach längerfristiger Zuwendung und Aufmerksamkeit nicht nach – die Dorade wird, kommentarlos, in die Toilette geworfen und hinuntergespült (vgl. L 21). Mittlerweile besitzt Ada unzählige Fische – ihre unterbewussten, kindlichen Ängste haben sie scheinbar also noch nicht verlassen. Ihr Verhältnis zu den Tieren ist, aufgrund ihres symbolischen Gewichts, sowohl positiv als auch negativ besetzt. Deren Bewegungen beruhigen sie, ihre Genügsamkeit ist ihr ein Vorbild (vgl. 19f). Der liebevolle Umgang mit den Tieren und ihre rituelle Pflege bedeuten für Ada eine essenzielle Coping-Strategie. Bewusst nimmt Ada ihre Fisch-Affinität bis kurz vor Ende des Romans als durchwegs positiv wahr. Ihre Aquarien, die im mit grotesken, beängstigenden Bildern tapezierten Therapiezimmer stehen, dienen Ada als „Lockmittel“ (L 20) – das täglich notwendige Füttern der geliebten Tiere zwingt sie, sich den Abbildungen ihrer Ängste auszusetzen. Doch Ada kombiniert diese für sie offenbar hilf-

reiche Konfrontationstherapie<sup>451</sup> mit jener krankhaften introspektiven Selbstbeobachtung, die eine hypochondrische Störung nur verstärken kann, denn im Therapiezimmer befindet sich unter anderem auch Adas Stethoskop, mit dem sie regelmäßig und obsessiv ihren Herzschlag überprüft. Das Nähren der Fische, die sie so verehrt, bedeutet also zugleich ein Nähren ihrer psychischen Krankheit. Ihre übertriebene Fisch-Liebe, die einem Fetisch ähnelt, hat nicht nur im psychologischen, sondern auch im realweltlichen Sinn negative Auswirkungen: Sie besucht, obwohl sie mit der Miete seit Monaten im Rückstand ist und kaum Geld für Essen hat, regelmäßig Vivarien (vgl. L 24) – und als sie, durch eigenes Verschulden, ein wichtiges Bewerbungsgespräch versäumt, kauft sie sich zur Kompensation ihrer negativen Gedanken zwei Diskusfische um je 900 Franken, wodurch ihr wochenlanges Hungern droht (vgl. L 78 und L 82). Erst durch die Begegnung mit Juri kann sich Ada schließlich von ihrer Abhängigkeit befreien, denn sie erlernt durch ihn eine andere Coping-Strategie: Offene, wertfreie Gespräche mit einer nahestehenden Person. Juri, der die teuren Fische in der Badewanne entdeckt, macht Ada klar, dass diese dort nicht bleiben können, woraufhin Ada, obwohl sie sich auf gar keinen Fall vor ihm bloßstellen möchte, zu weinen beginnt und ihm von ihrem Fauxpas erzählt. Mit Juris Trost und Unterstützung schafft Ada es, die teuren Fische in die Tierhandlung zurückzubringen (vgl. L 82f). Ada erkennt durch sein wertfreies Verhalten in Juri eine Person, der sie vertrauen kann – und ihre Fischliebe verliert, als ausgleichende Konsequenz, sofort an Wichtigkeit. Sich ihm ganz zu öffnen, fällt Ada zu Beginn noch schwer; immerhin war sie für die letzten 20 Jahre ihres Lebens emotional verschlossen. Als sie jedoch realisiert, dass sie Juri sogar liebt, beschließt sie, ihm den größten Vertrauensbeweis zu schenken, zu dem sie fähig ist: mit Matuscheks Hilfe einen Fisch zu angeln und für Juri zu kochen – ein Akt, den sie vor wenigen Wochen noch für unmöglich gehalten hätte.<sup>452</sup> Das Töten der geangelten Forelle fällt Ada nicht leicht – doch:

*„[s]ie dachte an Juri und daran, dass der stumme Fischmund vielleicht die Kraft haben würde, all das zu sagen, was sie gegenüber Juri in sich hinein geschwiegen hatte, all das, was jetzt brannte in ihrem Bauch und knotete in ihrem Brustbein. [...] Sie atmete noch einmal tief ein [...] und holte aus: ein dumpfer Schlag, mitten in die zappelnde Fischangst hinein.“ (L 184)*

Der kathartische Akt zeigt sofort Wirkung: Der tote, kleine Forellenkörper tut ihr leid, aber „in Adas Brustbein [...] löste sich die Verknötung, in ihrem Hals ein drückender Kloß. Einfach so

<sup>451</sup> Als Juri in das Zimmer zieht und die Therapietapete verschwindet, werden Adas Arztbesuche sofort wieder häufiger (vgl. L 61).

<sup>452</sup> Dieser Trennungshandlung geht ein Vorbild voraus: Ihre Nachbarin schafft es, sich von jahrzehntealtem Ballast zu trennen und lebt Ada somit vor, dass Loslassen möglich ist. Ada beginnt zu verstehen, „dass es mit ihrer Angst vielleicht war wie mit Marias Kartons. Etwas, das man für sich behielt, konnte man nicht gleichzeitig loswerden.“ (L 176)

kullerten ihr jetzt die Tränen übers Gesicht“ (L 184) – sie muss sich nicht mehr verschließen. Ada hat durch das Angeln des Fisches ihre Angst endgültig an die Oberfläche geholt, aus der Tiefe des Wassers und ihres Unterbewusstseins heraus. Das Töten des Tieres bedeutet ein Loslassen, eine Distanzierung von ihrer Angst und die Realisation, dass diese kein lebensnotwendiger Teil von ihr ist, sondern, wie jede psychische Krankheit, eine fremde Entität<sup>453</sup> – trotz ihres potenziell immensen Einflusses auf das Wesen des:der Betroffenen. In der Wahl ihrer Symbolik spielt Lappert wohlweislich mit der Konnotation der Fremdheit der schuppigen, schleimigen Kreaturen. Durch das Töten des Fisches findet ein Machtwechsel statt: Die Angst herrscht nun nicht mehr über Ada, sondern Ada hat die finale Macht über ihre Emotionen erlangt. Sieht man schließlich die Fische nicht nur als Symbol für Adas Angst, sondern respektiert Adas ambivalentes Verhältnis, offenbart sich eine weitere Bedeutungsebene: Das Loslassen der ‚Fischangst‘ bedeutet auch das Loslassen ihrer Fisch-Coping-Strategie und damit einer jahrzehntelang er- und gelebten Sicherheit, denn Adas Leben als Fischbesessene war zwar nicht frei von Problemen, aber immerhin lebbar. Ein solcher Akt erfordert sehr viel Mut und kann nur auf Vertrauen basieren – Vertrauen in sich selbst und die eigenen Fähigkeiten, aber auch Vertrauen in andere. Als sie Juri nach ihrer kathartischen Angelerfahrung trifft, öffnet sie sich ihm voll und ganz – zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie erzählt ihm von ihrer Angst, die nie ganz verschwindet, wie ein hartnäckiger Ausschlag, „von der Frau im Zug, und von der Taucherglocke, von den Vogelfüßen ihrer Mutter [...] und der Therapietapete, sogar von Sophie erzählte sie ihm“ (L 200f) – und statt sich von ihr abzuwenden, wie sie früher gefürchtet hatte, reagiert Juri liebe- und verständnisvoll. Er akzeptiert ihre Vergangenheit, und er akzeptiert auch, dass Adas Kampf mit ihrer psychischen Krankheit nicht von heute auf morgen vorbei sein wird. Sie beschließen aber, ihre Angst nie wieder wegzusperren, damit sie irgendwann vielleicht von selbst weggehen kann.

### 6.3.2 Die Ursachen der Depression

Ada kennt den Grund für ihre psychische Instabilität nicht; sie hat, seit sie ein Kind ist – einmal stärker, einmal schwächer – „[e]infach Angst“ (L 66 und L 160). Da sie ihr eigenes Befinden selbst nicht versteht, ist es umso schwieriger, mit anderen darüber zu reden. Deshalb wünscht sie sich eine Narbe an ihrem Körper, von irgendeinem Unfall, denn „hätte sie eine Narbe gehabt, vom Brustbein bis zum Bauchnabel, oder ein Närbchen ganz dicht neben dem Auge, hätte sie sagen können: ‚Deshalb. Seit damals.‘ Und dann wäre genickt und verstanden worden, und auch sie selbst hätte sich zunicken und sich verstehen können.“ (L 163) Ada ist von ihrer Angst überwältigt und es ist ihr nicht möglich, sich einen Überblick über ihre Situation zu verschaffen. Die Leser:innen aber, die genügend Abstand haben, vermögen Ereignisse und Muster zu erkennen, die Adas Erkrankung erklären könnte. Es wird deutlich, dass der Ursprung ihrer psychischen Probleme in einer emotionalen Vernachlässigung in der Kindheit

---

<sup>453</sup> Man denke hier an Solomons Eichenanalogie (vgl. Solomon, *Saturns Schatten*, 18f).

liegt – Adas Erkrankung weist somit eine ähnliche Genese auf wie die Julias (vgl. B 69f und B 167ff). Aus einem Liebesdefizit in ihrer Kindheit entstand ein großer Druck, erfolgreich zu werden, damit sie wenigstens als Erwachsene endlich von ihrer Mutter akzeptiert und geliebt wird, denn ihre Mutter wünscht sich – so wie Julius Vater (vgl. B 84) – unbedingt eine Tochter, die sie vorzeigen kann (vgl. L 130). Dieser Druck konkurriert jedoch mit Adas eigenen Wünschen, mit ihrem ganz persönlichen Bedürfnis nach Sinnfindung (vgl. L 81) und sie schafft es nicht, spürbar authentische Lebensentscheidungen zu treffen. Der allgemein herrschende Selbstverwirklichungszwang<sup>454</sup> und das strenge Zeitregime<sup>455</sup> der Gegenwart steigern Adas Überforderung, den für sie optimalen Lebensweg zu finden, was zu einer Reaktion depressiver Stagnation führt. So schafft sie es weder, die perfekte Tochter noch sie selbst zu werden: Ihre Mutter findet, sie „komme nicht vom Fleck“<sup>456</sup> und sei „keine Tochter geworden, mit der sie angeben kann“ – es sei sogar „erschütternd, wie wenig ich aus der Freiheit mache, die sie mir auf der Straße hart erkämpft hat“<sup>457</sup> (L 130). Ada verliert sich als Konsequenz selbst und fühlt sich immer durchsichtiger: „Manchmal glaube ich, dass ich nichts Eigenes mehr habe, gar nichts, nicht einmal eine Vorstellung von mir, die sonst keiner hat.“ (L 49) Die Flucht in unterschiedliche Rollen – sowohl im Privaten als auch im Beruflichen – setzt ihr zu: Sie scheint nur noch aus Blicken anderer zu bestehen (vgl. L 49); wer sie selbst ist, weiß sie nicht. Ada unterliegt einem Entfremdungsprozess, der zum Verlust ihrer eigenen Identität führt, denn sobald sie allein ist und alle Rollen ablegt, „verwandelte sich diese angenehme Fremde des eigenen Körpers in eine bedrohliche zurück.“ (L 24) Ada will dieser Entfremdung entgegenwirken: Sie wünscht sich eine authentische, sinnhafte Selbstwerdung, die sie als „auf die Welt kommen“ (L 24, vgl. L 64 sowie L 73) bezeichnet.<sup>458</sup> Sie sucht diese Selbstverwirklichung im Beruf, vermutet dort etwas Eigenes, eine „eigene Geschichte“ (L 29), doch auch hier ist es ihr offenbar nicht möglich, völlig authentisch und frei zu entscheiden: Ihre ersten Bühnenerfahrungen macht Ada, um ihre Mutter, die gescheiterte Balletttänzerin, zu verletzen und vorzuführen (vgl. L 131). Dass sie in der Tätigkeit so aufgehen wird, war nicht zu erwarten: „Als ich zum ersten Mal auf der Bühne stand, war das sehr befreiend [...] Ich war plötzlich Teil einer Geschichte, hatte eine Geschichte. Auf der Bühne habe ich aufgehört, mich nur um meine

<sup>454</sup> Vgl. Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst*, 4.

<sup>455</sup> Vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 8.

<sup>456</sup> Die Auffassung des Zeitverschwendens als ‚Sünde‘ (vgl. Weber, *Protestantische Ethik*, 183) manifestiert sich an zwei weiteren Textstellen: Ada, die im Akt unfreiwilliger hypochondrischer Selbstbeobachtung gefangen ist, sagt sich „reiß dich zusammen, reiß dich los und hör auf, deine Zeit so dumm zu verschwenden“ (L 19) – ihre Nachbarin Maria wirft Ada vor, dass sie genau dies tue, weil sie immer noch bei *Mord an Bord* arbeite, statt auf einer richtigen Bühne zu stehen (vgl. L 44). Sowohl auf subjektiver als auch ‚objektiver‘ Ebene unterliegt Ada also dem von Rosa formulierten Beschleunigungszirkel (vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 41).

<sup>457</sup> Es überträgt sich, wie auch bei Baums Prosa, der Wunsch der Mutter – als intergenerationaler Verschränkung nach Assmann (vgl. Assmann, *Geschichte im Gedächtnis*, 68) – an ihre Tochter, das Beste aus ihrem Leben zu machen, weil sie selbst es nicht konnte.

<sup>458</sup> Adas ‚Auf-die-Welt-Kommen‘ entspricht dem erneuten Sich-Aneignen der Welt im Sinne Rosas, das der Entfremdung entgegenwirken soll (vgl. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, 148.).

eigene Leere zu drehen.“ (L 131) Nun, da Ada erwachsen ist und diese Entscheidung ihre (berufliche) Zukunft langfristig zu bestimmen beginnt, belastet sie der Gedanke, ob sie mit einer Schauspielkarriere ihre eigenen Wünsche verwirklicht, oder ob der Beruf – und damit auch ein Großteil ihrer Identität – nur eine Reaktion auf das ablehnende Verhalten ihrer Mutter ist. Adas Wunsch nach authentischer Selbstverwirklichung ist sehr stark, und ihre, der hypochondrischen Störung zugrunde liegende Todesangst ist nichts anderes als die Angst, dabei unterbrochen zu werden: „[S]tillstehen, [...] mitten in einer Falschheit, einer Unfertigkeit [...], unfertig sterben; irgendwo auf halbem Weg abhandenkommen“ (L 14) ist das, was Ada am meisten fürchtet. Sollte Schauspielen in Wirklichkeit nicht ihr eigener, authentischer Wunsch sein, würde das bedeuten, dass sie ihr bisheriges Leben verschwendet hat – ihre Energie, ihr Geld (vgl. L 123)<sup>459</sup> und ihre Lebenszeit. Adas gewählte Formulierung für den Akt der Selbstverwirklichung – das ‚Auf-die-Welt-Kommen‘ – hat auch eine negative Konnotation: Alles würde besser werden, so denkt sie, wenn „sie in ein paar Wochen nach München reisen, vorsprechen und vielleicht ein Engagement ergattern würde. Vielleicht [...] endlich auf die Welt kommen.“ (L 24) – so, als wäre diese „Welt, auf die es zu kommen gilt“ (L 64 und L 73), ihr momentan noch fremd, als wäre sie jetzt – noch – kein Teil von ihr. Adas Geschichte ist also die Geschichte der Suche nach ihrer eigenen Identität, fern aller Rollen und allen Entsprechenden-Wollens.

Diese – zeitlose<sup>460</sup> – Suche nach einer eigenen Identität trifft auf jene Schwierigkeiten, mit denen die Generation Y zu kämpfen hat: Wie viele Ypsilonen:innen, ist auch Ada mit einer Flut an Möglichkeiten konfrontiert – und auch sie spürt die von Hurrelmann und Albrecht beobachtete Handlungshemmung, um sich nicht für die falsche Möglichkeit und somit gegen tausend bessere zu entscheiden.<sup>461</sup> Ada sagt, sie habe „Angst davor, meine Zukunft zu zerdrücken, wenn ich sie anpacke.“ (L 131) Der gesellschaftliche Selbstverwirklichungszwang, die überfordernde Entscheidungsvielfalt und der Leistungs- und Konkurrenzdruck des Arbeitsmarktes lasten stark auf Adas gesamtem Umfeld. Alle ihrer ehemaligen Studienkolleg:innen haben, wie bereits weiter oben erwähnt, in Hinblick auf den Studienabschluss und die nachfolgende Jobsuche Angst und stehen unter Druck (vgl. L 55f) – auch wenn niemand so zu leiden scheint wie Ada selbst. Als sie ihre zum Essen eingeladenen Freunde nicht gehen lassen

<sup>459</sup> Ada hat nicht nur Energie und Zeit, sondern auch Geld in die Schauspielkunst investiert: Ihr gesamtes Ersparnis steckte sie mit Anfang zwanzig in ein kleines Theater. Sie wurde aber schließlich um das Geld betrogen und das Theater musste geschlossen werden (vgl. L 123). Dies ist ein Beispiel für die negative Konsequenz eines durch den herrschenden Selbstverwirklichungszwang eingegangenen Risikos (vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 17f). Auch der ausbildungsbedingte Umzug Adas in eine fremde Stadt (vgl. L 58) war riskant – doch das damit verbundene Risiko bleibt unbenannt, da Adas Umzug, auch wenn er prinzipiell das Risiko der Einsamkeit und der Isolation barg, keine negativen Konsequenzen mit sich brachte. Somit kann die ursprüngliche Existenz des Risikos verdrängt werden – was dem Fortbestehen der Risikogesellschaft systematisch entgegenkommt (vgl. Beck, *Risikogesellschaft*, 17f).

<sup>460</sup> ‚Zeitlos‘ innerhalb der Zeitspanne der Moderne, seit dem Beginn des gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses.

<sup>461</sup> Vgl. Hurrelmann und Albrecht, *Generation Y*, 35.

will, um nicht allein zu sein, realisiert Ada, dass es ihnen in Wirklichkeit nicht viel anders geht als ihr: „Jeder von ihnen kämpfte auf seine Art um einen Platz, der groß genug war, um eine Geschichte darauf zu errichten. Die Müdigkeit ließ sie einander gleichen.“<sup>462</sup> Im Grunde wollte keiner von ihnen aufstehen und gehen“ (L 29). Ihre Freunde sind genauso unsicher wie Ada und wollen ebenfalls nach außen hin möglichst talentiert, erfolgreich, attraktiv und interessant wirken<sup>463</sup> (vgl. L 25, L 27f, L 42). Um Adas offenbar außergewöhnliches Talent zum Schauspiel wird sie sogar von allen beneidet – eine Reaktion, die für die sensible, junge Frau unerträglich ist und zur aktuellen Stagnation beiträgt: Ada, die aus ihrem biografischen Liebesdefizit heraus besonders stark von allen gemocht werden will, kann ihre Erfolge nicht genießen, sondern hat Angst, daraufhin von ihrem sozialen Umfeld ausgestoßen und ausgeschlossen zu werden. Sterben hätte also auch einen positiven Aspekt: „Sich nie wieder schuldig fühlen für Erfolge und daraufhin die Bühne meiden, nie wieder sich fürchten vor dem eigenen Mut“ (L 14). Explizite Überlegungen zu Adas Generation stellt ihre Mutter an, die der Kohorte ihre selbstverständliche Freiheit neidet, und ein durchwegs negatives Bild zeichnet – das sich, im Großen und Ganzen, mit Adas depressiv gefärbter Wahrnehmung ihrer eigenen Situation deckt: Adas Generation sei „verweichlicht“, habe keinen Kampfgeist, und sei ihrer in die Wiege gelegten „Freiheit nicht gewachsen“ (L 185). Matuschek, der etwa im selben Alter ist wie Adas Mutter, bietet jedoch ein positives Gegenstück zu dieser verbitterten Aussage und wirft ein, „dass Freiheiten wie Instrumente“ seien; „es erfordert einen großen Aufwand, sie herzustellen, und einen noch größeren, sie zu lernen.“ (L 185) Dieses Erkenntnis, die Matuschek Ada auf dem gemeinsamen, kathartischen Angelausflug mitteilt, bringt den intradiegetischen Generationendiskurs zu einem positiven Abschluss.

Die Ursachen von Adas Depression und ihren Ängsten liegen in ihrer Kindheit – ihre Krankheiten werden aber durch die paradoxe Freiheit des neoliberalen Kapitalismus, vor allem den Selbstverwirklichungszwang und die gesellschaftliche Positivkonditionierung, genährt. Adas depressive Stagnation, ihr Unvermögen, einen Beruf auszuüben, der ihr gefällt, für den sie äußerst talentiert ist und der ihr sogar angeboten wird, kann sich nur in einer Gesellschaft des Überflusses auf die Weise manifestieren, wie es in Adas Situation der Fall ist – Adas Depression fällt also, auch wenn die umfangreiche Darstellung der hypochondrischen Angststörung im Roman dies auf den ersten Blick nicht suggeriert, durchaus unter die als typisch charakterisierten Leiden der Generation Y.

---

<sup>462</sup> Nicht nur die späte Stunde macht die Gruppe müde, auch die Anstrengung, ihren eigenen und den gesellschaftlichen Erwartungen gerecht zu werden. Ada und ihre Freunde sind Teil von Hans Müdigkeitsgesellschaft (vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 57).

<sup>463</sup> Die Selbstdarstellung mittels Fotos vom I-Phone auf Facebook inklusive, auch wenn dies nur am Rande erwähnt wird (vgl. L 89).

## 7. Fazit

Im Rahmen dieser Arbeit wurde versucht, die Frage zu beantworten, ob und wie sich das Phänomen einer ‚depressiven Generation Y‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur manifestiert. Drei Romane von jungen Autorinnen aus Österreich, Deutschland und der Schweiz – *Traurige Freiheit* von Friederike Gösweiner, *Vollkommen leblos, bestenfalls tot* von Antonia Baum und *Wurfschatten* von Simone Lappert – wurden im Hinblick auf dieses Forschungsdesiderat literatursoziologisch interpretiert. Die gewonnenen Erkenntnisse werden nun zusammengefasst.

Der Fokus wurde zunächst breit angesetzt, um einer plakativ-überspitzten Darstellung der Generation Y entgegenzuwirken, die im öffentlichen Diskurs aus Gründen der Vermarktbarkeit oftmals bevorzugt wird. Es wurde versucht, die Kohorte der Millennials möglichst neutral in der diachronen, multigenerationalen Gesellschaft zu verorten, und auch die psychische Erkrankung wurde im gesamtgesellschaftlichen Kontext betrachtet. Der Vergleich von Aussagen zu scheinbar spezifischen Problemen der Generation Y mit soziologischen Theorien zum generellen Anstieg von Depressionen in der heutigen Gesellschaft führte zu einem interessanten Zwischenfazit: Einige der als charakteristisch deklarierten Problematiken konnten auf Prinzipien des neoliberalen Kapitalismus zurückgeführt werden, die das moderne Individuum im Allgemeinen – gleich, welchen Alters – psychisch belasten. Die Wirkmacht dieser Prinzipien wurde jedoch durch die Erfindung des Internets stark potenziert, weshalb die Generation der ersten ‚Digital Natives‘ von ihren negativen Auswirkungen mit besonderer Wucht getroffen wurde. Die Millennials, denen die ganze Welt offensteht, sind mit einer unüberschaubaren Anzahl an Möglichkeiten einer optimalen Selbstwerdung konfrontiert – was bei vielen zu Überforderung und depressiver Erschöpfung führt. Besonders Mädchen und (junge) Frauen scheinen an den Konsequenzen dieser paradoxen Freiheit (Ehrenberg, Han) zu leiden, nicht zuletzt deshalb, weil weibliche Individualisierung in unserer Gesellschaft noch immer neu, und der Umgang damit – für beide Geschlechter – unerprobt ist. So sind auch die literarischen Figuren der gewählten Primärliteratur, in denen sich der Typus der:des ‚depressiven Millennials‘ manifestiert, größtenteils weiblich. Mit Hannah, Julia und Ada begegnen uns sensible, beseelte und kreative, aber auch einsame, entfremdete und ängstliche Protagonistinnen. Die Figuren haben viele Gemeinsamkeiten: Sie haben in ihrer Vergangenheit persönliche Verluste erlitten und deshalb Probleme, neue Beziehungen einzugehen. Die Hoffnung auf ein besseres Leben treibt sie in große Städte, wo sie sich, durch Ausbildung oder Arbeit, selbst verwirklichen wollen – doch sie vereinsamen in der Fremde. Sie stehen unter einem großen Leistungs- und Zeitdruck, erwarten sehr viel von sich selbst und ihrem Wirken in der Welt, aber müssen vor dieser Perfektion anstrebenden, irrationalen Erwartungshaltung stagnieren. Über ihr Unvermögen, in ihrem Zustand psychischer Belastung (optimal) zu handeln, sind sie enttäuscht, schämen sich und isolieren sich noch mehr – alle drei Figuren sind im Teufelskreis einer schweren Depression gefangen. Zwei der Protagonistinnen – Hannah und Ada – schaffen es, aus ihr auszubrechen, einer, Julia, gelingt es nicht. Die erste Forschungsfrage kann also mit

einem klaren Ja beantwortet werden: Ja, der Typus der:des ‚depressiven Millennials‘ tritt als literarische Figur in allen drei Werken der Primärliteratur auf. Ob leicht oder schwer, ob zeitlich begrenzt oder chronisch, ob heilbar oder tödlich – die Depression der jungen Protagonistinnen ist die literarische Manifestation einer gesellschaftsimmanenten Pathologie.

Um das Wie, die Frage nach der Art der literarischen Darstellung zu beantworten, wurden einerseits Überlegungen zum Erlebnisgehalt der Dichtung (Vellusig), andererseits zur speziellen Sprache der Depression (Kristeva) unternommen. Eine leibliche, sinnliche, lebendige Person ins Bewusstsein der Leser:innen zu rufen, ist Voraussetzung dafür, sie ebendort erkranken zu sehen – so sind die allgemeinen poetischen Mittel der Mimesis zunächst unerlässlich, und finden sich auch in allen drei Prosawerken. Es wurden des Weiteren unzählige Metaphern und Vergleiche identifiziert, die die fremdartige Erkrankung der Figuren für den:die Leser:in nachvollziehbar machen, indem sie etwas Unbekanntes mit etwas Bekanntem in Beziehung setzen. Außerdem wird in allen behandelten Romanen der depressive Sprachduktus bewusst imitiert: Offensichtliche Ellipsen und Leerstellen spiegeln das Unvermögen der Protagonistinnen, sich auszudrücken. Asymbolische, prosodische und semiotische Elemente ergänzen symbolische und erweitern das Perzeptionsspektrum von der kognitiven auf die emotionale Ebene – etwa durch die Imitation symbolisch redundanter Wiederholungen, wie sie für krankhafte Ruminatio typisch sind, die durch ihren Rhythmus die Leser:innen auf einer Ebene jenseits der kognitiven beeinflussen. Auch die Frage nach der Art der literarischen Manifestation der Depression konnte somit durch die Interpretation beantwortet werden.

Zuletzt sollte die Frage beantwortet werden, ob Literatur es vermag, ein Verständnis für die Leiden der Generation Y zu fördern. Auch dies kann mit einem Ja beantwortet werden – es ist jedoch festzuhalten, dass die männliche Perspektive, bis auf skizzenartige Darstellungen einiger Nebenfiguren, in der behandelten Primärliteratur weitestgehend fehlt. Die Leser:innen gewinnen stattdessen essenzielle Einblicke in aktuelle Problematiken junger, weiblicher Lebenswelten und ihren (Existenz-)Kampf in der müde machenden, überindividualisierten Risikogesellschaft. Die literarische Lektüre kann somit einen wertvollen Beitrag zur Destigmatisierung der psychischen Leiden der Kohorte bieten, die gemeinhin oft als ‚wehleidig‘ bezeichnet wird: Denn wer einen der drei behandelten Romane liest, lernt, was die eigenartige Misere der ‚traurigen Freiheit‘ bedeutet und muss erkennen, dass der Schmerz der Figuren tiefer, echter und allgemeinemenschlicher nicht sein könnte.



## 8. Bibliographie

### 8.1 Primärliteratur

#### 8.1.1 Bearbeitete Primärliteratur

Baum, Antonia. *Vollkommen leblos, bestenfalls tot*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2011.

Gösweiner, Friederike. *Traurige Freiheit*. Graz, Wien: Droschl, 2016.

Lappert, Simone. *Wurfschatten*. Berlin: Metrolit, 2014.

#### 8.1.2 Weitere Primärliteratur

Bernhard, Thomas. *Die Ursache. Eine Andeutung*. Salzburg, Wien: Residenz Verlag, 1998.

Coupland, Douglas. *Generation X. Tales for an accelerated culture*. New York: St. Martin's, 1991.

Duve, Karen. *Keine Ahnung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1999.

Goethe, Johann Wolfgang von. *Faust. Texte*. Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 52, hrsg. von Albrecht Schöne. Berlin: Deutscher Klassiker Verlag, 2017.

Greene, Graham. *Fluchtwege*. Hamburg, Wien: Zsolnay, 1981.

Handke, Peter. *Versuch über die Müdigkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992.

Henning von Lange, Alexa. *Relax*. Hamburg: Rogner & Bernhard, 1998.

Hermann, Judith. *Sommerhaus, später*. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1998.

Hermann, Judith. *Nichts als Gespenster*. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2003.

Illies, Florian. *Generation Golf. Eine Inspektion*. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2001.

Kafka, Franz. *Der Prozess*. Berlin: Die Schmiede, 1925.

Keun, Irmgard. *Das kunstseidene Mädchen*. Berlin: Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft Universitas, 1932.

Mann, Thomas. *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 1988.

Plath, Sylvia. *The Bell Jar*. London: Faber and Faber, 1966.

Plenzdorf, Ulrich. *Die Legende von Paul und Paula*. Filmerzählung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974.

## 8.2 Sekundärliteratur

Albert, Mathias, Klaus Hurrelmann und Gudrun Quenzel. 17. *Shell Jugendstudie. Jugend 2015*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 2015.

Anz, Thomas: *Literatur des Expressionismus*, 2., aktual. und erw. Aufl. Sammlung Metzler 329. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 2010.

Arnett, Jeffrey. *Emerging Adulthood: The Winding Road From the Late Teens Through the Twenties*. Oxford: Oxford University Press, 2004.

Assmann, Aleida. *Geschichte im Gedächtnis: Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. Krupp-Vorlesungen zu Politik und Geschichte am Kulturwissenschaftlichen Institut im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen 6. München: C. H. Beck, 2007.

Augé, Marc. *Orte und Nicht-Orte: Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer, 1994.

Bauman, Zygmunt. *Liquid Modernity*. Cambridge: Polity Press, 2000.

Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, 22. Aufl. S. 1365. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2015.

Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe*. S. 1725. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990.

Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim. *Fernliebe: Lebensformen im globalen Zeitalter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2011.

Benazzi, Franco. „Agitated depression: a valid depression subtype?“ *Progress in Neuro-Psychopharmacology & Biological Psychiatry* 28, Nr. 8 (Dezember 2004): 1279–1285.

Bock-Rosenthal, Erika, Christa Haase und Sylvia Streek. *Wenn Frauen Karriere machen*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 1978.

Bohnenkamp, Björn, Till Manning und Eva-Maria Silies. „Argument, Mythos, Auftrag und Konstrukt: Generationelle Erzählungen in interdisziplinärer Perspektive.“ In *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster*, hrsg. von Björn Bohnenkamp, Till Manning und Eva-Maria Silies, 9–29. Göttingen: Wallstein, 2009.

Bucheli, Roman. „Wackelkontakt zur Welt.“ *Neue Zürcher Zeitung*, 22.10.2014. <https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/wackelkontakt-zur-welt-1.18408300>.

Coser, Lewis. *Sociology through Literature*. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall, 1972.

Dahrendorf, Ralf, „Homo Sociologicus: Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle.“ In *Pfade aus Utopia. Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie. Gesammelte Abhandlungen I*, hrsg. von Ralf Dahrendorf, 128–194. München: Piper, 1974.

Degler, Carl. *At odds: Woman and the Family in America from the Revolution to the present*. Oxford: Oxford University Press, 1980.

Degler, Frank. „Sekrete Kommunikation: Das Motiv der Körperflüssigkeit in der Neuen deutschen Popliteratur.“ In *Epochen / Krankheiten. Konstellationen von Literatur und Pathologie*, Das Wissen der Literatur 1., hrsg. von Frank Degler und Christian Kohlroß, 265–287. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2006.

Ebel, Hermann und Karl Beichert. „Depressive Störungen bei Patienten der Allgemeinmedizin: Früherkennung und therapeutische Ansätze.“ *Deutsches Ärzteblatt* PP 1, Nr. 3 (März 2002): 129–134.

Ehrenberg, Alain. *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie 6. Frankfurt a. M.: Campus, 2004.

Elias, Norbert: „Wandlungen der Wir-Ich-Balance.“ In *Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen*, hrsg. von Michael Schröter, 207–315. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987.

Elias, Norbert und John Scotson. *Etablierte und Außenseiter*. st 1882. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993.

Eriksen, Thomas Hylland. *Tyranny of the Moment: Fast and Slow Time in the Information Age*. London: Pluto Press, 2001.

Fiedler, Cornelia. „Der Kopf ist ein stickiges Frauenwohnzimmer.“ *Süddeutsche Zeitung*, 10.11.2011.

Foucault, Michel. *Die Ordnung des Diskurses: Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970*, hrsg. von Wolf Lepenies und Henning Ritter. Ullstein Buch 3367. Frankfurt a. M.: Ullstein, 1977.

Frank, Dirk. „Postadoleszenz im Poproman.“ In *Der Deutschunterricht* 68, Nr. 2 (April 2016): 64–77.

Frankl, Viktor. *Wer ein Warum zu leben hat: Lebenssinn und Resilienz*. Weinheim: Beltz, 2017.

Freidl, Marion, Sanela Piralic-Spitzl, Nana Grohe und Martin Aigner. „Zusammenhang zwischen Stigmabefürchtung, depressiver und Angstsymptomatik bei Patienten mit somatoformer Schmerzstörung.“ *Psychiatrische Praxis* 39, Nr. 6 (August 2012): 263–266.

Ghadirian, Abdu'l-Missagh, Phillip Gregoire und H. Kosmidis. „Creativity and the evolution of psychopathologies.“ *Creativity Research Journal* 13, Nr. 2 (April 2001): 145–148.

Gösweiner, Friederike. *Einsamkeit in der jungen deutschsprachigen Literatur der Gegenwart*. Angewandte Literaturwissenschaft 9. Innsbruck: Studien-Verlag, 2010.

Goldberg, Herb. *Der verunsicherte Mann: Wege zu einer neuen Identität aus psychotherapeutischer Sicht*. München: Diederichs, 1977.

Gustafson, Susan. „Asymbolia and Self-Loss: Narratives of Depression in Contemporary German Fiction.“ *Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur* 99, Nr. 1 (Jänner 2007): 1–21.

Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung*, ungekürzte Ausg. nach der 2. Aufl. 1977. Ullstein-Buch 39007. Frankfurt a. M.: Ullstein, 1980.

Han, Byung-Chul. *Müdigkeitsgesellschaft*, 10. Aufl. Berlin: Matthes & Seitz, 2014.

Hautzinger, Martin und Christina Schababerle. „Depression.“ In *Psychologisches Wörterbuch*, hrsg. von Hartmut Häcker und Kurt-Hermann Stapf, 15., überarb. und erw. Aufl, 203. Bern: Huber, 2009.

Herpertz-Dahlmann, Beate, Katharina Bühren und Helmut Remschmidt. „Erwachsenwerden ist schwer: Psychische Störungen in der Adoleszenz.“ *Deutsches Ärzteblatt* PP 12, Nr. 7 (Juli 2013): 322–328.

Höfler, Günter. „Drei Generationen Jugend oder: Die Permanenz der Unlust. Hans-Georg Behr: Fast ein Nomade, Robert Menasse: Don Juan de la Mancha und Silke Hassler: Total glücklich.“ In *Zwischen Aufbegehren und Anpassung. Poetische Figurationen von Generationen und Generationserfahrungen in der österreichischen Literatur*. Posener Beiträge zur Germanistik 32, hrsg. von Joanna Drynda, 211–220. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2012.

Hofmann, Frank-Hagen. „Kreativität und Krise: Zum Zusammenhang von psychischer Beeinträchtigung und Kreativität.“ Diss., Universität Heidelberg, 2010.

Hurrelmann, Klaus und Gudrun Quenzel. *Lebensphase Jugend*, 12. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa, 2013.

Hurrelmann, Klaus und Erik Albrecht. *Die heimlichen Revolutionäre: Wie die Generation Y unsere Welt verändert*. Weinheim: Beltz, 2014.

Illouz, Eva. *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2004*. stw 1857. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006.

Jungen, Oliver. „Banale Phase oder Die Dilettanten des Wunders.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25.10.2011.

Kaiser, Tina. „Die Generation Y ist am depressivsten.“ *Die Welt*, 23.05.2015. <https://www.welt.de/wirtschaft/article141399021/Die-Generation-Y-ist-am-depressivsten.html> .

Koch, Anke. „Über das Erleben von Magersucht: Eine psycho-morphologische Studie zur Anorexia Nervosa.“ Diss., Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, 2013.

Kristeva, Julia. *Pouvoir de l'Horreur: Essai sur l'abjection*. Paris: Ed. du Seuil, 1980.

Kristeva, Julia. *Die neuen Leiden der Seele*. Hamburg: Junius, 1994.

Kristeva, Julia. *Schwarze Sonne: Depression und Melancholie*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, 2007.

Kuzmics, Helmut und Gerald Mozetič. *Literatur als Soziologie: Zum Verhältnis literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Theorie und Methode 21. Köln: Herbert von Halem, 2003.

Kyaga, Simon, Paul Lichtenstein, Marcus Boman, Christina Hultman, Niklas Långström, and Mikael Landén. „Creativity and mental disorder: family study of 300 000 people with severe mental disorder.“ *British Journal of Psychiatry* 199, Nr. 5 (November 2011): 373–379.

Lepenies, Wolf. *Melancholie und Gesellschaft*: Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1969.

Lersch, Philipp. *Aufbau der Person*, 8., überarb. Aufl. München: Barth, 1962.

Löwenthal, Leo. *Literatur und Gesellschaft: Das Buch in der Massenkultur*. Berlin: Luchterhand, 1964.

Ludwig, Arnold. „Reflections on creativity and madness.“ *American Journal of Psychotherapy* 43, Nr. 1 (Jänner 1989): 4–14.

Lübbe, Hermann. „Gegenwartsschrumpfung.“ In *Die Beschleunigungsfälle oder der Triumph der Schildkröte*, hrsg. von Klaus Backhaus und Holger Bonus, 129–164. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, 1998.

Lühmann, Hannah. „Simone Lappert. Neurotische Allergikerin.“ *Die Zeit*, 19.10.2014. <https://www.zeit.de/2014/43/simone-lappert-freiheit-angst>.

März, Ursula. „Traurige Freiheit. Geburtstag wird nicht gefeiert.“ *Die Zeit*, 04.08.2016. <https://www.zeit.de/2016/31/traurige-freiheit-friederike-goesweiner-roman-debuet>.

Mannheim, Karl. „Das Problem der Generationen.“ In *Wissenssoziologie: Auswahl aus dem Werk*. Soziologische Texte 28, hrsg. von Kurt Wolff, 509–565. Berlin: Luchterhand, 1964.

Marantz Henig, Robin. „What is it about 20-somethings?“ *The New York Times Magazine*, 18.08.2010. <https://www.nytimes.com/2010/08/22/magazine/22Adulthood-t.html>.

Meyer, Theodor. *Das Stilgesetz der Poesie*. stw 790. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990.

Nabokov, Vladimir. *Lectures on Literature*, hrsg. von Fredson Bowers. San Diego: Harcourt Brace & Co, 1982.

Nagel, Thomas. „Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?“ In *Analytische Philosophie des Geistes*, hrsg. von Peter Bieri, 3. unveränd. Aufl., 261–275. Weinheim: Beltz Athenäum, 1997.

Nisbet, Robert. *Sociology as an Art Form*. London: Oxford University Press, 1976.

Noch, Noch: „How Gen-Y and Millennials Can Avoid The Pitfalls of Burnout.“ *Forbes Women*, 02.04.2012.

<https://www.forbes.com/sites/85broads/2012/04/02/how-gen-y-and-millennials-can-avoid-the-pitfalls-of-burnout/>.

Noisey Staff. „Feiern gehen mit Depressionen ist anders, als du denkst.“ *Vice*, 17.05.2016. <https://www.vice.com/de/article/r3n4nn/feiern-gehen-mit-depressionen-ist-anders-als-du-denkst>.

Noyes, Russel, Roger Kathol, Mary Fisher, Brenda Phillips, Michael Suelzer und Catherine Woodman. „Psychiatric comorbidity among patients with hypochondriasis.“ *General Hospital Psychiatry* 16, Nr. 2 (März 1994): 78–87.

Payk, Theo. *Depression*. utb Profile 3372. München: Reinhardt, 2010.

Petermann, Franz und Sandra Winkel. *Selbstverletzendes Verhalten*, 2. Aufl. Göttingen: Hogrefe, 2009.

Power, Robert, Stacy Steinberg, Gyda Bjornsdottir, Cornelius Rietveld, Abdel Abdellaoui, Michel Nivard, Magnus Johannesson et al. „Polygenic risk scores for schizophrenia and bipolar disorder predict creativity.“ *Nature Neuroscience* 18, Nr. 7 (Juli 2015): 953–955.

Reinecke, Leonard, Stefan Aufenanger, Manfred E. Beutel, Michael Dreier, Oliver Quiring, Birgit Stark, Klaus Wölfling et al. „Digital Stress over the Life Span: The Effects of Communication Load and Internet Multitasking on Perceived Stress and Psychological Health Impairments in a German Probability Sample.“ *Media Psychology* 19, Nr. 1 (März 2016): 1–26.

Rockwell, Joan. *Fact in Fiction: The Use of Literature in the Systematic Study of Society*. London: Routledge & Kegan Paul, 1974.

Hartmut. *Beschleunigung und Entfremdung: Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Berlin: Suhrkamp, 2013.

Rothenberg, Albert. „Bipolar Illness, Creativity, and Treatment.“ *Psychiatric Quarterly* 72, Nr. 2 (Februar 2001): 131–147.

Scheff, Thomas und Suzanne Retzinger. *Emotions and violence: Shame and Rage in Destructive Conflicts*. Toronto: Lexington Books, 1991.

Schimmel, Christine. „Allein durch dick und dünn.“ *Ostthüringische Zeitung*, 09.04.2016.

Schwanitz, Dietrich. *Systemtheorie und Literatur: Ein neues Paradigma*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995.

Scott, Jody. „Why Millennials are the Most Anxious Generation in History.“ *Vogue*, 15.01.2018.

<https://www.vogue.com.au/beauty/wellbeing/why-millennials-are-the-most-anxious-generation-in-history/news-story/755e7b197bdb20c42b1c11d7f48525cd>.

Seneca, Lucius Annaeus. *Vom glücklichen Leben und andere Schriften*, hrsg. von Peter Jaerisch. Stuttgart: Reclam 1987.

Senge, Konstanze. „Die Wiederentdeckung der Gefühle: Zur Einleitung.“ In *Hauptwerke der Emotionssoziologie*. Hrsg. von Konstanze Senge und Rainer Schützeichel, 11–32. Wiesbaden: Springer VS, 2013.

Sifferlin, Alexandra. „13% of Americans Take Antidepressants.“ *Time*, 15.08.2017. <http://time.com/4900248/antidepressants-depression-more-common/>.

Solomon, Andrew. „Anatomy of Melancholy.“ *The New Yorker*, 04.01.1998. <https://www.newyorker.com/magazine/1998/01/12/anatomy-of-melancholy>.

Solomon, Andrew. *Saturns Schatten: Die dunklen Welten der Depression*. Fischer Taschenbuch 15418. Frankfurt a. M.: Fischer, 2006.

Solomon, Andrew. *The Noonday Demon: An Atlas of Depression*. New York: Scribner, 2001.

Tiedemann, Jens. „Die intersubjektive Natur der Scham.“ Diss., Freie Universität Berlin, 2007.



Urban, Tim. „Why Generation Y Yuppies Are Unhappy.“ *The Huffington Post*, 15.09.2013. [https://www.huffingtonpost.com/wait-but-why/generation-y-unhappy\\_b\\_3930620.html](https://www.huffingtonpost.com/wait-but-why/generation-y-unhappy_b_3930620.html).

Vellusig, Robert. *Das Erlebnis und die Dichtung: Studien zur Anthropologie und Mediengeschichte des Erzählens*. Göttingen: Wallstein, 2013.

Wagner-Martin, Linda. *Sylvia Plath: Eine Biographie*. st 1986. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992.

Weber, Max. *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Beck'sche Reihe 1614. München: C. H. Beck, 2004.

Weigel, Sigrid. „Familienbande, Phantome und die Vergangenheitspolitik des Generationen-Diskurses: Abwehr von und Sehnsucht nach Herkunft.“ In *Generationen. Zur Relevanz eines Grundbegriffs*, hrsg. von Ulrike Jureit und Michael Wolf, 108–126. Hamburg: Hamburger Edition, 2005.

Wray, Naomi, Stephan Ripke, Manuel Mattheisen, Maciej Trzaskowski, E. Byrne, Abdel Abdellaoui, Mark Adams et al. „Genome-wide association analyses identify 44 risk variants and refine the genetic architecture of major depression.“ *Nature Genetics* 50, Nr. 5 (Mai 2018): 668–681.

### 8.3 Film- und Audioquellen

Carow, Heiner, Reg. *Die Legende von Paul und Paula*. 1973; Deutschland: DEFA, 2000, VHS.

Darnell, Eric und Tim Johnson, Reg. *Antz*. 1998; USA: DreamWorks Pictures, 1998, DVD.

Heinrich, Susanne, Reg. *Das melancholische Mädchen*. 2019; Deutschland: DFFB und Essential Filmproduktion, 2020, DVD.

Hess, Scott. „TEDxSF Millennials: Who They Are & Why We Hate Them.“ *YouTube*, 10.06.2011. Video, 21:32. [https://www.youtube.com/watch?v=P-enHH-r\\_FM](https://www.youtube.com/watch?v=P-enHH-r_FM).

Lasseeter, John, Reg. *A Bug's Life*. 1998; USA: Walt Disney Pictures und Pixar Animation Studios, 1999, DVD.

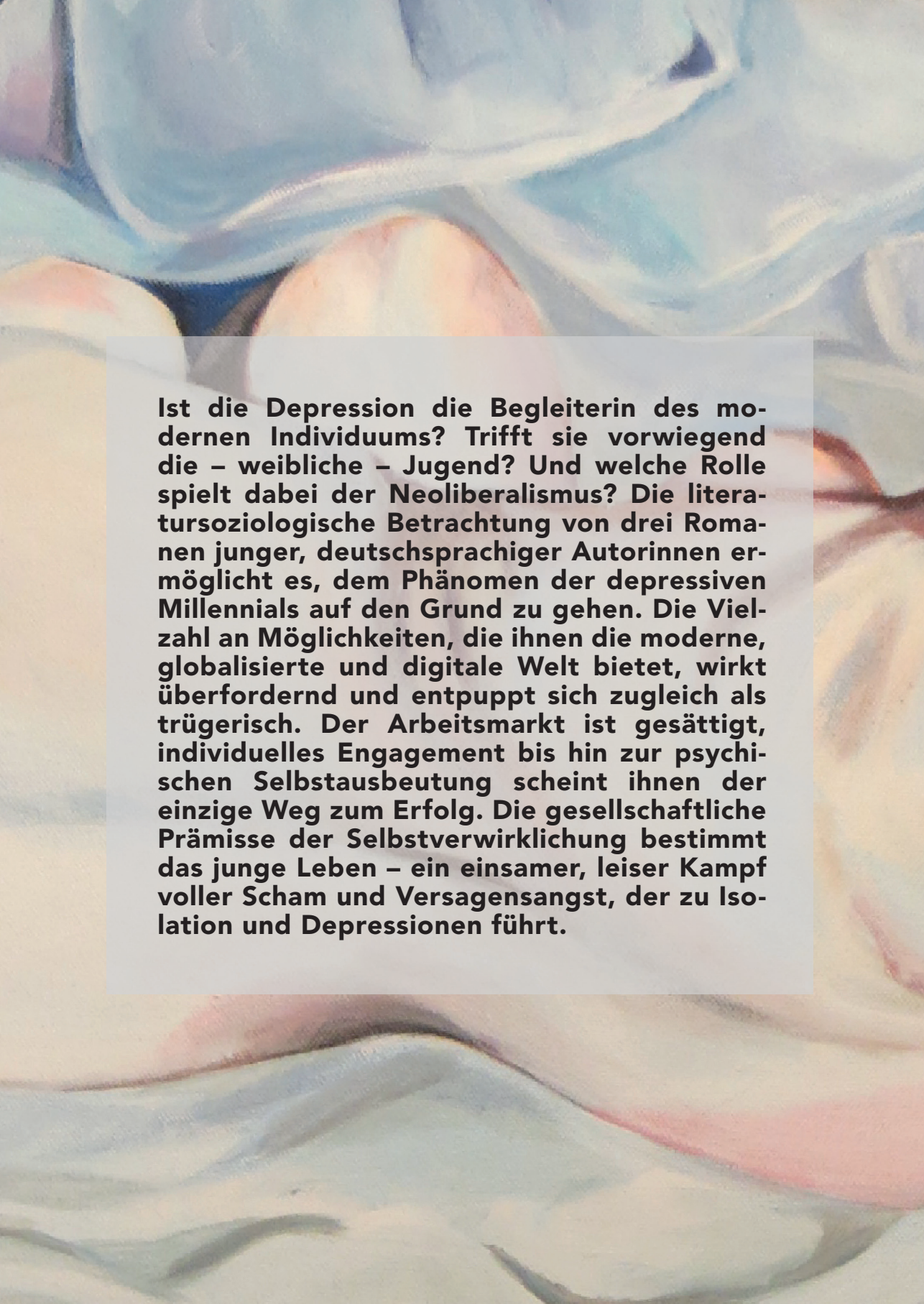
Tocotronic. *Digital ist besser. L'âge d'or*, 1995, CD.

#### 8.4 Webseiteninhalte

Stellenausschreibung Digital Minds. „Praktikum Online Marketing Manager.“ Zugriffen am 26.11.2018. <https://kulturkonzepte.at/job/praktikum-online-marketing-manager-sem-seo-affiliate-content/>.

Stellenausschreibung Theater in der Josefstadt. „Hospitantz in Dramaturgie und Theatervermittlung.“ Zugriffen am 26.11.2018. <https://kulturkonzepte.at/job/hospitantz-in-dramaturgie-und-theatervermittlung/>.

Fairphone Produktbeschreibung. Zugriffen am 25.08.2018. <https://www.fairphone.com/de/>.



**Ist die Depression die Begleiterin des modernen Individuums? Trifft sie vorwiegend die – weibliche – Jugend? Und welche Rolle spielt dabei der Neoliberalismus? Die literatursoziologische Betrachtung von drei Romanen junger, deutschsprachiger Autorinnen ermöglicht es, dem Phänomen der depressiven Millennials auf den Grund zu gehen. Die Vielzahl an Möglichkeiten, die ihnen die moderne, globalisierte und digitale Welt bietet, wirkt überfordernd und entpuppt sich zugleich als trügerisch. Der Arbeitsmarkt ist gesättigt, individuelles Engagement bis hin zur psychischen Selbstausbeutung scheint ihnen der einzige Weg zum Erfolg. Die gesellschaftliche Prämisse der Selbstverwirklichung bestimmt das junge Leben – ein einsamer, leiser Kampf voller Scham und Versagensangst, der zu Isolation und Depressionen führt.**